image
not
available





Zur Dämmerstunde.

Zur Dämmerstunde.

Erzählungen

von

Ottilie Wildermuth.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1871.

Zur Dämmerstunde.

Erzählungen

von

Ottilie Wildermuth.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1871.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Vorrede.

Zur Dämmerstunde kündet sich das aus ältern und neuern Geschichten zusammengefügte Büchlein an, mit dem ich nach längerer Pause einmal wieder bei meinen Freunden Einkehr halten möchte.

Es könnte dieser Titel aber leicht Erwartungen erregen, die das Buch nicht erfüllt, wenn man sich dächte, die Dämmerstunde müsse nur Duftiges, Träumerisches, Geheimnißvolles bringen.

Solches ist jedoch nicht die Art meiner Geschichten. Diese Bilder sind zu großem Theil nicht genommen aus der Zeit der leuchtenden Morgenfrüh, des sonnenwarmen Tageslichts, sind auch keine düstern Nachtstücke, — eines oder zwei ausgenommen, — sie stammen aus der Dämmerzeit, wo die lebhaften Farben verbleichen, wo das laute Geräusch des Tages allmählich stille wird, wo man gerne beisammen sitzt und plaudert von alten Zeiten, oder allein

in Ruhe den vergangenen Tag überdenkt. So mögen vielleicht diese Bilder aus der Dämmerstunde da und dort ein Herz ansprechen, das weniger Gefallen mehr findet an strahlenden Morgenbildern, an glühendem Lichte, tiefem Schatten und schweren Gewittern, wie der heiße Tag sie bringt.

Ob die Zeit, in der ich sie vollendet, auch für mich eine Dämmerstunde war, der die Nacht nahe ist, wo das Wirken aufhört, — das steht in Gottes Hand. Jedenfalls mögen sie all meinen Freunden fern und nah einen herzlichen Gruß sagen und bitten um nachsichtige Aufnahme.

Tübingen, im Herbst 1871.

Ottilie Wildermuth.

Inhalt.

Alte Liebe rostet nicht.

Drei Bilder aus dem Leben.



I.

Ein getreuer Verehrer.

In einer bescheidenen Seitenstraße der Residenzstadt wohnte im vierten Stock eines gleichfalls bescheidenen Hauses die verwittwete Frau Pfarrerin Dorn.

Sie hätte vor Zeiten kaum geglaubt, daß sie noch so hoffärtig sein und in der Hauptstadt wohnen werde. Als Pfarrtöchterlein von Thalheim war sie zwar je und je dorthin gekommen zu einer Frau Tante Konsulentin; es war ihr aber dazumal alles so stolz und herrlich erschienen, daß sie zuerst Bedenken getragen hatte, ob es nur auch recht sei hinzugehen, da sie doch in der Konfirmation „dem Pracht und Eitelkeit der gottlosen Welt“ entsagt hatte.

So ängstlich war sie nun später nicht mehr gewesen, doch schien ihr einfacher Lebensweg sie von selbst weit abzuführen von den stolzen Straßen der Residenz.

Frau Pfarrer Dorn hatte nämlich vor Jahren als echtes Pfarrtöchterlein mit dem Vikar ihres Vaters sich verlobt und nach bald erfolgter Anstellung denselben geheirathet; eine gute, alte Sitte, die jetzt etwas seltener zu werden scheint,

vielleicht weil in unsern bedrängten Zeiten ein Pfarrer sich so lange wehren muß, bis er einen Vikar nimmt, daß seine Töchter inzwischen über die Jahre hinausgekommen sind, in denen man Herzen gewinnt.

Es ist auch keineswegs so leicht und natürlich, wie es scheint, daß ein Vikar sich in sein Pfarrtöchterlein verliebe. Ist keine Kunst, Gefallen an einer jungen Dame zu finden, die man etwa einmal im feenhaften Ballgewande oder bei einer Landpartie in reizender Toilette unterm blumengeschmückten Hütchen mit wehendem Schleier geschaut, wo sie von selbst auch gut aufgelegt, heiter und liebenswürdig ist.

Aber wer um ein Mädchen ist, Tag für Tag, sie sieht und hört im Alltagskleid und Morgenrock, an Wasch- und Putztagen, im Verkehr mit Eltern und Geschwistern, mit Dienstboten und Leuten vom Volk, — wer sie dann auch begehrenswerth findet und Freudigkeit hat, ihr sein Herzens- und Lebensglück anzuvertrauen, der muß gewiß sein, daß ihre Tugenden echt und probehaltig sind.

Nun, das hatte auch Pfarrer Dorn seiner Zeit erfahren dürfen, als er Karoline Ringler, das Töchterlein seines Herrn Pfarrers aus dem Pfarrhause zu Thalheim in sein eigen Pfarrhaus zu Zimmern eingeführt; sie war ihm eine getreue und heitere Hausfrau gewesen, die verstanden hatte, ihm das Herz frisch zu halten auch unter den Amtesmühen und bei den unvermeidlichen kleinen Aergernissen im Verkehr mit „Schultheiß und Schulmeister“.

Fünf Kinder waren ihnen erblüht, ihr Glück aber war leider nicht von zu langer Dauer gewesen. Sechszehn Jahre hatten sie die hellen und dunklen Tage in Frieden und Treue zusammengetragen, da kam der dunkelste — den Pfarrer

raffte ein ansteckendes Fieber weg; er starb in Erfüllung seines Berufs, und sie gruben ihm sein Grab an der sonnigsten Stelle des Kirchhofs, so recht in Mitte seiner Heerde, wie es dem treuen Hirten gebührte.

Und die Frau Pfarrerin war doch nach S. gezogen, obgleich ihr durch Vermögen und Pension nur ein überaus mäßiges Einkommen gesichert war. Das geschah blos der Kinder willen, deren sie fünfe besaß. Die vier Mädchen mußten etwas Tüchtiges lernen, um sich später selbst forthelfen zu können; auch gab es in der Residenz am ehesten Gelegenheit zu anständiger Beschäftigung und Aussicht zu künftiger Versorgung. Gustav, den einzigen Sohn, erbot sich Professor Wendler, ein Freund des verstorbenen Vaters, in seinen Unterricht aufzunehmen, falls die Mutter ihn in Kost und Wohnung behalten könne.

So kam es also, daß die Frau Pfarrer Dorn im vierten Stock im Sonnengäßchen bei Knopfmacher Schönhammel wohnte, ohne sich um „die Pracht und Eitelkeit der gottlosen Welt" viel zu bekümmern, da sie bei ihren beschränkten Mitteln sich nur mit dem Nothwendigsten bescheiden mußte. Die Wohnung, die sie inne hatte, bestand aus drei Zimmern, davon das eine, das ihr Stammhalter bewohnte, kaum noch diesen Namen verdiente, da dasselbe gar eng war, und blos eine einzige fensterartige Oeffnung auf unterschiedliche Winkel und unschöne Parthieen der Nachbarschaft hatte, so daß der Fleiß des jungen Gymnasisten nicht durch Zerstreuung gefährdet war.

Die Wohnstube war jederzeit anständig gehalten mit schneeweißen Gardinen; der schwarz überzogne Sopha stets sauber gebürstet, auch stand ein gestickter Schemel davor;

von den Wänden schauten ein paar Familienbilder nebst einem etwas grobgemalten Doktor Luther mit einer kolossalen Bibel in der Hand.

Mama bei einem selten versiegenden Korb mit zu flickenden Strümpfen saß am Tische; an den beiden Fenstern aber standen Nähtischchen, daran die fleißigen Töchterlein ihren Platz hatten.

Marie, die jüngste und kleinste, ging noch zur Schule, und Emilie lernte eben das Kleidermachen. Sie alle waren nebst der Mutter gar emsig in Verfertigung von allerlei feiner Nähterei, besonders zu Aussteuern, und fanden durch Vermittlung der Frau Professor Wendler immer Arbeit genug. Pauline war eine geschickte Blumenmacherin; da blühte oft in dem niedern Stübchen mitten im Winter ein farbenreicher Frühling und nur die Mutter wiegte in leiser Wehmuth den Kopf, wenn wieder ein blühender Myrthenkranz für eine Braut vollendet war.

Von aller Herrlichkeit, all dem buntbewegten Treiben einer Residenz vernahm man auf der einsamen Höhe des Wittwenstübchens nur äußerst wenig. Gegenüber wohnte ein Sattler und ein Bäcker, und die Mädchen machten in der Stille ihre besonderen Beobachtungen; — beim Sattler wurden elegante Wagen reparirt, vielleicht bestimmt, um Damen in glänzender Toilette zu Promenaden und Bällen zu führen, prächtige Schlitten mit lustigem Schellengeklingel, schön gestickte Schabracken für flotte Reiter; — beim Bäcker daneben hatten nur Boten vom Lande ihr Absteigequartier, verheißungsvolle Schachteln wurden ausgetragen, Pfarrtöchterlein schlüpften etwas verschlafen unter dem Deckel des Wägeleins hervor und sahen sich schüchtern um, ob nicht höhnische Blicke

sie um solcher Fahrgelegenheit willen bedauerten. Bauernweiber kehrten ein, die ihre Söhne in der Kaserne besuchten und ihnen einen Imbiß zusteckten; — sonst aber war da auch gar nichts zu sehen, höchstens wandelte an Sonntagen eine geputzte Magd mit einem Freunde oder „Landsmann" vorüber.

Mutter und Töchter hatten aber nicht viel Zeit zur Langeweile; sie wunderten sich oft, wenn die nahe Kirchenglocke schon wieder eine Stunde schlug, oder wenn sie von ferne die Klänge der heimziehenden Militärmusik hörten. Emilie versorgte die Ihren bei der Heimkunft aus der Nähstunde jederzeit mit allerlei Neuigkeiten aus Stadt und Land; auch Gäste kehrten zuweilen bei ihnen ein, befreundete Pfarrfrauen, die Einkäufe zu machen hatten; eine zärtliche Mutter, die einen Sohn ins Landexamen begleitete. Ein Gastzimmer vermochte Frau Pfarrer Dorn freilich nicht zu erschwingen, aber auf dem Sopha im Wohnzimmer ließ sich zur Noth immer noch ein Bett anbringen. Solche Gäste vom Lande brachten dann jederzeit auch ein Küchengrüßlein in die magere Haushaltung.

An Gelegenheit zu Ausgängen fehlte es übrigens nicht, da Mutter und Töchter von ihren auswärtigen Freunden reichlich mit Aufträgen heimgesucht waren. Bald kam ein Müsterchen Stickwolle — gerade so und nicht anders sollte es aufgetrieben werden —; die Frau Base Amtmännin wollte Haubenband, nicht zu breit und nicht zu schmal, recht freundlich in den Farben und doch nicht zu bunt, recht fein und schön, aber auch gewiß nicht zu theuer. Da mußten von wenigstens vier Kaufläden ganze Pakete von Kleidermustern zusammengeholt werden; die kamen dann regelmäßig, aber ganz durcheinander geworfen mit der Weisung wieder zurück,

sich eine Parthie derselben am Stück zeigen zu lassen und nochmals Bericht darüber zu erstatten; schließlich blieb nichts übrig, als daß die betreffende Frau Base in selbsteigener Person sich zur endlichen Auswahl einfinden mußte. Diese Art von Unterhaltung war für die Mädchen nicht die angenehmste, und oft wurde das Loos darüber geworfen, welche von ihnen dießmal den Musterpack in den Laden zurücktragen müsse, da die kleine Marie widerspenstig wurde und sich nicht mehr jedesmal dazu hergeben wollte. Zu diesen Abwechslungen kamen noch bei günstiger Witterung ein sonntäglicher Spaziergang in die königlichen Anlagen, alljährlich in großer Sommerhitze eine Landparthie zur Milchfrau des nahen Dorfes; sogar wenn man Gäste zu honoriren hatte, wohl auch in einer alten Fiakerkutsche eine Lustfahrt nach dem fashionablen Badestädtchen K.; endlich hie und da ein Theaterbillet von der Frau Professorin, welches diese billig aus zweiter Hand erstanden hatte. Trotz all dieser Genüsse fanden die Mädchen ihr Leben doch etwas trocken und einförmig, und viel lockender dünkte ihnen das freie fröhliche Leben auf dem Dorfe, wie es bei aller Beschränkung der Verhältnisse die Mutter daheim geführt. — Gar zu gern hörten sie die Mutter von dem Pfarrhaus und Pfarrgarten in Thalheim erzählen, wo sie ihr eigenes Blumengärtlein gehabt mit den allerschönsten Rosen und Nelken; wo sie den Namen des Vikars, ihres nachmaligen Gatten, heimlich in Kresse gesät und dieser, ehe sie die Kresse abschneiden konnte, zu ihrem Entsetzen den Namen entdeckt und ihr Herz errathen hatte, das dem seinigen dadurch auf halbem Wege entgegenkam und ihm sein erstes Liebesgeständniß in wonnigem Selbstgefühl erleichterte. Dann erzählte sie wieder von den schönen

Pfarrkränzchen, wo sich unter dem Präsidium des Herrn Dekans sämmtliche Pfarrfamilien der Gegend zusammengefunden; wo im Grasgarten die geistliche Jugend sich mit „Frau Mutter leih mir d'Scheer“ und andern unschuldigen Spielen vergnügt hatte, bis dann am Abend jede Familie wieder ihre eigene Straße zog und jeder Vikar seiner auserwählten Pfarrtochter ehrbarlich den Shawl trug. — „Mama, Sie haben's eigentlich doch besser gehabt,“ meinte Auguste, „und gemüthlicher,“ seufzte Pauline; „ei was, wir haben auch hier manche Freuden zu genießen,“ getröstete sich die muntere Emilie. Die Mama selbst hätte wohl von Herzen den Kindern eine sonnigere Jugend gegönnt, aber es war ja nicht ihre Wahl, und die Zukunft der Kinder lag in Gottes Hand. Sie getröstete sich mit einem ihrer frommen „Waidsprüchlein“, wie sie Schubart nennt:

Geht's nicht heute wie man will,
Sei man nur ein wenig still;
Ist doch morgen auch ein Tag,
Da die Wohlfahrt kommen mag.

Auguste, die älteste, die in Bälde eine Stelle „zur Unterstützung der Hausfrau“ suchen sollte, die hätte immer gar gern noch mehr gewußt, ob die Mama als jung wirklich nicht mehr erlebt habe, als daß ihr Vikar sie vom Pfarrkranz heimgeführt, bis er sie einführen durfte in sein Pfarrhaus.

Sie selbst, ach sie erlebten ja nichts in all der bewegten Hauptstadt! Nur den Wechsel vom Nähtisch am Fenster bei Tag bis zur Lampe auf dem Tisch am Abend, daß der junge Doktor Busch, der Bruder der Frau Professor Wend-

ler, sie einmal vom Theater heimbegleitet, ja ihr sogar seinen Arm geboten hatte — du lieber Gott, das war für sie wohl ein Ereigniß gewesen; doch sie war zu verständig, um die mindesten Folgerungen daran zu knüpfen. Aber an dem frischen und freieren Leben, wie es die Mutter geführt, konnte man sich zur innigsten Theilnahme noch erwärmen. Am Abend sammelte sich die ganze Familie um den runden Tisch, selbst dem Gymnasisten konnte kein eignes Licht verwilligt werden; Marie hatte ihr Strickzeug oder die Schularbeit, die Mutter saß etwas zur Seite mit Kunkel und Rädchen. Professor Wendler hatte ihr längst zu beweisen versucht, daß Spinnen keine nutzbringende Arbeit sei; sie aber ließ sich's nicht nehmen, so bald die Lampe angezündet war, ihr Rädchen zu holen. Da spann sie, Abend für Abend, ihre seideweißen Fädchen und hatte den Triumph, wenn sie ihr gesammtes Garn dem Weber ablieferte, daß dieser versicherte: „Frau Pfarrerin, Ihr Garn ist's fürnehmst, so spinnt Niemand mehr.“ Ganz in der Stille häufte sie feine, schneeweiße Leinwandballen, da sie auch auf dem Dorf noch spinnen ließ. Ob sie eine Ausstattung daraus zuschneiden dürfe? das wußte sie ja nicht, aber „sie sollen doch etwas finden, wenn ich nicht mehr da bin,“ dachte sie.

An so einem Abend kehrte auch Emilie aus der Nähstunde heim und verkündete mit großer Indignation: „Wißt Ihr auch, daß des Bäckers Sohn da drüben eine Pfarrerstochter heirathet?“

„Geh, was schwatz'st Du?“ rief Auguste empört, „eine Pfarrerstochter! die wird sich doch nicht so herunter geben!“

„Wenn's nur die Leute nicht erführen!“ seufzte Pauline; „das ist ja eine Schande für alle Pfarrerstöchter.“

„Ei Mädchen, seid nicht so übermüthig,“ warnte die Mutter; „Hochmuth kommt vor dem Falle, wenn's nur ein rechtschaffener Mensch ist . . .“

„Ei was, dann soll er eine rechtschaffene Bäckerstochter heirathen,“ meinte die stolze Auguste; „ich wollte doch sehen, Mama, was Du gesagt hättest, als Du jung warst, wenn ein Bäcker sich in Dich verliebt hätte?“

„Nun, das könnte ich Euch vielleicht sagen,“ sagte fast mit leichtem Erröthen die Mutter; „was sagt Ihr dazu, wenn ich Euch erzähle, daß mich einmal ein Bäcker heirathen wollte?“

„Nicht möglich Mama!“ rief Emilie; „Du siehst ja eigentlich noch vornehmer aus als eine Pfarrtochter; die Hausfrau drunten hat neulich gesagt, in Deinem schwarzseidnen Kleid sehest Du aus wie eine Regierungsrathswittfrau; — und ist erst noch so geflickt . . . .“

„O, bitte Mama, erzähl' doch wie es gewesen?“ fragte Emilie; die Kleine war noch in der Schule.

„Na,“ begann die Mutter, „die nächste Nachbarschaft beim Pfarrhaus in Thalheim war das Haus des einzigen Bäckers im Ort, Moser hat er geheißen. Mosers waren recht ordentliche Leute und vermöglich; die Mutter und die Bäckersfrau tauschten Salatsamen und Nelkensetzlinge mit einander aus, der Bäcker besorgte meinem Papa selig den Wein vom Unterland, — man hielt gute Nachbarschaft. Jakob, des Bäckers ältester Bube, etwa fünf Jahre älter als ich, ist mein Spielgefährte gewesen, so lang ich mir denken kann. Als ich ein kleines Kind war, hat er mich im Wägelchen geführt und ist nie müd geworden; er hat mir Kuchen gebracht, so oft seine Mutter gebacken, hat mir Haselnüsse, Erdbeeren und Himbeeren im Walde gesucht, so bald es

draußen gab, — kurz, er war allenthalben mein Beschützer und mein guter Freund." — — „Ist's ein hübscher Bursch gewesen?" fragte Pauline.

„Glaub' nicht," sagte die Mama gleichmüthig, „so viel ich mich erinnere, auch nicht häßlich; aber er trug nach Art der Dorfbuben ein ganz glatt geschornes Haar, ein blaues Wamms und Zwilchhosen. Ich war vielleicht acht Jahre alt; der Bäckerjakob hatte mir eben die schönsten Trauben aus seines Vaters Weinberg gebracht und ein Apfelbrödchen, das ihm die Mutter gebacken; ich schmauste es mit großem Vergnügen, bot ihm aber doch auch davon an, denn er hatte nichts für sich behalten."

„Pfarrkarline," sagte er dann plötzlich, „willst Du mich einmal heirathen?"

„Nein," sagte ich mit größter Entschlossenheit, ohne mir im mindesten Bedenkzeit auszubitten; „ich heirathe keinen Bauernbuben."

„Aber ich bin kein Bauernbub," sagte er mit Selbstgefühl, „und ich bau ein großes neues Haus auf unsern Garten, lasse mir eine so schöne Stube einrichten wie die Deinige und kaufe einen Sopha."

„Thut nichts," sagte ich, ungerührt durch diese Herrlichkeiten; „ich nehm Dich doch nicht, ich will einmal einen Pfarrer, wie mein Papa ist." Jakob wurde abgerufen; mir hat dieser frühe Heirathsantrag ganz und gar keine Gemüthsbewegung gemacht, ist mir überhaupt erst lange Zeit nachher wieder eingefallen. Auch der Freundschaft des Jakob hat diese Abweisung keinen Eintrag gethan.

Einige Zeit nachher kam der Bäcker zu meinem Vater und fragte ihn um Rath, ob er denn seinen Buben, wie

dieser begehre, in die lateinische Schule nach der Stadt schicken solle? „Ich thu's blutungern, Herr Pfarrer," sagte er, „und vom Buben ist's auch dumm. Daheim in der Bäckerei, da ist er Fuchs und Haas; ein Geschick hat er trotz dem ältesten Bäckergesellen, und mein Weib sagt, Kuchen backen könnt' er wie der schönst' Konditor. Auch im Lesen und im Rechnen ist er nicht ganz unrecht; aber sonst hat er d'Schenie zum Lernen nicht, das sagte schon der Schulmeister. Warum soll ich dann das Heidengeld ausgeben, und meinen ältesten Buben aus dem Geschäft lassen und der Bub selber soll sich plagen, käme am Ende erst nichts heraus? und doch schiert mich der Schlingel Tag und Nacht!"

„Nun, wenn so ein starker Trieb zum Lernen da ist, so findet sich am Ende doch die Fähigkeit," meinte mein Vater; „ich will einmal versuchen, dem Jakob Unterricht zu geben, damit man sieht, ob Aussicht auf Erfolg ist, wenn Ihr ihn fortthut."

So kam denn der Bäckerjakob viermal in der Woche mit Büchern und Heften zum Papa und hatte Lektionen. Er kam nie, ohne daß er etwas für mich auf die Treppe legte; eine Traube, einen schönen rothen Apfel, Birnen, Nüsse, — immer nur ganz verstohlen; ich sah diese Gaben als mein gutes Eigenthum an, theilte sie mit den Geschwistern oder verspeiste sie allein. In den Lehrstunden aber war leider sein guter Wille besser als seine Fähigkeit. Der Papa rieth dem Bäcker entschieden ab von jedem Versuch, ihn studiren zu lassen; „der Bube ist nichts weniger als dumm," versicherte er; „aber seine Fähigkeiten liegen nach einer andern Seite, und bei all seinem Fleiß wird nichts zu Stande kommen." Und doch setzte es der Jakob durch, daß ihn sein Vater in die lateinische Schule schicken mußte.

Der Jakob aber war und blieb zum Gelehrten verdorben; in dem Landexamen ist er dreimal durchgefallen; er nöthigte seinen Vater, ihn auf ein Gymnasium zu schicken, auch da wollt es nicht besser gehen. „Er hat eben die Genie nicht," klagte allemal der alte Bäcker; „es will nicht in sein' Kopf hinein, und sonst wär' er ein ganz gescheidter Mensch. Hab mein Lebtag keinen so dummen Kerl gesehen, der sich so unnöthig mit dem lateinischen und griechischen Zeug geplagt hat. Wenn er in der Vakanz ist, da hilft er mir hehlingerweis beim Handwerk; da ist er lauter Leben und hat einen Forscht (force) und einen Schick wie keiner!"

So oft er daheim war, besuchte uns der Jakob; aber er war still und schüchtern und die wissenschaftlichen Gespräche, die der Vater mit ihm anknüpfen wollte, gingen nicht vorwärts; ich war mittlerweile auch herangewachsen, ich spürte so ein wenig, warum der Jakob sich so vergeblich abplage mit Studieren. Er dauerte mich und seine traurigen Augen thaten mir weh; aber helfen konnte ich ihm nicht und hätte auch um keinen Preis etwas sagen können.

Ich war siebzehn Jahr alt, euer lieber Vater selig war vor Kurzem als Vikar bei meinem Vater eingetreten. Ich machte mir noch keine Gedanken über ihn; aber es war mir doch recht wohl und warm um's Herz, seit er da war, und ich freute mich in der Stille auf jedes Mittag- und Abendessen, wo wir beisammen waren. Von dem Bäckerjakob hörte ich gerade nicht viel, nur daß ihn sein Vater um theures Geld vom Militär losgekauft habe. Einmal war ich allein zu Haus, Vater und Mutter waren mit dem Vikar zu einer Pfarrkonferenz; ich hatte im Garten zu thun, — da kam auf einmal der Bäckerjakob den Gang herunter. Er war

ein sauberer Bursch geworden, immer gut gekleidet wie ein Student; aber, — ich weiß nicht warum, einem Studenten hat er doch nicht gleich gesehen; unser Vikar, in einem ziemlich abgeschabten Röcklein, hat doch mehr vorgestellt als der Bäckerjakob in seinem glänzend neuen Tuchrock. Ich grüßte ihn freundlich; aber so ganz ungenirt wie in der frühern Zeit konnte ich doch nicht mehr mit ihm reden, seine betrübten Augen brachten mich immer in Verlegenheit. „Liebe Jungfer Karoline,“ sagte er endlich nach gleichgültigen Reden, — Fräulein gab es damals in Pfarrhäusern noch nicht, — „liebe Jungfer Karoline, mit dem Studiren wird's bei mir eben nichts. Ich mag mich plagen wie ich will, ich bring' es zu nichts Rechtem; das hat mir unser Herrgott nun einmal nicht beschieden.“

„Aber Jakob, warum plagst Du Dich auch so?“ fragte ich, — ich duzte ihn immer noch, — „zu Deines Vaters Handwerk bist Du geschickt, ihm machst Du damit die größte Freude, und vor Gott sind ja alle Stände gleich,“ setzte ich sehr belehrend hinzu.

„Vor Gott, ja; aber vor Menschen?“ fragte der Jakob und sah mich so sonderbar und ernsthaft an. „Jungfer Karoline,“ fragte er langsam, er bohrte dazu den Stock, den er in der Hand hielt, tief in den Boden und sah vor sich hin, „wenn ich nun ein Bäcker würde, ein rechter tüchtiger und geschickter, wie noch gar keiner dagewesen, und ein reicher Mann dazu, ein rechtschaffener versteht sich von selber; — und ich wollte überall hinziehen, wo Sie wollten, in die schönste und größte Stadt, und ein eignes schönes Haus bauen, — Jungfer Karoline, könnten Sie dann meine Frau werden?“

Ich war erschrocken, daß mir fast der Athem stille stand und that mir das Herz recht weh, aber doch fühlte ich, daß ich gerade und ehrlich sprechen müsse. „Nein Jakob, das könnte ich nicht,“ sagte ich traurig, und gab ihm die Hand wie zur Vergütung.

„Oder wenn ich in die weite Welt gehe und erwerbe Geld genug und Sie könnten damit anfangen, was Sie wollten, und ich wollte Ihnen alles zu Lieb thun, — es ist ja doch schon mehr geschehen, daß ein Mensch von geringer Herkunft ....“

„Jakob, das ist's nicht,“ sagte ich, und ich glaube, ich habe Thränen in den Augen gehabt, „hochmüthig bin ich gewiß nicht; mein Vater ist ein armer Pfarrer und Deiner ein reicher Bäcker, da ist der Unterschied so groß nicht. Aber sieh, wir sind ja immer gut Freund gewesen; sieh, Dich so lieb haben, wie das sein müßte, wenn ich Deine Frau werden sollte, das kann ich nicht.“

„Ja, ich merke wohl, wie's ist,“ sagte er traurig; „behüt' Sie Gott, Jungfer Karoline, Gott lasse es Ihnen gut gehen.“

So ging er fort, und ich war recht sehr betrübt und hab viel weinen müssen. Am andern Tag hieß es, der Bäckerjakob sei fort, nach Wien, oder nach England, oder nach Amerika.

„Und man hat nichts mehr von ihm gehört?“ fragte Pauline gespannt.

„Erst bei meiner Hochzeit wieder. Da brachte der Bäcker einen schweren silbernen Suppenlöffel; sein Jakob habe aus England geschrieben, wo es ihm gut gehe, und habe Geld geschickt, man solle mir ein schönes Hochzeitgeschenk kaufen.

Dann kam ich ja weit weg vom Elternhause; meine Eltern sind auch nicht in Thalheim geblieben, — ich habe von dem Jakob nichts mehr erfahren."

„Und diese rührende Treue," sagte Pauline halb ernst, halb scherzend, „ist so ganz unbekannt geblieben, noch von keinem Dichter besungen worden?"

„Ist auch nicht nöthig," sagte die Mama sehr bestimmt. „Weiß überhaupt nicht, wie ich nur dazu gekommen bin, mit Euch davon zu reden, habe mit Niemand auf der Welt davon gesprochen. Aber er ist ein redliches Gemüth gewesen, und ich hoffe, es sei ihm gut gegangen."

„Wär' doch eigen, wenn unser Vater ein Bäcker wäre," sagte lachend Auguste; aber sie merkte, daß die Mutter nicht gerne darüber spassen lasse.

Nicht zu lange nach dieser Erzählung, die die neugierigen Töchter von ihr erpreßt, saß die Frau Pfarrerin einmal allein in ihrem Stübchen. Drei der Mädchen begleiteten Tante Amtmännin zur Post, die mit überquellenden Taschen, Körben und Reisesäcken nach wohlvollbrachtem Tagewerk heimwärts zog; Gustav und Marie waren in der Schule. Die Frau Pfarrerin hatte immer genug zu sinnen und zu denken, wenn sie allein war, und es that ihr recht wohl, wenn ihr einmal gelang, all die Sorgen der Gegenwart bei Seite zu schaffen und die alten lieben Bilder aus ihrer einfachen Vergangenheit herauf zu rufen. Ganz unvermuthet war der lang vergess'ne Bäckerjakob wieder dazu gekommen, ein Plätzchen in ihrer Erinnerung einzunehmen; „ich möchte wissen, ob er noch lebt und wie es ihm geht?" mußte sie immer wieder denken, seit, zum erstenmal eigentlich, die Geschichte des stillen bescheidnen Verehrers über ihre Lippen gekommen war.

Da schellte die Gangthür draußen; konnten es schon die Kinder sein? Nein, es war ein stattlicher fremder Herr, ein Herr in den besten Jahren, ein überaus nobel gekleideter Herr, mit einer goldenen Kette und einer schönen Sammtweste; die Frau Pfarrerin glaubte, er werde die Thür verfehlt haben.

„Wohnt hier die verwittwete Frau Pfarrer Dorn?“ fragte der Herr in einem etwas fremden Accent.

„Feilich, aber — wen habe ich die Ehre?“ fragte sie, indem sie den Fremden in's Zimmer und auf ihren Sopha nöthigte.

„Ein alter Bekannter wünscht sich Ihnen wieder vorzustellen,“ sagte dieser.

„Der Jakob am Ende,“ rief die Frau Pfarrerin, als sie ihn noch einmal angesehen, in höchster Ueberraschung. Es war ihr gleich zu Anfang so vorgekommen, als sie in seine Augen gesehen; aber sie hatte gemeint, das bilde sie sich nur ein, weil sie gerade an ihn gedacht. Ja, das war in Wahrheit der Bäckerjakob, der da überaus erfreut und vergnügt über ihre herzliche Begrüßung bei ihr auf dem Sopha saß und ihr behaglich seine Erlebnisse erzählte, während er den Stock mit schwerem gold'nen Knopfe bei Seite lehnte und aus einer glänzenden silbernen Dose schnupfte.

Zum Gelehrten hatte auch die Fremde den Jakob nicht gemacht, wie es schien, aber in allewege zum gemachten Mann. Seine Wanderung war nicht weiter als nach England gegangen. Hier war er zum Backtrog seiner Väter zurückgekehrt und hatte in kurzem ausgezeichnetes Glück gemacht. Durch allerlei Verkettung günstiger Umstände hatte er sich bis zum Küchenmeister am königlichen Hofe aufgeschwungen, hatte nebenher auf eigene Hand in amerikanischem Mehl und Korn spekulirt, und wie sich aus allem ergab

und er bescheidentlich andeutete, ein schönes Vermögen erworben; „alles ehrlich und redlich, Jungfer Karoline, will sagen Frau Pfarrerin,“ versicherte er sie und die Frau Pfarrerin glaubte es.

„Da ist mir aber am Ende die Sehnsucht nach der Heimath zu mächtig geworden,“ schloß er seinen Bericht. „Ich kam herüber, um die Erbschaft meines seligen Vaters, von der ich meinen Antheil den Geschwistern abtreten will, bereinigen zu helfen; da habe ich denn erfahren, daß Sie Wittwe sind und hier wohnen und da wollte ich . . .“

„Ihre alte Bekannte besuchen; das ist recht schön, Herr Moser; man freut sich so, wenn man Freunde aus der alten Zeit wieder sieht, und für mich ist so viel anders geworden seit jener Zeit,“ sagte sie mit nassen Augen. „Werden Sie bald wieder nach England zurückkehren?“ fragte sie weiter, um eine etwas peinliche Pause zu unterbrechen; das beständige, unverwandte Anschauen des Herrn Küchenmeisters war ihr unangenehm und ungewohnt; sie war zwar eine recht saubere, wohlerhaltene Frau von vierundvierzig Jahren; aber es war seit langen Jahren gewiß keinem Menschen eingefallen, sie allein darauf anzusehen.

„Das hängt von Ihnen ab, ob ich wieder nach England gehe,“ erwiederte er.

„Von mir?“ fragte sie verlegen.

„Ja, von Ihnen,“ sagte der ehemalige Bäckerjakob mit einem Ernst und einer Wärme, die der guten Frau ganz bange machten. „Ich kenne die Welt nun schon genug, um zu wissen, daß man nicht so mit der Thür in's Haus fällt; aber, liebe Frau Pfarrerin, wenn man vierundzwanzig Jahre lang in Geduld und Stille gewartet hat, so ist nicht viel

Zeit im Leben mehr übrig zum Warten. Liebe Frau Pfarrerin, wenn Sie einwilligen, so gehe ich nicht mehr nach England und bleibe da, wo Sie gerne wohnen und Sie sollen es gut bei mir haben und nicht mehr wissen, was Sorgen sind.

„Aber, Herr Moser!“ rief in ungeheucheltem Erstaunen über diesen so gar raschen und unvermittelten Antrag die Wittwe, „bedenken Sie . . .“

Ehe er aber bedenken konnte, brach die sämmtliche Familie der Frau Pfarrerin, die sich vor dem Hause zusammengefunden, durch die offen geblieb'ne Gangthür in's Zimmer ein, zu ungemeiner Erleichterung der Mutter, zu geringerem Vergnügen des Gastes; Auguste, Pauline, Emilie und Marie zusammt dem aufgeschossenen Gustav, der jederzeit lange Arme aus seinen Wammsärmeln streckte.

„Grüß Gott, Mama,“ riefen sie fünfstimmig, verstummten aber erstaunt über einen so fremden Besuch.

„Meine Kinder,“ stellte Frau Dorn die sämmtliche Schaar per Bausch und Bogen dem Gaste vor, der seinerseits auch etwas verblüfft schien über diese großgewachsene Völkerschaft, sämmtlich Sprossen derjenigen, die er als schlankes, siebzehnjähriges Mädchen im Pfarrgarten verlassen. Zur Anknüpfung einer Unterhaltung mit den jungen Damen konnte er keinen Anlauf nehmen, so empfahl er sich denn.

„Frau Pfarrerin,“ sagte er langsam und bedeutsam, „ich logire im König von England hier; wenn Sie erlauben, daß ich Sie noch einmal besuchen darf, so haben Sie die Güte, es mich mit ein paar Worten wissen zu lassen; ich werde morgen den ganzen Tag zu Hause bleiben.“

Somit ging er, die immer noch etwas betäubte Frau begleitete ihn.

Sie gab ihm die Hand, konnte aber nicht viel reden.

„Ich hoffe morgen auf Ihre Antwort," wiederholte er; „alle Ihre Sorgen und Pflichten sollen auch die meinigen sein, wenn Sie mir das Recht dazu geben."

„Mama, wer ist der vornehme alte Herr? — Wie kommt er zu uns? — Was mag er nur wollen? — Habt ihr gesehen, was er für schöne Kachets an seiner Uhr hat?" so erscholl es in der Stube durcheinander. Mit der Fassung der vielbestürmten Frau Pfarrerin war's aber rein vorbei und sie platzte geradezu ohne alle Vorsicht und Zurückhaltung heraus: „Der ehemalige Bäckerjakob war's, er ist in England ein wohlhabender Herr geworden, will mein Gatte und Euer Vater werden."

„Heirathen, die Mama? Nimmermehr! Nur keinen Stiefvater! Und gar fortziehen über Meer? Sie am Ende noch verlieren? Wir wollen arbeiten, daß Du gewiß keine Noth leiden darfst." So scholl es noch einige Zeit durch einander.

Die Mama bereute sehr ihre unbedachte Eröffnung an diesen stürmischen Familienrath, brachte denselben auch zum Schweigen, indem sie erklärte, daß gar nicht im Ernst die Rede davon sei. Die Mädchen waren still, schielten aber doch hie und da noch bedenklich hinüber nach ihr, ob es denn wirklich möglich sei, daß die Mama heirathen solle.

Die Frau Pfarrer Dorn hatte es nicht so gut wie jene zartbesaitete Dame, die sich allezeit ein eigenes Zimmer heizen ließ, um ihren Gefühlen darin nachzuhängen. Zum Glück war es aber gelindes Wetter zur Zeit, als die merkwürdige Erscheinung des alten Verehrers mit dem goldenen Stockknopf auftauchte, und so konnte sie sich in das einäugige Stübchen ihres Gustavs flüchten, um einen Augenblick Ruhe zu haben.

Drüben im Wohnzimmer wurden die Debatten noch fortgesetzt bei den Kindern, die in der Ueberraschung des Augenblicks so schnell zu Vertrauten der Mutter geworden waren. Auguste blieb dabei, es sei unmöglich, daß die Mama noch einmal heirathe, wäre auch eine Art Mesalliance, wenn eine Pfarrerswittwe einen ehemaligen Küchenmeister nähme. Pauline nahm es mehr sentimental im Andenken an den seligen Vater; „ich kann mir die Mama nicht denken als Frau eines andern, und denkt nur, wenn unsere Mutter einen andern Namen hätte als wir!“ Ueber diese Idee schlug Maria ein förmliches Geheul auf; die naseweise Emilie aber schrie dazwischen: „und ich sage, wenn die Mama will, so geht's uns Alle nichts an, gar nichts, und wenn sie es besser bekommt als jetzt. . .“

„Die Mama soll's nicht schlecht bei uns haben, gar nicht,“ rief Auguste eifrig; „wir wollen Alles thun und arbeiten für sie, und einen schönen Sonntagshut hab' ich ja auch schon zu ihrem Geburtstag bestellt . . .“

„Und an unserer Liebe sollte ihr auch genügen,“ rief Pauline.

„Und wenn ich Pfarrer bin, kann sie zu mir ziehen und Ihr Alle mit,“ tröstete sie Gustav, von welcher Aussicht die Mädchen nicht erstaunlich erbaut waren.

Ohne diese Familienberathungen angehört zu haben, hatte die Mama drüben bereits an ihren alten Verehrer geschrieben; so ernstlich, so herzlich, so voll Achtung und Freundschaft war der Brief, wie es nur ihr Herz eingab, für den alten Gespielen ihrer Kindertage, aber ein Absagebrief war es doch. Sie war bald ihres Entschlusses gewiß geworden, wenn auch diese lange, treue Liebe ihr Herz bewegte, wenn

sie auch einen Augenblick um ihrer Kinder willen die äußeren Umstände erwogen, — sie fühlte doch, daß eine Frau, die ihrem Gatten ganz zu eigen gehört hat, sich nicht zweimal verschenken, daß die Mutter erwachsener Töchter wohl kaum mehr Braut werden kann. Aber es hätte sie gefreut, wenn ihr alter Kamerad in der Nähe geblieben wäre, ihr und ihrer Kinder guter Freund, wenn sie in freundlicher häuslicher Pflege ihm einst alte und kränkliche Tage hätte leicht machen können.

So kam es aber nicht. Herr Moser schickte aus dem Gasthof noch ein paar Worte zum Abschied, freundlich, ohne Groll und Bitterkeit; aber er schien doch nicht ruhig genug, um als Freund in der Nähe seiner alten Liebe bleiben zu können; sie hat ihn nicht wieder gesehen und mit den Kindern nicht mehr von ihm gesprochen.

Die Frau Pfarrerin war der Meinung, daß man einen Entschluß, den man mit Gott erwogen und in redlicher Meinung gefaßt hat, nicht beklagen und nicht bereuen, sondern nur durchführen soll und das hat sie auch gethan. Das Herz war hier nicht in's Spiel gekommen, nur ein natürliches Leid, daß sie ein so treues Gemüth hatte so kränken müssen. Ob sie in dem Lauf von fünf Jahren voll Arbeit, Mühe und stiller Sorge hie und da mit leisem Seufzer daran gedacht, wie sie nun mit dieser treuen Seele hätte ein Leben ohne diese leidigen Alltagssorgen führen können? — ich weiß es nicht. Die Mädchen hatten das Mögliche gethan, der Mama das Opfer — wenn es eins war, — zu vergüten, doch waren eben oft schwere Tage gekommen.

Mit dem Dienen wollte es bei Augusten nicht recht glücken, so umsichtig und praktisch auch das Mädchen war;

die Nadel aber verschaffte nur spärliches Brod, die Kinder wuchsen allmälig aus dem Alter heraus, wo Waisengelder für sie bezahlt wurden und der kleine Wittwengehalt reichte nicht aus.

Doch hatte nicht nur die Sorge den Weg gefunden hinauf bis zum vierten Stock in's Madergäßchen, nein, auch die Freude, echte, lebendige Freude und wahrhaftiges Glück, das bezeugte die Mutter dankbar, als sie, fünf Jahre nach jener Begegnung mit dem Jugendgespielen, ihren Geburtstag im Kreis ihrer Kinder feierte.

Zwei fröhliche Bräute durfte das niedrige Wittwenstübchen beherbergen, und die Mutter fand es so viel schöner, sich nun zu sonnen in der Kinder Glück, in ihnen das eigne, das eine Brautgefühl wieder zu erleben, als wenn sie hätte die Liebe, die sie dem Gatten in's Grab gegeben, wieder aufwärmen sollen für einen Andern.

Es war bei den Töchtern, wie billig, der Altersordnung nach gegangen. Jener Doktor Busch, der Augusten damals vom Theater heimgeführt, hatte ihr wirklich auch seine Hand für's Leben geboten. Man redete bereits von der Hochzeit; ein witziger Freund des Bräutigams arbeitete sogar schon an einem Karmen, in dem die Vereinigung von Dorn und Busch, von Röslein die aus einem Dornbusch erblühen, eine große Rolle spielten.

Pauline, die fleißige Blumenmacherin, hatte die Myrthenkrone der Schwester bereits vollendet und arbeitete in der Stille an ihrer eigenen. Auf einem Besuch bei der Tante Amtmännin hatte sie Gelegenheit gefunden, ihr warmes Herzchen an einen tugendhaften Vikar zu verschenken, der immerhin vielleicht in sechs Jahren schon auf Anstellung rechnen

durfte, und der inzwischen seiner Braut Herz und sein eignes mit süßen Träumen einwiegte von Patronatsdiensten und ständigen Amtsverwesereien, auf die man heirathen dürfe.

Mit welchen Mitteln sie ihren Hausstand begründen wollten, das machte dem jungen Paar nicht die allermindeste Anfechtung, destomehr der Mutter, die auch hier wieder erfahren hatte, daß das Leben ein Kampf ist, und daß die leichtbeschwingte Freude nur dann auf Erden weilen darf, wenn sie sich bequemt ein Bleigewicht irdischer Sorge mit zu tragen.

Bei Augusten hatte es weniger Noth. Doktor Busch hatte eine ziemliche Praxis. Er beabsichtigte sich auf Kröpfe als Spezialität zu legen und sich dann in einer gebirgigen Gegend niederzulassen; auch hatte er sich als Junggeselle recht anständig eingerichtet, und war ja der Leinwandschatz der Mutter vorhanden; aber doch hätte sie dem guten fleißigen Kinde, die so treulich mitgesorgt und mitgearbeitet hatte, so gar gern wenigstens auch nur e i n eigen Zimmer im neuen Hause eingerichtet; denn das hatte sie aus Hermann und Dorothee gar wohl behalten und schien ihr eines der vernünftigsten Worte, die je ein Dichter gesprochen:

Ja, ich weiß, wie behaglich ein Weibchen im Hause sich findet,
Das ihr eig'nes Geräth in Küch' und Zimmern erkennet
Und das Bette sich selbst und den Tisch sich selber gedeckt hat. —

Aber dazu war keine Aussicht, denn gerade jetzt sollte auch Gustav für's Seminar ausgestattet werden. Und vollends Pauline und der Vikar, die jetzt noch glaubten, mit fünfhundert Gulden jährlich lasse sich einmal ein flotter Haushalt führen. Wo sollte das Nöthige für ihre Einrichtung her-

kommen! Denn das bescheidene Kapital der Mutter war Jahr um Jahr geschmolzen. Eile hatte es da nun freilich noch nicht, aber es drückte doch das Gemüth der Mutter.

Augusten's Hochzeit war vor der Thür, die Mädchen freuten sich unbändig. Der Myrthenkranz für die Braut, Rosenzweige für die schwesterlichen Brautjungfern waren schon von Paulinen vollendet; aber die Mädchen sollten doch neue Kleider haben, Gustav einen guten, neuen Anzug; auch das schwarzseidene Hochzeitkleid der Mama war schon so vielfältig gestürzt, gewendet, mit Sammt aufgebessert, mit alten Spitzen hergeputzt worden, daß es keiner Erneuerung mehr fähig war, wo sollte das Alles herkommen? und vor der neuen angesehenen Familie wollte man sich doch auch anständig zeigen. Das Herz der Kinder wollte die gute Frau nicht schwer machen mit diesen Sorgen, deren sie sich selbst schämte, da sie ja nur äußerliche Dinge betrafen; aber Sorgen waren es doch. Sie hatte Tage des schwersten, tiefsten Leides überwunden in geduldiger Ergebung; sie hatte am Sarge ihres Mannes in festem Gottvertrauen auf ihre fünf Waisen schauen können — warum wurden ihr diese kleinen Kiesel so schwer, nachdem sie der Herr schon über Berge und Abgründe geleitet?

Ach, das Menschenherz hat verschiedene Kämmerlein. Das tiefe, rechte Leid wohnt an einer andern Stätte als die kleinen Nöthen und Drangsale des Lebens und man wagt oft nicht, die höchsten Trost- und Hilfsquellen in Anspruch zu nehmen für dies geringe Völkchen! Die Wittwe hatte oft in völligem Glauben gesprochen: „Herr, Du wirst mich und meine Kinder nicht verlassen!“ Das hätte sie denn doch nicht gewagt, in demselben Glauben zu bitten um die Mittel zu

einem anständigen Hochzeitkleid und zu einer Zimmereinrichtung für ihre Auguste, und doch fiel es ihr so schwer, es zu entbehren. Ging ihr vielleicht auch ein Bischen wie jener Wittwe, die dem sie tröstenden Pfarrer Flattich antwortete: ‚Ach, ich glaub's ja, daß mich der liebe Gott erhalten wird, aber, ob er mich auch als Frau Hauptmännin erhalten will?“

Nun, wie Er uns erhalten will, dürfen wir freilich dem Herrn nicht vorschreiben; aber derselbe gütige Vater, der uns die Nahrung nicht eben nur zuwachsen läßt, wie es noth thut um nicht Hungers zu sterben, nein, der sie gewinnen läßt aus lieblichen Blüthen, von goldnen Aehrenfeldern, von herrlichen Fruchtbäumen, aus schönen Trauben, — der wird auch nicht zürnen, wenn seine Kinder unter dem „täglichen Brod“, um das sie bitten, gar mancherlei verstehen, wie ja schon der ehrwürdige Doktor Luther gethan.

Ihre großen und kleinen Sorgen vergaß aber die gute Mama, oder verschwieg sie doch, als sie an dem Geburtstagstische saß, den die Kinder und künftigen Schwiegersöhne auf's Schönste ausgeschmückt hatten, als sie die Häupter ihrer Lieben zählte und mit Liebe und Wehmuth des seligen Gatten gedachte. „Es ist so gut gegangen bisher, es wird ja auch noch ferner gehen,“ dachte sie getrost.

* * *

Marie war hinausgegangen um den Kaffee zu holen, kam aber athemlos und ohne Kaffeekannen wieder herein mit der ängstlichen Meldung: „Mama, um Gotteswillen, ein Gerichtsdiener!“ Wirklich folgte ihr der Diener des Gesetzes auf dem Fuß mit der Frage: „Wohnt hier die verwittwete Frau Pfarrer Dorn? Selbige hat sich morgen Vormittag

um neun Uhr auf dem Amtszimmer des Oberamtsgerichts einzufinden."

Mehr als diesen Bescheid hatten auch die Schwiegersöhne nicht von dem Gerichtsdiener erfahren können. Trotz ihres guten Gewissens konnte sich die Frau Pfarrerin eines bänglichen Gefühls nicht erwehren, auch bei der jungen Gesellschaft war die Freude gestört; die Mama genoß wenig Schlummer in dieser Geburtstagsnacht, und war fast froh, als am andern Morgen die neunte Stunde schlug, wo sich zeigen mußte, was denn das Gericht von ihr wolle.

In all der würdigen Haltung einer ehrbaren Matrone fand sich die Wittwe vor der hohen Obrigkeit ein, die dann auch gar nicht so fürchterlich aussah, wie sie sich vorgestellt; nur war ihr unangenehm, daß nicht ein respektabler Herr Oberamtsrichter, sondern ein junger Aktuar mit Stutzbärtchen auf dem Richterstuhle saß und das Verhör eröffnete.

„Ihr Name?"

„Karoline Sophie Dorn, geborene Reigler, Wittwe des Pfarrers Dorn zu Zimmern."

„Ihr Alter?"

Das incommodirte sie doch wirklich; sie machte ja kein Geheimniß daraus, aber so geradeaus zu fragen, das fand sie doch zu unbescheiden. „Achtundvierzig Jahre," antwortete sie zögernd.

„Noch nie gerichtlich bestraft worden?"

Das war denn doch mehr als impertinent! sie erwiderte ein kurzes und höchst beleidigtes „Nein".

„Sind Sie in Ihrer Jugend in irgend welchem nähern Verhältniß zu einem gewissen Jakob Michael Moser, gebürtig aus Thalheim, gestanden?"

Nun aber war's über Alles; eine tiefe Gluth überzog das Antlitz der Matrone, so sich vor Gericht ausfragen zu lassen; nein, das war zu viel!

„Die Frage dient nur um die Idendität der Person festzustellen, und kann nach Umständen die Beantwortung in Ihrem eigenen Interesse liegen," bemerkte der Aktuar, als sie schwieg.

„Jakob Moser, ein Nachbarssohn aus meinem Heimatsdorfe hat mir zu verschiedenen Zeiträumen zweimal einen Heirathsantrag gemacht, den mir aber nicht möglich war anzunehmen," sagte sie endlich mit bebenden Lippen und innerer Empörung über solch unerwartetes und in ihren Augen unbefugtes Fragen.

„Dürften es bereuen," meinte sarkastisch der Aktuar, und begann aus einem Aktenstück zu lesen: Jakob Michael Moser, wohnhaft zu Liverpool in England, gebürtig aus Thalheim, Königreich W., ist zu Liverpool mit Hinterlassung eines Vermögens von fünfmalhunderttausend Gulden gestorben, über das er zu Gunsten mehrerer wohlthätiger Stiftungen in England und in seinem Heimatsorte verfügt hat. Zuvor aber müssen die Legate ausbezahlt werden, unter welchen sich zwanzigtausend Gulden für Pfarrer Dorn, Wittwe allhier, befinden.

Das war der letzte Sturm auf die Fassung der Frau Pfarrerin; all ihre Kraft mußte sie zusammennehmen, um nicht in Thränen auszubrechen, und den Kindern, die mit einiger Spannung auf die Rückkehr der Mama warteten, konnte sie zuerst vor Weinen gar keine Antwort geben als: „Das treue, gute Herz, Gott segne es ihm in der Ewigkeit!"

Als sie nun die Geschichte von dem Erbe verkündete,

das für die bescheidenen Begriffe der Familie ein unermeßlicher Reichthum schien, da brach ein wahrer Sturm der Begeisterung und Dankbarkeit für den treuen Jugendfreund los.

Pauline, Emilie und Gustav wetteiferten in Ausdrücken höchster Bewunderung und Anerkennung. Mariechen leistete der Mutter treulich Gesellschaft im Weinen; nur Auguste blieb still. „Aber Gustchen, freust Du Dich denn nicht auch?„ rief Emilie, „Dir kömmts auch zu gute!“ „Eine halbe Million!“ sagte Auguste sehr nachdenklich vor sich hin, „die Mama hätte ihn doch vielleicht heirathen sollen.“ Dieß Bedauern erregte große Heiterkeit und half auch die Thränen der Mama trocknen.

Zwanzigtausend Gulden baar und unverkürzt wurden der Frau Pfarrerin ausbezahlt. Es gab Leute, die da meinten, wenn der alte Verehrer so reich gewesen sei, so hätte er ihr wohl das Zehnfache hinterlassen können. In das Herz der Pfarrerin aber, die von jeher aus aufrichtigem Sinne gebetet hatte: „Armuth und Reichthum gib mir nicht,“ kam kein solcher Gedanke; es war ja mehr als sie je hätte hoffen können zu besitzen! Sie nahm es als eine rechte Liebes- und Gottesgabe, die ihr möglich machte ihrem Mutterherzen Genüge zu thun, sie nahm es als ein neues Unterpfand von Gottes treuer Fürsorge. Eine fröhlichere Hochzeit als Augustens ist gewiß nicht gefeiert worden.

Und Segen und Gedeihen war in dem Erbe des Freundes; sein Name ist bei einem glücklichen Geschlecht in dankbarer Erinnerung geblieben und die stille Treue, die auf Erden nicht belohnt wurde, hat im Tode noch ihre volle Würdigung gefunden.

II.

Dennoch!

1.

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Vöglein sangen,
Da hab' ich ihr gestanden
Mein Lieben und Verlangen.
Heine.

Man sagt, daß der alttestamentliche Segen einer zahlreichen Familie in christlichen Landen ganz vorzugsweise noch dem geistlichen Stande verblieben sei. Das Pfarrhaus zu Reifenberg wenigstens war nicht daran verkürzt. Zwar hatte der neue Dekan einst den Pfarrer recht salbungsvoll getröstet über seine Kinderlosigkeit; das aber war nur ein Mißverständniß, weil derselbige auf die Frage des Dekans: ob er Kinder habe? einfach mit „neun" geantwortet hatte, was der Dekan als „nein" verstand. Der Pfarrer ließ ihn bei dem Glauben, nur um sich an dem Erstaunen des würdigen Herrn zu ergötzen, als dieser einmal das Pfarrhaus besuchte und aus allen Thüren Kinder in verschiednen Größen her=

vorbrachen, vom hübschen, schlanken Töchterlein bis zu dem kleinen, rundköpfigen Kindlein im Wägelchen, bis alle Neune vollzählig beisammen waren.

So humoristisch faßte aber der Pfarrer selten seinen Kindersegen auf. Er hatte gar ein sorgliches Gemüth, und seine Frau, die doch offenbar der zumeist geplagte Theil bei der Sache war, hatte allezeit noch an ihm zu trösten. Auch konnte man selten, wie der Dekan, die wirkliche Zahl seiner Kinder von ihm erfahren; er pflegte sie, zur Vermehrung der Rührung, gewöhnlich zu multipliziren, immer stärker, je mehr er grade sonst unwirsch oder bedrängt war, so daß die Zahl in's Unendliche wuchs. Die armen Kinder wurden somit immer in der Demuth erhalten, da ihnen ihre eigene unschuldige Existenz gewissermaßen zum Vorwurf gemacht wurde.

Sie trugen übrigens nicht schwer daran, da sie wohl fühlten, daß es nicht so schlimm gemeint war und daß der Vater um alle Schätze doch keins von ihnen hergegeben hätte. Zumal Lenore, das älteste Töchterlein, war ein frohherziges Geschöpf und fühlte sich ganz und gar nicht gedrückt von ihrem Dasein. Sie genoß freilich blutwenig von dem, was man so eigentlich Jugendfreuden nennt; aber sie hatte das erfrischende, belebende Gefühl, eine Stelle im Leben auszufüllen, nothwendig und geschätzt zu sein an ihrem Platze; sie hatte eine blühende Gesundheit und den frischen Muth ihrer sechzehn Jahre, um all den Ansprüchen zu genügen, die an sie gemacht wurden; sie hatte den frommen, freudigen Glauben, daß sie nicht um ihres eigenen Vergnügens willen in die Welt gesetzt sei, sondern um Andern zum Segen und zur Freude zu werden. Ueber all das trug sie eine

verborgene Quelle junger Poesie in sich, unverschüttet von all des Tages Last und Mühe, unausgesprochen, unbewußt, darum aber nur um so frischer und köstlicher.

Lorchen fand nicht viel Nahrung von außen für diese Herzenspoesie, es war noch nicht die Zeit der schön gebundenen, goldgeschmückten Duodez-Literatur, in welcher jede Jungfrau ihre dämmernden, ihre aufgegangenen oder bereits untergegangenen Gefühle anmuthig in Reimlein gebracht, lesen kann, — außer den weltlichen Gedichten Martin Opitzens von Boberfeld, hatte sich von schöner Literatur nichts in das Pfarrhaus verirrt, und so oft auch der Pfarrer ein kleines Sümmchen zur Anschaffung eines Buches bestimmt hatte, es wurde immer wieder verwendet für Tuch zu Bubenwämmsern und andere nützliche Gegenstände. Aber, der Hauch der Poesie weht soweit der Himmel blau ist; Lorchen blickte zu den lichten Sternen auf von den Wiegen der schreienden Geschwister; sie athmete die herrliche Morgenluft, wenn sie früh schon im Garten geschäftig war; sie lauschte dem lieblichen Geplauder der Kleinen, denen die freundliche, sanglustige Schwester fast noch lieber war, als die Mama selbst, und die einfache, gewaltige Poesie der Bibelworte, die erste, die des Kindes Seele durchbebt, verlor ihre ergreifende und erhebende Macht nicht über den Geist des heranblühenden Mädchens.

An dem Freitag aber, an dem unsere Geschichte beginnt, sah es ganz und gar nicht poetisch aus im Pfarrhause zu Reifenberg; ein schweres Drangsal schien alle Räume zu verdüstern, — der Papa hatte den Schnupfen. Das scheint nun eine äußerst unbedeutende Sache; der Schnupfen des Pfarrers zu Reifenberg aber war nicht wie der Schnu-

pfen gewöhnlicher Menschenkinder. Der gute Pfarrer war großgezogen worden mit der Idee, daß sein Vater an einem vernachlässigten Schnupfen gestorben sei; so oft ihn nun dieses Uebel heimsuchte, trug er sich jedesmal mit heimlichen Sterbensgedanken, die sich zunächst in überaus übler Laune äußerten. Zwar war es im Pfarrhause streng verboten, das Wort Schnupfen auch nur auszusprechen, aber das Unglück war ohne Worte leicht erkennbar. Wenn der Pfarrer, statt ruhig in seiner Studierstube zu verharren, alle Viertelstunden mit eiligen, unruhigen Schritten herabstieg und durch alle Zimmer schritt, statt des Gürtels ein Schnupftuch um den Schlafrock gebunden, die Mütze, die er immer im Hause trug, verkehrt auf, damit ihn der Schatten des Schildes nicht hindere; wenn er, so oft er kam, ein neues Taschentuch verlangte und nach und nach eine ganze Reihe gebrauchter Tücher an der Stange vor seinem Fenster zum Trocknen aufhängte; wenn er auf einmal alle alten Schäden im Hause bemerkte und sich darüber ärgerte, nach einem Trinkglas fragte, das vor sechs Jahren zerbrochen war, und über längst zersprungene Fensterscheiben auf's neue eine Todtenklage hielt, — dann ging das ängstliche Flüstern durch's Haus: „der Papa hat den Schnupfen!"

„Weib, was fangen wir an?" brach bei einer neuen Schnupfenwanderung der Pfarrer das unheildrohende Schweigen; „schon Freitag, und ich kann nicht predigen!" — „Aber Papa," meinte schüchtern die Pfarrerin, „glaubst Du nicht, es könnte bis Sonntag vergehen? Wenn Du brav Wasser trinkst mit präparirtem Weinstein? Kalt ist es nicht —." — „Nein, kalt ist es nicht!" brach der erbitterte Pfarrer aus, „gar nicht kalt; es weht nur der heimtückische April-

wind, der am allerleichtesten Lungenentzündungen hervorruft, der meinen armen Vater selig dahinraffte, als dieser in fanatischem Pflichteifer sich nicht nehmen ließ zu predigen mit Schnupfen und Katarrh! Der hatte freilich gut sterben, ich wollte ja heute noch mit allem Vergnügen heimgehen, wenn ich, wie mein Vater selig, nur zwei Kinder hinterließe! Aber mit siebenundzwanzig unversorgten —"

„Nu, nu, Alter," bat gutmüthig die Frau, „versündige Dich nicht! Und wenn Deine Mutter kein einzig Kind gehabt hätte, so wäre sie nur um so trauriger und einsamer geworden durch Deines Vaters Tod. So schlimm sieht's ja bei Dir noch lange nicht aus, und am Sonntag haben wir den ersten Mai. Wir müssen nun eben sehen, wer für Dich predigt." — „Ja, wer für mich predigt, da sitzt's! Wo einen Prediger hernehmen? Der Seeburger hat keinen Vikar mehr! Der Audörfer ist selbst krank und braucht seinen Sohn, der Mühlheimer ist auch allein —." — „Ach ja, aber der Gevatter ist ein so robuster Mann, dem kommt's gar nicht darauf an, seine Predigt zweimal zu halten. Wenn er daheim um 8 Uhr predigt und wir lassen um 10 Uhr läuten, so kann er gut den kurzen Weg herüberkommen und er thut's gern." — „Thu's ungern, thu's blutungern," seufzte der bedrängte Pfarrer, „daß ich meinen Nebenmenschen so drangsalire und daß ich von der bestimmten Gottesdienstordnung abgehe. Gott weiß, wäre es nicht der Gedanke an meine sechsunddreißig —" — „Papa, ich will geschwind dem Pfarrer zu Mühlheim schreiben, sonst werden wir noch zu zweiundsiebzig," meinte das schelmische Lorchen, und entschlüpfte lachend einem Klaps mit der Fliegenklatsche für ihre naseweise Bemerkung, während der Pfarrer mit etwas gemilder-

ter Bekümmerniß im Abgehen seufzte: „Eine Sünde und eine Schande ist's, daß das Konsistorium nicht für jede Diöcese einen eigenen Krankenvikar hält, damit nicht geplagte Familienväter ihr Leben so oft auf's Spiel setzen dürfen!"

Der Sonntag war gekommen. Der Papa machte alle Anstalt, sein vielgefährdetes Leben noch einmal glücklich durchzubringen und behielt sein Krankenkostüm nur noch zur eigenen Beruhigung bei, damit die Hülfeleistung des Nachbars von Mühlheim nicht gar zu überflüssig erscheine, denn zum Selbstpredigen wäre es ja doch zu spät gewesen. — Er war darauf gefaßt, daß der Mühlheimer, wie schon mehr geschehn, erst beim Zusammenläuten eintraf. Er trieb Frau und Tochter an, rechtzeitig in die Kirche zu gehen und recht beruhigt auszusehn, damit die Gemeinde nicht geängstet werde durch das etwaige längere Ausbleiben des Predigers. Zuvor wurden Papa's Winterschlafrock und seine Pantoffeln erster Klasse nebst einer frischgewaschenen baumwollenen Zipfelmütze — die für den Sonntag für würdiger galt als die alte Reisekappe mit dem Schild im Nacken, — nebst einem warmen Kaffee bereit gehalten, da der Gast ja etwas früher als die Frau Pfarrerin nach Hause kommen würde.

Lorchen stand noch im Garten, um sich ein Sträußchen zum Kirchgang zu pflücken; die Blumenrabatten, die die nüchternen Salat- und Krautländer einfaßten, waren ihre Pfleglinge, die dankbar ihre Mühe belohnten. Ein anmuthiges Bild, das schlanke Pfarrtöchterlein, wie sie so zwischen den blühenden Kirschbäumen wandelte und mit innerer Herzensfreude sich die lieblichsten unter ihren Lieblingen heraussuchte: Gartenvergißmeinnicht, so blau wie ihre Augen; dunkelbraune Aurikeln und eine zarte, kleine, blaßrothe Hyazinthe;

der Aprilwind, den der Vater so fürchtete, wehte sie recht erfrischend an, als wollte er ihr wunderbare, nie gehörte Märchen zuflüstern, von einem Glück, das sie nie gekannt, nie zu träumen gewagt. — Aber es läutete, die Mutter war schon voraus; eilig flog sie aus dem Gärtchen, um dann ehrbar, in sittigem Kirchenschritt zwischen den Reihen grüßender Dorfbewohner in den Gitterstuhle einzurücken, wo bereits die Mama saß in innerlicher Herzensangst, ob doch der „Mühlheimer" auch gewiß komme, sich aber bemühte, erstaunlich ruhig auszusehen.

Der Gitterstuhl der Pfarrfrau war grade der Kanzel gegenüber. Lenore hatte nie die Gewohnheit, während der Predigt auf die Kanzel zu blicken; es hätte sie in Verlegenheit gebracht, ihrem eigenen Papa so gradezu in's Angesicht zu schauen; sie konnte die Worte besser in sich aufnehmen, wenn sie vor sich hinsah. So saß sie auch heute mit niedergeschlagenen Augen da. Welch reiche, junge, kraftvolle Stimme tönte da plötzlich an ihr Ohr? Das war nicht der etwas schnarrende Ton des Herrn Pathen von Mühlheim! Ganz erschrocken blickte sie auf und fuhr fast sichtbar zusammen, als sie in ein paar feurige, schwarze Augen blickte; als eine schlanke, jugendlich kräftige Gestalt da oben stand. — Jetzt erst bemerkte sie die leise Bewegung des Erstaunens, die durch die Gemeinde ging, die fast so verwundert war als sie selbst; die Mama vollends, die saß ganz erstarrt über diese unerhörte Verwandlung; es kam ihr fast vor, als sei dem Schnupfen ihres guten Mannes zulieb ein leibhaftiges Wunder geschehen und sei ein Erzengel in eigener Person zum Predigen herabgestiegen, da sie der blühenden Jünglingsgestalt dort oben ansichtig wurde.

Lorchen schaute kein zweitesmal hinauf; sie betete innerlich um die rechte Fassung, da sie ja doch in der Kirche war, und siehe, es wurde ihr leicht, den Worten des jungen Predigers zu folgen. Es war nun freilich wieder eine so ganz andere Predigt, als alle, die sie bisher gehört; es war das schöne Evangelium von der Erscheinung des Herrn am See Genezareth, und der Prediger schilderte die geheimnißvolle dämmernde Morgenfrühe, in der die stille, hohe Gestalt des Herrn an's Ufer trat; das tiefe, selige Erkennen des Johannes; den raschen Feuereifer des Petrus — mit einer Wärme, in einer lebensvollen, blühenden Sprache, daß die guten Dorfbewohner ganz in Bewegung kamen und einander anstießen, und Lenoren die Gestalten der Bibel, die sie sonst nur in dämmernder Ferne erblickt, frisch und lebensvoll vor Augen standen. Die Mama, die schüttelte innerlich den Kopf dazu. „Das ist keine rechte Predigt," meinte ihr regelrechtes Pastoralbewußtsein; „der erzählt ja die Bibel wie einen Roman und zieht gar keine Nutzanwendung! Nun," tröstete sie sich, „man muß es eben der Jugend zugeben." —

„Na," lachte der Pfarrer, als ihn die Mutter und Lorchen daheim in recht erträglich guter Laune mit dem Fremden am Tisch sitzend fanden, „habt ihr recht aufgeschaut, wie da statt meines Gevatters so ein blutjunges Menschenkind auf der Kanzel gestanden ist? Ich muß sagen, ich bin nicht schlecht an ihm erschrocken; aber er meint, es sei ihm nicht übel gegangen. Mama, Du kannst's jetzt sagen, wie die Predigt war." — „Oh, prächtig!" sagte die höfliche Frau Pfarrerin, „so ganz auswendig gesprochen und für Ihre Jugend — und die kurze Zeit!" — „Es war mein Glück," meinte der junge Mann, „daß mein Onkel in Mühlheim,

bei dem ich in den Ferien bin, mich vorher, um mich nicht müssig zu lassen, ermahnt hatte, auf allen Fall eine Predigt über das Sonntagsevangelium zu studiren, ohne Ahnung, daß sie noch nothwendig würde." — „Nun, Mama, laß nur bald das Essen bringen," kommandirte der Pfarrer; „der Herr Studiosus will auch noch die Kinderlehre übernehmen; da muß er doch Zeit nach Tisch haben, sich vorzubereiten. Decke den Tisch, Lorchen, und sieh', wie Du alle achtzehn Kinder zusammenkriegst. Wollen Sie sich's nicht kommod machen?" —

Lachend erblickte der junge Sommer die Bequemlichkeitsanstalten, die für den erwarteten Herrn Gevatter bereit lagen. Er stülpte zu unendlichem Ergötzen der nach und nach herbeiströmenden Kinder die weiße Zipfelmütze auf, unter der sein junges Gesicht mit der reichlichen Fülle braungelockten Haars wirklich höchst komisch hervorsah; er erregte ferner große Heiterkeit, wie er, als die ganze Familie beisammen war, immer noch erwartungsvoll nach der Thür blickte und zuletzt die Pfarrerin fragte: wo denn die andern Neune seien? Kurz, er stand bald mit Alt und Jung auf dem besten Fuße; nur Lorchen wagte er nicht so recht geradezu anzureden, wie auch sie eilig ihre Blicke wieder heimrief, wenn sie auf dem hellen, lebensvollen Gesicht des Gastes flüchtg geweilt. Und doch sahen die Beiden so ganz und gar nicht abschreckend aus! —

In Reifenberg mußten, wie allüberall Brauch und Sitte war, die jungen Bursche und Mädchen bis zum achtzehnten Jahr abwechselnd in der Kinderlehre vorstehen, und der Pfarrer hielt streng darauf, daß Lorchen mit gutem Beispiel vorangehe. Aber heute? Die Mama meinte auch, während

Sommer zur Vorbereitung auf die Studierstube gegangen war: „Hör', Papa, heut' könnte doch das Lorchen daheim bleiben von der Kinderlehre, oder in den Pfarrstuhl stehen." — „Warum so?" fragte der Pfarrer, dessen gute Laune wieder bedeutend gesunken war, weil er einige Mal hatte niesen müssen. — „Nun, das große Mädchen, bei dem jungen Studenten, so vorstehn!" — „Was groß? Nachbar Eisele's Peter ist noch viel größer, und des Schulmeisters naseweises Mädchen wollte schon zweimal von mir dispensirt sein vom Vorstehn in der Kinderlehre, weil es sich nicht recht schicke. Was kirchliche Ordnung und Gesetz ist, das schickt sich auch! Das Mädchen geht, und sie soll gut aufpassen; die andern Stöcke antworten nichts. Ist der Gustav fertig, und der Ludwig und Paul? Karolinchen ist ja immer zuerst dran; die andern fünfzehn sollen sich dann ruhig verhalten."

Recht mit Herzklopfen und dunkelrothem Angesicht stand Lorchen oben in der Reihe der ledigen Töchter, während der junge Student, von der Dorfjugend unverhohlen und mit offenen Mäulern angestaunt, eifrig fragend und docirend auf- und abschritt. In die obersten Regionen, wo Lorchen stand, getraute er sich nicht, und sie war recht froh; denn die Fragen, die er den Kindern stellte, fand sie so schwer, daß sie selbst sich das Antworten nicht getraut hätte; auch machte die Schuljugend dazu nicht die mindeste Anstalt, sondern glotzte den jungen Mann nur immer unverwandter an, so daß dieser wahrscheinlich, aller Würde und der Heiligkeit des Orts vergessend, recht zornig geworden wäre, wenn ihn nicht eine holdselige Gestalt, die er aber, selbst verlegen, nur wie durch einen Nebel sah, in Schranken gehalten hätte.

Lorchen ging durch den Garten in's Haus zurück. Da

stand der Gast noch an ihrem Blumenbeet. „Was Sie schöne Blumen haben!“ sagte er bewundernd; „bei meiner Tante blüht noch gar nichts.“ — „Oh, ich gebe Ihnen ein Sträußchen für die Frau Pathe mit,“ sagte Lorchen bereitwillig; erst als sie ihm die Blumen in die Hand gab und seine Augen so gar freundlich, so tief heraus, auf ihr ruhten, erst da war ihr, als hätte sie das eigentlich nicht thun sollen, und tief erröthend eilte sie voraus, um den Kaffee zu rüsten.

Der gefährliche Schnupfen des Papa ging auch diesmal wieder glücklich vorüber und der junge Sommer kam während dieses Ferienaufenthalts in so ehrwürdigem Beruf nicht wieder in's Pfarrhaus zu Reisenberg, wohl aber mit Onkel und Tante als harmloser Gast; denn die zwei Pfarrhäuser hielten gute Nachbarschaft. Der Pfarrer von Mühlheim war sehr vergnügt mit dem Neffen, den er seit seinen Knabenjahren nicht mehr gesehen hatte, da dessen Mutter sehr entfernt wohnte und Reisen nicht zu den Passionen des Gevatters gehörte. „Er gibt einen rechten Pfarrer,“ versicherte er den Nachbar, „wenn auch jetzt alles noch ein bischen zu poetisch und unvergohren bei ihm ist. Es ist ihm ernst mit der Sache, und ein gut Gemüth hat er auch. Jetzt soll er noch zwei Jahre zu Leipzig studiren.“ — „Hast Du nicht gesagt, Herr Gevatter, daß seine Mutter ohne zeitliche Mittel sei?“ — „Allerdings, Herr Gevatter, aber er hat daselbst einen vermöglichen Onkel mütterlicher Seits, der sich seiner annehmen, ihm Kost und Wohnung und Information geben will.“

So gar schüchtern, wie am ersten Tage, standen sich Theodor und Lenore nicht mehr gegenüber; es war ganz

allmählig anders gekommen. Wie es von jeher herkömmlich war, hatte Lorchen der Frau Pathe über ihre große Hauswasch geholfen; so vergnüglich war es aber noch bei keiner Wäsche zugegangen. Der Student versicherte, er habe daheim seiner Mutter ein Töchterlein erspart und könne vortrefflich mit der Wäsche umgehen. Auch erwies er sich dabei äußerst brauchbar; er zog die Leinen auf, reichte Lorchen die Waschklammern und hängte die großen Stücke auf an den höchsten Punkten, wo Lorchen nicht hinreichen konnte. Am Bügeltag setzte er unter lautem Protest der Tante eine ihrer Dormeusen auf und schickte sich an, ganz ehrbar am Bügeltisch mitzuhelfen; griff es dann freilich aber so verkehrt an, daß ihm das Handwerk gelegt werden mußte. Lorchen und die Frau Pfarrerin kamen gar nicht aus dem Lachen.

Da der Student als Büglerin abgesetzt war, trat er als Vorleser auf und brachte eine gar schöne Sammlung „neuer weltlicher Lieder", die sowohl der Frau Tante als Lorchen noch gänzlich unbekannt waren. Der Geschmack der Tante und des jungen Pathchens erwies sich aber ziemlich verschieden. Die Frau Pfarrerin fand die neuesten Gedichte äußerst schön, die „Klagen einer Liebhaberin beim fernen Getöse einer Schlacht" rührten sie fast zu Thränen, und selbst ein schalkhaftes Gedicht:

„Damon klagt und ist betrübet,
Seufzet täglich ach und weh
Wegen seiner Galathee,
Die er nur zu sehre liebet —"

fand sie noch schön, nur etwas leichtfertig; Lorchen dagegen blieb bei den „Klagen einer Liebhaberin" ungerührt und fand

die wenigen Lieder des Simon Dach so schön, daß Theodor Sommer versprach, für sie eins abzuschreiben.

Abends, als Lorchen heimkehrte, war es schon etwas dunkel. „Theodor, Du bist gewiß so gut und begleitest das Lorchen; es ist doch schon spät," sagte die Frau Pathe. — Ach ja, Theodor war so gut. Seinen Arm nahm Lorchen nicht an, es war ihr etwas beklommen zu Muthe an seiner Seite. Auch er redete nicht viel, aber doch war es so schön! Langeweile hatten sie gar nicht; die Blüthen dufteten so süß, der scharfe Aprilwind war zum weichen Mailüftchen geworden, die Welt war noch nie so wunderschön gewesen.

Sie hatten noch kaum ein bedeutsam Wörtchen gewechselt, die beiden jungen Leute, und doch dünkte es Lorchen, sie komme aus einer fernen, fremden Welt, als sie wieder in die Stube daheim trat. Aber nicht lässig und träumerisch machte sie der goldne Hintergrund, auf dem sich das Alltagsleben jetzt so eigenthümlich abhob; viel freudiger und unverdrossener als je trat sie unter die Geschwisterschaar, half die Größeren überhören, die Kleineren füttern, das Allerkleinste waschen und einschläfern; sie sang ihm leise Wiegenliedlein und versenkte wieder ihre Seele in eine Welt voll märchenhafter Herrlichkeit und Lieblichkeit, so viel poesiereicher als all die Lieder von Phyllis und Dorilis, die sie heute gehört.

Theodor kam, um Abschied zu nehmen. „Der Herr Pfarrer sind in der Stadt bei einer Disputation, die Frau Pfarrerin sind droben in der Kammer und zählen Wäsche," beschied ihn die Magd; „Jungfer Lorchen ist mit den Kindern im Garten." Im Garten, da fand er sie in der weiten grünen Laube, die sich öffnete auf das grüne Wiesenthal; die letzten Veilchen und die ersten Mairöschen dufteten zu-

sammen, die Kleinen durften ungestört spielen, Theodor hatte das Lied „Aennchen von Tharau“ mitgebracht. — Ob die Zwei den Text so genau studirten, ob sie Variationen darüber machten, — sie haben es Niemand vertraut. — Lenore senkte tief ihr erröthendes Gesicht auf das Papierblatt, darauf das Lied geschrieben war; sie fühlte, wie innig die Blicke des Jünglings auf ihr ruhten. — „Wir sind gesinnet, bei einander zu stahn?“ — flüsterte er endlich leise fragend, und Lorchen blickte auf; ach, so nahe, so ganz nahe hatte sie noch nie in ein paar Menschenaugen geblickt!

„Lenore,“ fragte er wieder, so tief aus innerster Seele, „liebes Lorchen, wollen Sie nicht mein Aennchen von Tharau sein? — Ich gehe morgen,“ fuhr er in tiefer Bewegung fort, als sie noch schwieg, „weit, weit fort; ich weiß nicht, wann ich wiederkomme. Leonore, ist Dir's nicht klar geworden, so wie es mir klar ist, daß wir zusammengehören für Zeit und Ewigkeit? — Leonore,“ bat er, als sie immer noch schwieg mit tiefgesenktem Blick, „kannst Du, willst Du mein werden?“ — „Ach gern!“ sagte leise, halb schüchtern, halb glückselig das aufrichtige Kind; „herzlich gern! Aber wir sind ja noch so jung!“ — „Um so besser!“ rief in stürmischer Glückseligkeit der Jüngling, und wagte den ersten Kuß auf die rosigen Lippen; „wir sind jung genug, um warten zu können! Leonore, glaubst Du, einer rechten Liebe, einer Liebe, die halten soll über Tod und Grab hinaus, einer solchen Liebe sei die Zeit gefährlich?“

„O nein,“ versicherte Lorchen in voller Ueberzeugung, während sie, überwältigt von dem, was so schnell geschehn, sich ängstlich, wie Hülfe suchend, an den schmiegte, der sie in solche Herzensnoth gebracht. „Aber,“ und wieder erhob

sie fast bittend die blauen Kinderaugen zu ihm, „es ist nicht recht, ich darf so etwas nicht zusagen ohne der Eltern Willen." — „Das sollst Du auch nicht!" rief Theodor. „Ich gehe zu Deinem Vater und werbe um Dich. Ich bin jung, bin arm, ohne Aussichten, aber ich fühle Kraft und Muth, Dich zu verdienen!"

„Oh, thu's nicht," bat Lenore, indem sie ihn zurückhielt; „wie oft schon hat der Vater gesagt, es gebe keinen größern Unsinn als Studentenverlobungen. Daß es bei uns anders ist, daß wir uns treu bleiben und glücklich werden müssen, auch wenn es noch so lange dauert, das kann er ja nicht wissen und glaubt es nicht, und sieh', wenn er Nein sagt, dann wäre es ja erst ganz aus!" — „Nun, so sagen wir's denn Deiner Mutter, wenn es Dich beruhigt," sagte Theodor, in aller tiefen Bewegung lächelnd über das naive Zugeständniß. — „Oh, der Mutter gar nicht! Abschlagen könnte es uns die gute Mutter nicht; aber die Sorge um einen so aussichtslosen Brautstand würde ihr bei ihrer ängstlichen Gemüthsart das Herz abdrücken, und dem Vater verschweigen wollte und dürfte sie's nicht."

„Aber was fangen wir an?" fragte Theodor, indem er sie glückselig anschaute. „Lieb haben wir uns einmal, das können wir jetzt nicht mehr anders machen. Nun behalten wir uns eben in der Stille lieb!" — „Und bleiben einander treu," vollendete Lenore. — „Aber kannst Du das?" fragte er bänglich. — „O gewiß!" versicherte sie zuversichtlich. „Siehst Du," fuhr sie eifrig fort, „nach mir fragt kein Mensch, kein Mensch will mich; und wenn Einer käme," entgegnete sie auf sein ungläubiges Kopfschütteln, „so nehme ich eben Keinen, und die Mutter braucht mich, die ist froh,

wenn sie mich behalten darf! Dann, wenn ich schon ganz alt bin — oh, so alt! — gewiß schon achtundzwanzig, — aber," fragte sie, plötzlich erschreckend vor einer so ungeheuren Zahl, „hast Du mich dann gewiß noch lieb?" — „Will ich Dich denn nicht Dein ganzes Leben lang lieb behalten, und wenn Du achtzig wirst?" fragte er, sie innig umfassend.

„Nun ja," sagte sie, indem sie sich erröthend losmachte, „wenn ich so ganz alt bin, und die Schwestern groß, und die Brüder in der Welt draußen, und die Eltern vielleicht heimlich bekümmert um mich —." — „Dann komme ich auf einmal," fiel Theodor ein, als sie stockte, „und hole Dich heim, und dann erst erfahren die Eltern, wie wir uns immer lieb gehabt, und freuen sich darüber, und wir, wir werden dann erst wieder jung und glücklich und fangen neu an! Und es gibt ja auch Glücksfälle —." — „Oh, und die Zeit geht ja so schnell!" tröstete Lorchen. „Die Mutter sagt's oft, je älter sie werde, desto kürzer werden die Jahre!"

„Ich soll die Kinder hinaufnehmen, und Karolinele soll mit dem Kleinsten kommen," meldete die hereintretende Magd, „und Sie sollen noch geschwind mit dem Herrn Sommer, wenn er geht, hinüber nach Mühlheim und von der Frau Pfarrerin ein Muster von der neuen Seife mitbringen; Sie können dann mit dem Herrn Papa heim gehen, der ja über Mühlheim kommt." — Tief erröthend fuhr Lorchen auf, besorgte die Kleinen und schickte sich zu dem Gang an. Die arglose Mama, der ein Student, und dazu ein Student, der erst noch zwei Jahre in Leipzig studiren mußte, so ganz und gar nicht als ein herzensgefährliches Subjekt erschien, die hatte keine Ahnung, welche glückselige Stunde noch dieser Auftrag ihrem Lorchen verschaffte!

Da wandelten sie nun, Seite an Seite, durch die grünen Saatfelder, in denen die letzten Lerchenlieder tönten, im goldnen Abendlicht, so selig im Gefühl des unendlichen Reichthums, den ihnen diese Stunde erworben, so vertrauend, so hoffnungsreich! Bald versunken in ein glückliches Schweigen, bald wieder in fröhlichem Plaudern sich ergehend, in allerlei lieblichen Zukunftsträumen. Oh, wie viel, wie viel kann man erleben in Einer Stunde! —

Theodor trug den Trauring seines Vaters, den ihm die Mutter gegeben; er wollte ihn Lorchen geben gegen ein kleines Ringlein mit einem Vergißmeinnicht, ein Confirmationsgeschenk, das sie am Finger trug. Der schwere goldne Reif war viel zu weit für ihre schlanken Finger. „Laß es lieber," bat Lorchen; „sieh', ich möchte der Mutter nichts verbergen, und zeigen dürfte ich ihr's nicht, wir wollen's nur im Herzen behalten! Da, nimm meine Blumen!" — Sie hatte, wie das so ihre Freude war, ohne Absicht noch ein wunderliebliches Sträußchen im Garten gebrochen; das nahm er. Etwas hätte er ihr doch gerne gegeben! — Er hatte in seinem Beutelchen eine alte Hochzeitmünze, die sein Vater einst dem Onkel in Mühlheim zur Hochzeit geschenkt und die dieser ihm wiedergegeben; es war auf einer Seite Tobias im Gebet mit seiner jungen Frau, auf der andern die Hochzeit zu Kana abgebildet; die gab er ihr.

Es dunkelte, als sie das Dorf erreichten, und der Weg war still und leer; sie selbst waren gar schweigsam geworden. — „Drinnen kann ich nicht Abschied nehmen," sagte Theodor und zog sie an sein Herz, so recht tief und innig, zum erstenmal! „Gute Nacht, mein liebes Herz, Gott segne und behüte Dich, bleib mein eigen und behalte mich lieb!" —

„Lebe wohl und Gott sei mit Dir!“ Mehr konnte Lorchen nicht sagen, und sie drückte tief ihre weinenden Augen in das Tuch, als sie an seiner Seite dem Pfarrhause zuschritt.

Wie war sie froh, daß droben noch kein Licht brannte, daß die Frau Pfarrerin bereits die schon früher besprochene Seife dem Vater in die Tasche geschoben hatte, der sehr nach Haus pressirte, so daß der Abschied kurz wurde; wie froh, daß es des Vaters Gewohnheit war, Abends im Freien nicht viel zu reden. Nur einmal bemerkte er: „Es freut mich recht, daß Du doch auch vernünftig wirst und Dein Tuch vor's Gesicht hältst. Es geht ein scharfer kalter Wind den Abend; ich fürchte, wir bekommen noch Frost.“ Daß sie hinter dem Tuch ihr junges Abschiedsweh ausweinte, das wußte der Papa freilich nicht. — Oh, wie gut war das eigene kleine Stübchen, wo sie sich doch recht, recht ausweinen konnte, nachdem sie zum erstenmal erfahren, was Scheiden heißt. —

„Es ist ja gewiß schade um Deine schönen Blumen; kein Mensch hätte gedacht, daß wir noch solchen Frost bekämen,“ sagte andern Morgens die Mutter; „aber daß Du so gar bitterlich darum weinst, Lorchen, das kommt mir doch zuviel vor!“ — Lorchen sagte nicht viel darauf; die erfrorenen Blümlein machten ihr das Herz gar so schwer —

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die schönen Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdorben.“

2.

Verblüht sind lange die Bäume,
Der Herbst ist kommen geschwind,
Die Träume, die schönen Träume
Verweht der Wind! —
Geibel.

Drei Jahre, und Leonore stand wieder in ihrem Blumengarten, — nicht in demselben niedlichen Gärtchen vor der Laube, wo man hinaussah in's grüne Thal. Der Vater hatte auf seiner frühern Pfarrei die Kosten für die Erziehung seiner Kinder nicht mehr erübrigen können und hatte in Rücksicht auf diese Familie eine einträglichere Pfarre bekommen; die aber lag in einer ziemlich öden Gegend, fern von dem freundlichen Gevattersmann, fern von all den lieben Stätten, an die sich Leonoren's goldne Erinnerungen knüpften. Es war nicht Frühlingszeit wie damals, ein recht kühler Herbstwind wehte durch die bunten Blätter; der Papa hatte auch diesmal nicht den Schnupfen, obgleich er rastloser als je durch alle Zimmer lief, und die Mama viel sorgenvoller als damals das Haupt in die Hand stützte; selbst die Kinder, — alle waren nicht mehr daheim, — liefen verstört im Hause herum und wichen namentlich dem Papa sorgfältig aus.

Und doch war es kein Unglück zu nennen, das solche Verstörung in dem Pfarrhause anrichtete. Es war nur ein schöngeschriebener, wohlgesetzter Brief an Seine Hochehrwürden den Herrn Pfarrer Gleich, nebst einem Einschluß auf Postpapier an die „Jungfer Tochter", es war die Werbung eines braven Mannes um Lenore. Aber in ihrem ganzen jungen Leben hatte sie noch nicht so viel geweint als in diesen letzten Tagen, seit der Brief in des Vaters Pult und der Ein-

schluß, die Werbung um sie selbst, in ihrem Nähtischchen lag. Was sie einst dem Geliebten so zuversichtlich versichert, was die Mama mit leisem Seufzen angenommen: „Niemand wird werben um ein armes Mädchen, die acht Geschwister hat,“ — das war denn doch nicht so eingetroffen. Zwar nennt Schiller die beste Frau die, von der man nicht spricht; aber, die Dichterworte in allen Ehren, man muß doch zugeben, daß auch die anspruchslosesten Frauentugenden sich mit der Zeit eine Art von stiller Anerkennung erwerben, die, wenn sie auch nicht in große und weite Kreise dringt, doch ein sicherer und dauernderer Besitz bleibt, als das zweifelhafte Glück der Berühmtheit.

Die stille Treue, die freudige Hingebung, mit der Leonore der Mutter Sorgen tragen half, den Geschwistern Gespielin, Lehrerin, Pflegerin war, wurden weiter bekannt und genannt, als sie je für möglich gehalten, zumal da diese Vorzüge verbunden waren mit einer anmuthigen Gestalt und einem lieblichen Gesicht. — Schon im vorigen Jahr, noch ehe die Pfarrfamilie von Reifenberg auf die neue Pfarrei gezogen, hatte ein ehrsamer Vikar der Gegend um Lorchen geworben. Noch hatte sie ihr liebes Geheimniß im Herzen bewahrt; sie wußte, wenn die Eltern in sie dringen würden, daß sie es offenbaren mußte, und ihr ward bange auf den Sturm, den es geben würde; aber bei jener Werbung war alles in Stille und Frieden abgelaufen. Der geistliche Bewerber war ein grundbraver Mensch, aber armer Leute Kind; er trug zu geheimem Entsetzen der Pfarrerin baumwollene Hemden und goldene Ohrringlein, die man ihm in seiner Kindheit wegen böser Augen eingesetzt, auch stand es mindestens noch fünf Jahre an, bis er Aussicht auf Bedienstung hatte:

da war der Pfarrerin ein rechter Stein vom Herzen gefallen, als Lorchen erklärte, sie habe durchaus keine Neigung. Dem Pfarrer war ohnehin die ganze Sache mehr eine Schwulität. „Woher soll man eine Aussteuer nehmen, wenn noch siebzehn nachkommen?“ seufzte er. Nur hielt es sehr schwer, ihn zu bewegen, daß er den Absagebrief, mit aller Achtung und Freundschaft versetzt, die nur je das bittere Nein gemildert, dem unglücklichen Bewerber zufertigte. — Von da war Leonore unangefochten geblieben, frei zu hoffen und zu träumen und sich die rastlose Tagesarbeit zu versüßen mit goldenen Bildern aus der Zukunft.

Nur zweimal hatte sie Theodor wiedergesehn seit jenem Abend. Er hatte, nachdem er seine Studien in Leipzig beendet, zu kurzem Besuch bei dem Onkel in Mühlheim einkehren können; aber so reich, so schön und voll waren diese kurzen Stunden gewesen, daß Lorchen die langen Jahre seitdem davon gelebt. Geschrieben hatte er ihr nur ein einziges Mal. „Sieh', ich will und kann nichts heimlich thun, hinter der Eltern Rücken,“ bat das Mädchen, „und sagen kann ich's noch nicht, die Mutter wird immer sorglicher und ängstlicher. Wir glauben ja doch einander, und denken an einander, nicht wahr?“ Und so tief und innig sah sie ihn dabei an, daß er wohl fühlte, es brauche keiner geschriebenen Worte, um den Bund fest zu halten. „Sei's denn, Treue ohne Worte!“ rief er zuversichtlich, „behüt' Dich Gott, mein süßes Lieb, drei Jahre sind ja nun doch schon vergangen —.“ — „Aber nicht schnell,“ meinte Lorchen leise. — Thut nichts, die andern müssen auch noch vergeh'n; behüt' mir Dein Herzlein!“ — Er sprach so sicher, so glaubensvoll, auch sie war ihres Herzens so gewiß; warum mußte sie doch so bitterlich, bitter-

lich weinen, als sie ihn nicht mehr sah und als sie einen Bauernburschen durch's Thal singen hörte:

„Wär' ich lieber schon gestorben,
Eh' ich mir ein Lieb erworben,
Wär' ich jetzt nicht so betrübt!" —

Der Mutter und auch der Frau Pathe von Mühlheim war bei Theodor's letztem Besuch freilich das Gebahren der jungen Leute etwas aufgefallen. „Er läßt keinen Blick von ihr," flüsterte die Pathe. — „O lieber Gott, die Kinder können ja nicht im Ernst daran denken," tröstete sich die Mutter wieder. „Bedenken Sie, unsre Zeiten! Ja, zu meines Großvaters Zeiten, da war's noch anders, der mußte bälder von der Universität weg, um heirathen zu können! Das ist nun nimmer so, wo die Aussichten so gar langweilig sind; da ist nicht daran zu denken, und morgen geht ja der junge Mensch." — Ja, der junge Mensch ging, und es kamen Kinderkrankheiten und allerlei Drangsale, über denen die Mutter jene Sorge vergaß; es kam der Abzug in die neue Heimat. Niemand dachte mehr an den Theodor Sommer, als Eine, nur Eine, die nie entschlummerte, ohne ihm gute Nacht zu sagen; die nie erwachte, ohne sein zu gedenken in ihrem Morgengebet; die all ihr Tagewerk, wie mühsam es war, in stiller Freudigkeit verrichtete, weil ihr war, als thue sie das alles für ihn, um sich seiner werth zu machen; Eine, der die Zukunft an seiner Seite ein solcher Himmel erschien, daß sie ihn gar nicht theuer genug erwerben könne, und sei es mit noch so langem, geduldigem Harren. Und nun kam wieder ein Werbebrief! —

Es war der Landrichter der nahegelegenen, kleinen Stadt,

dem die stillen Tugenden, die herzgewinnende Güte und Freundlichkeit, die aus Leonoren's blauen Augen sprachen, begehrenswerther erschien als die glänzenden und klingenden Vorzüge anderer „Frauenzimmer", die ihm besorgte Frau Basen und Tanten seit lange schon empfohlen hatten. —

Der Pfarrer war höchlich überrascht worden von dem Antrag des Beamten, der ihn von Anfang, seit er in seinem Bezirk war, nicht mit der nachlässigen Herablassung behandelt hatte, die er sonst von weltlichen Beamten gewöhnt war. Bei einer Untersuchung, die den Landrichter in des Pfarrers neuen Wohnort führte, hatte er eine Einladung zum Kaffee in's Pfarrhaus angenommen und da die Herzen der ganzen Familie gewonnen, nur das Eine Herz nicht, oder wenigstens nicht ganz, an dem ihm doch am meisten gelegen war. Er hatte der Frau Pfarrerin so gar gemüthlich erzählt von seiner seligen Mutter und Schwester, die bei ihm gelebt hatten und wohl auch die Ursache waren, daß er sich nicht früher verheirathet; auch Lorchen's Augen wurden feucht, als er schilderte, wie einsam er nun sei seit deren Tod. Der Pfarrerin schwebten, dem Instinkt ihres Geschlechts zufolge, bereits einige ganz annehmliche Heirathsvorschläge auf der Lippe, als ihr noch einfiel, es passe sich das doch nicht so recht für die Mutter einer erwachsenen Tochter.

„Du wirst sehen," bemerkte sie nach seiner Abreise gegen Lorchen, „der kommt an Doctors Ludovike." — „O Mama, was denken Sie, so ein alter Herr!" — „Alter Herr? Dummes Ding, der ist höchstens hinten in den Dreißig und ein sauberer Mann! Hast du geseh'n, wie schneeweiß und feingefältelt sein Jabot ist?" — „Aber den fältelt er doch nicht selbst." — „Freilich nicht, aber es ist ein Beweis, daß er

seine Sachen in Ehren hält und daß seine Mutter selig ihn so ordentlich gewöhnt hat; auch ein gar sauberer Mann ist er —." — „Ach, er ist ja schon ein bischen dick!" — „Eine schöne Stärke hat er," fuhr eifrig die erzürnte Mutter fort, „grade wie sie einem Mann wohl ansteht, kein so aufgeschossener Hanfstängel, und es soll auch bei ihm im Hause so nett und säuberlich aussehn; eine Aussteuer ganz fertig, wie für ein Mädchen. Das hat alles seine Mutter und Schwester noch gefertigt und er selber hat als lediger Mann schon spinnen und weben lassen; das ist ja eine Solidität, wie sie mir noch gar nie vorgekommen. Da darf eine Frau nur hineinsitzen!"

An die Möglichkeit, daß ihrer eigenen Tochter das beneidenswerthe Loos beschieden sein könne, da „hineinzusitzen", dachte die bescheidene Pfarrerin gar nicht; erst als der Landrichter noch einigemal, auch ohne Untersuchung, im Pfarrhaus eingesprochen hatte, konnte sich ihr mütterliches Herz nicht verhehlen, daß es in Wahrheit scheine, er habe ein Auge auf ihr Lorchen geworfen; und doch war sie noch überrascht, als der Brief mit der Werbung ankam. Daß es Lorchen anders als das höchste Glück ansehn könne, kam ihr gar nicht zu Sinne. „Siehst Du, Lorchen," sagte sie unter Freudenthränen, „einer Mutter Sorgen und Gebete sind doch nicht vergeblich! Wie oft habe ich den Herrn gebeten, er solle Dir Deine Kindestreue vergelten, und die Mühe und die Liebe, die Du den kleinen Geschwistern erzeigst; jetzt sollst du so zu Ehren kommen. Und ein solcher Mann! Wie fein deutet er dem Vater an, wie er treulich wolle sorgen helfen für Deine Geschwister; wie er zwar nicht reich sei, wie aber doch sein Einkommen und seine Einrichtung ihm erlauben, auf all

und jede Ausstattung zu verzichten. — Aber ganz lasse ich mir's doch nicht nehmen! Und es kommt so geschickt, eben jetzt, wo Karolinchen so weit hergezogen ist, daß sie mir zur Hülfe sein kann.“ —

„Und wo ich immer mehr fühle, daß meine Kraft abnimmt,“ fiel der Pfarrer ein. „Wie bin ich so froh, wenn ich doch Eins von all den Fünfundvierzigen versorgt weiß. Und den Christian, aus dem doch nicht viel wird, kann er in die Schreibstube nehmen, und den Fritzle und den Gustav, die in die lateinische Schule müssen, könntet ihr billig in die Kost nehmen —.“ — „Nu, nu, Alter,“ sagte die Frau abwehrend, „so weit wollen wir nicht denken. Zunächst ist's ein Gottessegen, daß das Eine Kind so versorgt ist. Muß man das Jawort schreiben, oder holt er die Antwort in eigener Person? Du hast doch eine Bedenkzeit ausgebeten, wie es schicklich und der Brauch ist? Das Mädchen, das Lorchen, wird etwas unkeck sein zu schreiben.“ — Jetzt erst fielen ihre Blicke auf das Mädchen. Ach, die saß ganz und gar nicht da wie eine glückliche Braut — todesblaß, die Augen voll Thränen, — und aus dem gequälten Herzen rang sich jetzt erst das Geständniß, daß sie nicht mehr sich zu eigen gehöre.

Es kam ganz so, wie es sich Lorchen oft zuvor in bangen Stunden ausgemalt, wenn sie ihr Geheimniß offenbaren müßte, eh' die rechte Zeit gekommen, wo der Geliebte sie fordern dürfe. — Nicht viel Vorwürfe, aber der Mutter bittere Klagen und Thränen und liebevolle Vorstellungen, des Vaters gänzliche Verstörung! Das alles fiel ihr schwerer auf's Herz, als Gewalt und Härte je hätten können. Wohl hundertmal rechnete ihr der Vater vor und bewies es ihr aus Magister-

büchern und statistischen Notizen, daß es zum mindesten noch neun bis zehn Jahre dauern würde, bis Theodor eine Bedienstung hätte. „Du bist dann neunundzwanzig. Wenn Dir der junge Mensch auch getreu verbliebe, was eine gar zweifelhafte Sache ist, so nimmt er Dich nur noch aus Pflichtgefühl, wie's meinem Onkel selig ging, den man fragte, ob er seine Jungfer Tante mitbringe, als er Brautvisite machte. — Ich wollt' ja gar nicht mich zuletzt so um Gotteswillen nehmen lassen!" — Diese Gründe fielen bei Lorchen nicht schwer in's Gewicht, sie glaubte an den Geliebten wie sie an sich selbst glaubte. Aber in ihre Hand war es gelegt, die Eltern glücklich zu machen, der Mutter Seufzer in Lächeln zu verwandeln, des Vaters Stirn zu entwölken, den Geschwistern eine treue Hülfe zu werden. — Diesen Gründen war ihr weiches, selbstloses Herz nicht gewachsen.

Ach, es war der alte Kampf zwischen Herz und Leben, zwischen Wunsch und Pflicht, der schon so oft, so oft gekämpft wurde! Manche Herzen sind darob gebrochen, manche sind untergegangen in bittrem Trotz und Grollen, viele sind vertrocknet, nüchtern und kühl geworden in behaglicher Alltäglichkeit und haben nur ein vornehmes Lächeln für Liebe und Leid junger Herzen; aber viele haben auch einen guten Kampf gekämpft, sie haben überwunden in der Kraft dessen, der größer ist als unser Herz, sie haben Frieden gefunden und ein warmes Herz bewahrt. Und sehen sie junge Herzen in demselben Weh, das sie einst getragen, so zerfließen sie nicht in Jammer, weil sie wissen, daß man nicht zu Grunde gehen muß an solchem Leid; es gemahnt sie nur wie jenes Liebeswort:

„Und seh' ich so junge Gesellen,
Die Thränen im Auge mir schwellen, —
Herr Gott, führ' uns gnädig zu Dir!" —

Die Liebe, wo sie nicht Täuschung war, — was einer ersten Liebe so leicht begegnet, — hat heilige Rechte. Wehe dem, der sie in eitlem, eigennützigem, weltlichem Sinne verletzt! Aber unser Wünschen mag noch so rein, noch so lieblich sein, in keinem Rechte Himmels und der Erde steht geschrieben: was Du wünschest, das mußt Du Dir zu eigen machen. — Eben so heilig aber sind die Rechte der Ehe, und wer das Ja spricht ohne Liebe, ohne Freudigkeit, der verletzt diese heiligen Rechte und trägt eine unverheilte Wunde mit sich, wenn er nicht vergessen lernt in der gemeinen Prosa des Lebens, die da zufrieden ist, wenn sie gut Essen und schöne Kleider hat. Aber es gibt eine Liebe, stiller, selbstloser, farbloser vielleicht, als die Liebe der Jugend, einen tiefen, treuen Wunsch, glücklich zu machen, auch wo man verzichtete auf eigenes Glück. Diese Liebe ist eine Gottesgabe; wem sie geworden, der darf getrost zum Altar treten, seine Ehe wird heilig sein. —

Lorchen war erwacht aus einer schlummerlosen Nacht und suchte in der frischen Morgenluft ihr müdes Haupt, ihre heißen Augen zu erfrischen; da brachte ihr der kleine Bruder einen Brief, — ach, sie kannte die Hand so wohl, obgleich sie nur einen von ihm gelesen in all den langen drei Jahren. — „Woher hast Du den Brief?" fragte sie den Kleinen. — „Der Bot' hat ihn dem Papa gebracht und der Papa hat ihn mir gegeben." — Es wurde Lorchen bänglich zu Muthe, daß der Vater ihr nur so ohne Weiteres grade jetzt diesen Brief schickte, sie wußte noch nicht, daß ohne ihr Wissen der

Vater an Theodor Sommer geschrieben hatte. Sie setzte sich nieder, erbrach ihn mit bebender Hand und las.

„Meine Geliebte!

„Dein Vater hat mir geschrieben. Es ist anders gekommen, als wir uns vor Zeiten ausgemalt. Einmal, ein einzigmal wird mir ein Recht auf Dich zuerkannt, das Recht, Dir zu entsagen. —

„Du weißt ja wohl, was Dein Vater mir geschrieben; es ist Alles wahr, was er mir vorstellt, nur das Eine nicht, daß er glaubt, es würde eine Zeit kommen, wo mir selbst dies Band drückend wäre. Ich bin nicht der übermüthige, fröhliche Knabe mehr, wie vor drei Jahren. Ich weiß, wie ich es damals geglaubt habe, daß ich nie eine Andre lieben kann, so wie ich Dich liebe; aber ich wage nicht, Dir zu sagen: bleibe fest und warte auf mich, ich will Dir und den Deinen alles vergüten! O Lorchen, ich habe das Leben, das nüchterne Leben kennen lernen, ich kann nicht Deinem weichen Herzen zumuthen, gegen den Wunsch der Deinen, Deine schöne Jugend in müdem Hoffen und Harren hinzubringen, um zuletzt ein Leben der Sorge und Entbehrung mit mir zu führen. —

„Und wenn ich Dich doch hingeben muß, Du liebe, süße Hoffnung all meiner jungen Jahre, so will ich es auch ganz thun und Dir nicht das Herz schwer machen mit meinen Klagen. Der Herr segne Dich, mein liebes, liebes Lorchen, und gebe Dir Freudigkeit zu Deiner neuen Pflicht; er segne auch Deinen Gatten, wenn er Dich glücklich macht und werth hält, wie Du es werth bist. Meine Jugend ist nun vorüber mit Dir, aber ich sage Dir nicht, daß ich Gott grollen will und dem Leben, das uns nicht zusammengeführt. Ich will

meinem Herrn ein williges Herz bringen zu seinem Dienst, wenn auch kein freudiges, und wenn Du von mir hören wirst, mein liebes, liebes Herz, so soll es so sein, daß Du Dich nicht schämen darfst, daß Du mich einmal geliebt hast. — Und nun lebe wohl, meine süße Taube. Der Herr behüte Dich, geh' Deine Wege im Frieden." —

Lorchen legte den Brief leise zusammen und sie weinte weinte, recht lange und innig. Es waren keine bitteren Thränen, sie waren ihr gegeben, um die Liebe ihrer Jugend zu Grabe zu tragen. —

Im Garten war es auch, wo sie später dem Landrichter ihr Jawort gab. Sie hatte ihm, wie sie es für recht hielt, ihr ganzes Herz offen dargelegt, obschon die Mutter das für unklug hielt. „Wenn Sie Vertrauen zu mir fassen können, so will ich mit Gottes Hülfe suchen, Ihnen eine treue Frau zu werden," schloß sie ihre kurze, leise Mittheilung. — Landrichter Stählin war kein Mann der Ideale, aber ein schmerzliches Gefühl zuckte durch die Brust des wackern Mannes. Er hatte in seiner Unschuld geglaubt, das arme Pfarrtöchterlein mit seiner Werbung auf den Gipfel irdischen Glückes zu heben; er war sonst eine bescheidene Seele, aber Mutter und Schwester hatten von Jugend auf diese Anschauung in ihm genährt, — und nun war es ein Opfer, das sie brachte. — „In Gottes Namen, liebe Jungfer Leonore," sagte er endlich; „wenn Sie Vertrauen zu mir haben, so will ich mein Möglichstes thun, Sie glücklich zu machen. Der Herr gebe seinen Segen dazu." — Wie Leonore ihre Hand in die seine legte, fühlte sie, daß ihre Herzen sich vereinen konnten zu stillem Gebet, und der Friede, den ihr Theodor gewünscht, zog ein in ihre Seele.

3.

Wie ich nun angekommen im Norden,
Hab' ich auch an den Beruf gedacht,
Bin ein friedlicher Bürger geworden,
Früh und spät auf die Pflicht bedacht.
Hab' nicht gehadert mit dem Geschicke,
Hab' nicht geklaget leise noch laut,
Ganz verloren im Augenblicke,
Vorwärts nicht und nicht rückwärts geschaut.
Pfitzer.

Wie drängt sich der Jugend der ganze Gehalt des Lebens zusammen in ein einziges Gefühl, wie leicht ist sie fertig mit dem Abschluß, wie stark und todesmuthig in ihrer Entsagung, mit der sie nicht etwa Ein Glück, Eine liebe Hoffnung, nein, das ganze Leben mit all und jeder Aussicht auf Glück dahingibt, entschlossen, fortan still, freudlos und geduldig den Weg der Pflicht zu wallen! — Und wie wunderbar ist der Reichthum, den der gütige Schöpfer in das Leben gelegt, daß jede Lebensstellung, jedes Alter, jede Seelenstimmung wieder ihre eigenen Freuden und Genüsse mit sich bringt, — ja, Freude, wirkliche lebendige Freude, die uns den Tag hell machen kann und das Leben lieb, — glaubt das, ihr resignirten Seelen! — so ihr nur nicht eigensinnig die Läden schließt, um die liebe Sonne nicht hereinzulassen.

So gar still und ergeben war Leonore eingezogen in die neue Heimath, die der Gatte ihr so schön und behaglich eingerichtet hatte, und doch hatte von Tag zu Tag das Leben angeklopft mit leichtem, leisem Finger, und um Einlaß gebeten, bis sie gestehen mußte, daß das Loos, das sie übernommen aus Kindespflicht, ihr viel gute, helle, friedliche Tage gebracht habe. Lorchen war daheim so gar bescheiden gewöhnt gewesen; sie konnte dem friedlichen Behagen nicht wider-

stehen, das die Fülle eines wohleingerichteten Hauses um sich verbreitete. Tausend kleine Dinge, die Andre als selbstverständlich hinnehmen, wurden ihr zu einer Quelle besondern Dankes und Vergnügens. Die Eltern, die arm ihren Hausstand begonnen, hatten es nie weiter als zu einem hölzernen Kanapee gebracht; in der Frau Landrichterin großen, schönen Visitenstube stand nun ein moderner Sopha mit geblümtem Zitz bezogen. Daheim war ein Familienjammer ausgebrochen, so oft der Mutter Geldschächtelein leer war, — ihr gab der Gatte neben ausreichendem Haushaltungsgeld noch eine bescheidene Summe zu eigener, unverantwortlicher Verwendung.

Und die Freude, daß sie die Eltern als Gäste bei sich empfangen und in ihrem schönen Gastzimmer beherbergen durfte, daß sie den Geschwistern kleine Geschenke machen und fröhliche Ferien bereiten konnte! Daß sie Kranke erquicken und Arme beschenken konnte, ohne Furcht, dadurch ihre Nächsten zu verkürzen, — ihr Gemüth war zu liebevoll und selbstlos, als daß sie nur um ihre eigene vereitelte Hoffnung hätte klagen mögen, wo sie so viel für Viele sein durfte.

Die Mutter hatte ihr volles Vertrauen gegen ihren Gatten noch vor der Hochzeit für sehr bedenklich gehalten. „Geh mir, das muß man nicht thun; es läßt den Männern gern einen Butzen zurück, wenn sie um eine frühere Liebe der Frau wissen.“ Bei einer wirklich edlen Natur, wie die Stählins, war das nicht zu fürchten; vielleicht, da er ein wenig phlegmatisch war, hätte er sich bequem mehr gehen lassen im Glauben, daß er das arme Pfarrtöchterlein unbedingt glücklich gemacht. Nun wurde ihm das Mitgetheilte ein Sporn, etwas daran zu setzen, sie dennoch glücklich zu machen. — Und Leonore war eine liebevolle, heitere, emsige und treue Hausfrau. Wenn

noch ein verschlossenes Kämmerlein in ihrem Herzen war, so hatte sie bald keine Zeit mehr, es je zu öffnen; denn allmälig füllten sich all die weiten Räume des Landgerichts gehörig mit Knaben und Mägdlein. Da gab es Stoff genug zu Freude und Mühe, zu Sorge, Arbeit und Gebet, und der Herr Landrichter meinte doch hie und da, er hätte nicht geglaubt, daß ein Hausstand so viel koste. — Ein Glück, daß Lorchen's Papa in Ansehung seiner Siebenundzwanzig auf eine noch bessere Pfarre vorrückte und die Geschwister über Erwarten nach und nach ihr Unterkommen fanden; denn sie hatte nun doch der eigenen Sorgen genug, da das schöne Diensteinkommen den einzigen Reichthum ihres Mannes bildete.

Es war neun Jahre nach ihrer Verheirathung; Lorchen saß eben an der Wiege ihres sechsten Kindes, da las sie beim Durchblättern eines Zeitungsblattes, daß „Seine königliche Majestät vermöge höchste Entschließung geruht haben, dem Pfarrverweser Theodor Sommer die erledigte Pfarrei Meßberg zu verleihen;“ Meßberg war nahe bei der Stadt, wo der Sitz des Landgerichtes war. Eine leichte Röthe flog über Leonoren's Gesicht, sie beugte sich tief über den schlummernden Kleinen. Wenn sie die Hände faltete und leise sagte: „Gott gebe ihm Frieden und Segen und eine glückliche Heimat!“ so galt dies Gebet diesmal nicht dem Kinde.

Theodor hielt einen stillen Einzug in sein einsames Pfarrhaus. Der Ruf eines treuen, eifrigen Geistlichen, eines ausgezeichneten Predigers ging ihm voraus, und er wurde von seiner Gemeinde mit vieler Liebe aufgenommen; Lorchen durfte sich nicht schämen, daß sie ihn einst geliebt. Auch im Hause des Landrichters machte er seinen Besuch. Er sah die

unvergessene Liebe seiner Jugend wieder, geliebt, zufrieden und heiter unter ihrer kleinen Schaar, — die Mädchenblüthe war vorüber, aber sie war noch lieblich und anmuthig in seinen Augen. Kein sündiger Gedanke stieg in seinem Herzen auf, — eine rechte Gattin, eine treue Mutter ist geheiligt und gefeit, auch gegen den Blick der Leidenschaft; — aber mit tiefem Herzweh betrat er doch sein doppelt einsames Haus.

„Der Herr Pfarrer sollten eben heirathen," dieser Beschluß ward einstimmig über ihn gefaßt, von seinen Collegen, vor allem von deren Frauen, von der Gemeinde; — Leonore selbst, die er jedoch nur selten sah, legte es ihm an's Herz. Er fühlte wohl, wie noth seinem Amt und seinem Herzen eine treue Pfarrfrau thue, und doch hätte er vielleicht nie vermocht, diesem wohlgemeinten Rathe zu folgen, wenn nicht eine stille Blume so nah an seinem Wege gewachsen wäre, daß er sie nicht überseh'n konnte. — Es war Marie, die Tochter des verstorbenen Pfarrers, die mit ihrer Mutter in tiefster Zurückgezogenheit in einem Bauernhäuschen seines Dorfes wohnte. Er traf die stille Marie an Krankenbetten, in Armenhütten; er fühlte, wie in der Kirche ihre Augen, ihre Seele an seinen Lippen hingen, er gewöhnte sich an ihre stille Nähe. Und als er die ganz Verwaiste zu trösten hatte am Sarge ihrer Mutter, da — er wußte kaum, wie es gescheh'n — da schied er von ihr als seiner verlobten Braut.

Recht herzlich und liebevoll begrüßte Leonore die junge Pfarrfrau, die in ihrer Demuth und begeisterten Verehrung für ihren Gatten gar nicht wußte, wie sie nur sich dieses Glückes würdig zeigen sollte, und stand ihr treulich bei mit Rath und That.

Gefahr lag in diesem Verkehr keine; für Leonore galt

gewiß in vollem Sinne das schöne Wort: „Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen.“ Sie hatte ihr Herz nicht in eig'ne Hand genommen, sie hatte es in Gottes Hut gegeben und so blieb ihr Denken und ihr Thun klar und fleckenlos bis auf den Grund. Ihr Gatte erkannte das wohl; doch aber hatte die Mama selig so ganz unrecht nicht gehabt, wenn sie sagte: es lasse einem Mann immer einen „Butzen“ zurück, um eine frühere Liebe seiner Frau zu wissen. — Bei Frauen habe ich das oft anders gefunden, die haben gerade manchmal ein besondres Interesse für eine Frau, die früher ihrem Gatten wichtig gewesen; — sei's, daß es überhaupt so selten möglich ist, seines Manns erste Liebe zu sein, daß man vorweg resignirt ist; sei's, daß sie mehr vertrauensvoller Natur sind. — Nun, es sei nur in Kürze bemerkt, daß der Landrichter dem Pfarrer Sommer äußerst bereitwilligen Vorschub that, als dieser sich nach einigen Jahren um eine bessere, sehr entlegene Stelle bewarb.

Leonore nahm Abschied ohne Klage, wie sie den Jugendgeliebten hatte nahe wissen können ohne Furcht und Kampf. Gleichgültig konnte er ihr nie werden, sie dachte seiner und der Seinigen mit innigem schwesterlichem Interesse; im übrigen, — es ist vielleicht Schade um der Poesie willen, aber der Wahrheit zu liebe muß ich's doch sagen, — war all ihr eheliches Leben nicht wie der Klang einer zersprungenen Saite, sondern eine klare, friedliche Melodie, wenn auch keine selige.

Es dauerte nicht zu lange. Vierzehn Jahre nachdem sie, noch etwas schweren Herzens, eingezogen war in das Haus, das ihr zur lieben Heimath geworden war, stand Leonore mit acht Kindern an der Leiche ihres Gatten, den eine

langwierige, beschwerliche Krankheit weggerafft hatte. Sie hatte ihn Tag und Nacht gepflegt mit unermüdlicher Geduld, sie drückte ihm sanft die Augen zu und sagte leise: „Gott vergelte Dir all Deine Lieb' und Treue in Ewigkeit." — Bald verließ sie mit ihren Kindern die stattliche Amtswohnung und zog aus, einer nicht sorgenlosen Zukunft entgegen. Das Einkommen war reichlich gewesen, das Vermögen aber war nicht so groß, um die Erziehung von acht Kindern leicht zu machen.

Was ist es um menschliche Berechnungen! Um der Tochter eine glückliche, sorgenfreie Zukunft zu verschaffen, hatten die Eltern sie einst bewogen, ihrer Jugendliebe zu entsagen, nun aber war ihr Loos kaum glänzender und gesicherter, als wenn sie gewartet hätte auf den armen Vikar.

4.

Mein Frühling ging zur Rüste,
Ich weiß es wohl warum;
Die Lippe die mich küßte,
Ist worden kühl und stumm.
Das Eine Wort nur sprach sie klar:
Leb wohl, leb wohl auf immerdar!

Geibel.

In den bescheidenen Räumen einer Mansardenwohnung in einer größern Provinzialstadt hatte sich die verwittwete Frau Landrichter Stählin mit ihrer Familie angesiedelt. Bei ihrer großen Vorliebe für's Dorf hätte sie sich so gern in ländliche Einsamkeit zurückgezogen, aber das ging nicht, der Kinder wegen. Mußte sie doch Sorge tragen, sie alle auf eigene Füße zu stellen und sie lernen zu lassen, was sich nur immer lernen ließ. Nach außen führte Leonore ein gar stilles

Leben; gesellige Genüsse durfte sie sich keine gestatten, und wenn sie auch als regierende Frau Landrichterin recht mit Anstand in Visiten präsidirt hatte, so war es ihr nicht schwer geworden, diesem flüchtigen Glanze zu entsagen und ihre Gesellschaften nur im eigenen Kinderkreis zu halten.

An Leben und Bewegung im Innern des Hauses fehlte es allerdings nicht, auch nicht an Abwechslung in der Beschäftigung, — eine reichliche Variation im Flicken von Hemden, Strümpfen, Hosen und Wämmsern, der Kleider der Mädchen nicht zu gedenken; aber eine trübselige Wittwenheimat war die Leonorens nicht. Eingedenk der eigenen sorgenvollen Jugend, hatte sie sich vorgenommen, ihren Kindern die schlichte Heimat trotz der beschränkten Umstände freundlich zu machen; auch die zahlreichen Schnupfen Gustavs, ihres Zweiten, fanden nicht die geringste Berücksichtigung, eingedenk der Schnupfen des Papa selig, obgleich sonst dessen Andenken in hohen Ehren gehalten wurde. Eine recht anmuthige Erscheinung war die Frau Landrichterin noch mit achtunddreißig Jahren; sie verstand sich so zierlich und nett zu kleiden bei aller denkbaren Sparsamkeit; ihrer leichten beweglichen Gestalt sah man nicht an, wie viel und schwer sie schon getragen. An Hülfe und Beistand fehlte es ihr nicht bei der ernsten Lebensaufgabe, die ihr geworden. Wer sich selbst hilft, dem helfen auch Andre gern; ihre beste Hülfe aber war ein fromm und gläubig Herz und ein sanfter stiller Geist, der den bösen Tag auch für gut nehmen konnte.

Zu den „guten Freunden“ in ihrem Wittwenstand hatte ihr der liebe Gott auch „getreue Nachbarn“ verliehen, die ja Doctor Luther schon zum täglichen Brode zählt, um das wir bitten dürfen. Gegenüber ihrer Mansarde wohnte in alt-

väterisch eingerichteten, etwas moderduftigen Stuben das gar alte Fräulein Kurbel, eine reiche, wunderliche, alte Jungfer, wie alt, konnte kein Mensch mehr sagen, und sie selbst sagte es gar nicht. Die ältesten Leute hatten sie schon als ein altes Fräulein gekannt. Sophie, das „junge“ Fräulein Kurbel, ihre Großnichte, die das dereinstige Erbe mit saurem, langem Dienst bei der Tante abverdienen mußte, war auch nicht mehr jung, älter als Frau Stählin; aber so herb und wunderlich die Tante war, so überaus gutmüthig, ruhig und verständig war die Nichte. Ihre Bekanntschaft, durch eine förmliche Nachbarschaftsvisite begründet, setzte sich fort durch den Beistand, den Sophie einst dem kleinen Minchen leistete, das in den Schmutz gefallen und der Reinigung höchlich bedürftig war.

Das alte Fräulein hatte selbst Gefallen gefunden an der anmuthigen Frau Landrichterin, die die acht Kinder so niedlich und sauber hielt, und gestattete gnädig ihrer Nichte den Umgang mit ihr, der bald den Beiden zu einer Quelle des Trostes und der Freude wurde. Sophie war äußerst praktisch, daneben eine leidenschaftliche Kinderfreundin, insoweit überhaupt etwas in ihrem steten Wesen leidenschaftlich genannt werden konnte. Bald war sie als Tante Sophie der Liebling von Lorchen's Kindern groß und klein; unermüdlich mit den Kleinen spazieren zu gehen, wenn die Mutter nicht Zeit hatte; zerrissene Schürze und abgefallene Hemdknöpfchen fest zu nähen, wo es nöthig war. Sie lehrte die Kleinen stricken, war die Geheimeräthin der Größern, wenn der Mutter Geburtstag nahte und mit möglichst wenig Geld ein möglichst schönes Geschenk sollte beschafft werden; sie war Lorchen's Vertraute in all ihren kleinen und großen Sorgen. Ihr dagegen

wurde das Wittwenstübchen mit dem frischen, regen Leben, der gesunden, herzlichen Frömmigkeit, die unter seinen zahlreichen Bewohnern herrschte, eine frische Oase, nach dem trübseligen, verknöcherten Einerlei bei der alten Tante.

Heut war ein Feiertag; verargt es Frau Lorchen nicht, wenn ihr die nicht allezeit die liebsten sind. Es ist gar schön, einen Tag ganz im Kreis der Seinen zu verleben, und für jede Mutter wird eine Zeit kommen, wo sie mit Thränen an die Tage zurückdenkt, da ihre Kindlein noch um sie, noch ganz ihr eigen waren; aber acht Kinder, darunter fünf Buben, einen ganzen Tag daheim in einer Mansardenstube! Das kann dem zärtlichsten Mutterherzen zu viel werden. — Frau Leonore schien heut wirklich, von unmütterlicher Hast getrieben, all ihre Kinder los zu werden. August, der älteste, ein gar stiller und gesetzter Mensch, war bereits fort, um seine Arbeiten mit einem Freunde zu berathen; Gustav, der Kaufmannslehrling, hatte diesmal ohne Schwierigkeit Erlaubniß und sogar Taschengeld zu einem kleinen Ausflug erhalten; Karl und Fritz, die einen Tauschhandel mit Knöpfen und Wappensigeln trieben, hatten eine Geschäftsreise durch die Stadt angetreten; Minchen war zu einer Freundin geschickt worden, und eben kleidete die Mutter die zwei Kleinsten, den schwarzaugigen Theodor und das zierliche kleine Jettchen an, um sie unter Aufsicht der vierzehnjährigen Emma in die Allee zu schicken.

„Und Du gehst nicht mit, Mutter?“ fragte Emma verwundert. — „Heute nicht, ich habe etwas Kopfweh,“ sagte die Mutter, verlegen vor ihrem eigenen Kinde. „Ich möchte ein wenig Stille.“ Es brauchte erstaunlich lange, bis diese Stille endlich eintrat. Jedes hatte noch etwas vergessen.

August holte ein Buch; Fritz wurde bei dem freventlichen Beginnen ertappt, wie er einer Weste des Papa selig mit einem alten Sackmesser die Knöpfe abschneiden wollte; Minchen kam wieder ihre Puppe zu holen, und die Erfordernisse für die Kleinen wurden gar zu lange nicht alle beigeschafft.

Und doch erwartete Leonore, die gesetzte, verwittwete Frau Landrichterin, einen Besuch, den sie allein empfangen wollte; doch brauchte sie zuvor Ruhe, um einen Brief noch einmal zu lesen, den sie seit drei Tagen in ihrer Tasche trug und nur in stiller Nacht hervorzog, um seinen Inhalt zu erwägen mit Gott und ihrem Herzen. Sie war selbst froh, daß Tante Sophie noch nicht gekommen war, — den Entschluß, den dieser Brief forderte, mußte sie allein fassen. — Der Brief war von Theodor Sommer, und wenn sie ihn so in Händen hielt und auf die Züge schaute, die die alten waren, nur kräftiger und fester, so wichen die Jahre zurück, die dazwischen lagen und die ein ganzes, reiches Leben in sich schlossen, und ihr war wieder, als stehe sie als Mädchen im Blumengärtlein zu Reifenberg. —

„Sie wissen seit Monden, Leonore,“ stand unter andrem in dem Briefe, „daß ich wieder allein bin; daß meine liebe, treue Marie bei der Geburt unsres jüngsten Kindes gestorben ist. Vielleicht habe ich diese edle, hingebende Seele nicht so geliebt, wie ich gesollt; aber Gott weiß, es war mein Streben, es zu thun, ihre Liebe zu vergelten und Treue zu halten im innersten Herzen. —

„Leonore, wir sind nun frei, frei vor Gott und Menschen. Wollen wir den Traum unsrer Jugend noch zur Wahrheit machen? Du, die ich immer geliebt und niemals vergessen, willst Du jetzt noch die Meine werden?“ —

Das war der Hauptinhalt des Briefes, der in der gereiften Frau all die tiefe Bewegung ihrer jungen Jahre wieder wach rief. Kein strenger Vater, keine sorgenvolle Mutter stand mehr zwischen ihnen; sie war vollkommen frei, Herrin ihrer Handlungen. Aber das Leben stand da, das kalte, ernste Leben mit seinen Pflichten, seinen Forderungen, seinen Bedürfnissen: — oh, sie hatte nicht geglaubt, diesen Kampf noch einmal kämpfen zu müssen! Und heute wollte Theodor kommen, um ihre Antwort zu holen. —

Da saß er ihr gegenüber in dem Stübchen, das bei aller Einfachheit den Stempel ihrer ordnenden Hand, ihres warmen, freundlichen Herzens trug, auf dem Sopha, das die Pracht jenes geblümten Ueberzugs nun mit einem bescheiden kattunenen vertauscht hatte. Ein stattlicher gereifter Mann war aus jenem aufgeschossenen, schlanken Studenten geworden; nur die Blicke, mit denen er die ehrbare Dame im schlichten dunklen Kleid und dem zierlich gefältelten Morgenhäubchen ansah, die mahnten fast an die alte Zeit. —

Recht innig, aber traurig blickten Leonoren's blaue Augen zu ihm auf, wie vergütend legte sie ihre Hand in die seine, als sie leise, aber fest sagte: „Es kann nicht sein, lieber Theodor, es kann gewiß nicht sein. — Bitte, hören Sie mich!" bat sie, als er erglühend auffahren wollte. „Lieber Theodor, Umstände sind Gottes Boten. Sie brauchen eine Gehülfin, eine treue Mutter für Ihr verwaistes Haus; aber zu acht kleinen Kindern bedarf es einer Frau, die all ihre Sorge, all ihre Liebe und Mühe für sie mitbringt. Ich, lieber Theodor, ich habe selbst zu sorgen und zu denken für acht!" — „Wir würden gemeinsam sorgen und lieben!" rief der Pfarrer. „Leonore, könnten Sie meine Kinder nicht

lieben wie die Ihren, trauen Sie mir nicht zu, daß ich den Ihren ein treuer Vater sein würde?" — „Gewiß, gewiß," sagte sie mit dem sanften Ton, der nie seine Macht verfehlte, „aber —" sie mußte selbst lächeln — „bedenken Sie, lieber Theodor, sechzehn Kinder! Meine Kinder stehen im Alter von sechzehn bis zu vier Jahren, — das ist fast so arg wie die Kinderzahl meines seligen Vaters, wenn er im Jammer war! Wir beide sind eher arm als reich zu nennen. Mein August genießt Stipendien als Sohn einer Wittwe; als den Sohn einer Wittwe hat Kaufmann Meyer versprochen, meinen Gustav unentgeldlich in die Lehre zu nehmen; als Wittwe genieße ich die anständige Pension mit dem Gratial für meine Kinder, — das Alles fällt, wenn ich mich wieder verheirate, und die ganze Last der Erziehung und Erhaltung von sechzehn Kindern fiele Ihnen zu, der Sie gewiß Mühe haben mit dem Einkommen ihrer guten Pfarrei die eigne Familie zu versorgen. Ich weiß, daß Sie allen ein treuer Vater sein würden. Aber Theodor, könnten Sie auch bei dem besten Willen und redlichsten Streben, könnten Sie für meine Kinder sorgen, ohne die letzten Mittel für die Erziehung der Ihren zu opfern?"

Noch ehe Theodor sie mit neuen Gründen bestürmen konnte, brach ein Theil der kleinen Schaar wieder ein. „Mutter, dürfen wir aus alten Schulheften einen Drachen machen?" — „Mutter, der Theodor thut nicht mehr gut und das Jettchen hustet!" — August zog nach anständigem Gruß die Mutter bei Seite mit der Bitte: „Mutter, ich brauche ein griechisches Wörterbuch, kannst Du mir das Geld geben?" — Ob es Theodor selbst bange wurde vor dem immer zunehmenden Haufen, ob Leonore ihm das Herz so schwer gemacht,

ist schwer zu bestimmen; er ging für heute und lehnte Leonoren's Einladung zum Abendbrod ab.

Die Kinder wußten nicht, was diesen Abend an der Mutter war, die sie sonst immer gesund, immer heiter geseh'n. Sie war so still; sie überließ der guten Tante Sophie die Leitung der Abendmahlzeit, sie selbst aß nichts und ging früh zur Ruhe.

Tief in der Nacht, als Alle schliefen, ging sie mit leichtem, leisem Tritt an all den Betten ihrer Kinder vorüber, wie um sich zu stärken zu dem Opfer, das sie bringen wollte. Ueber jedes hauchte sie einen stillen Segensgruß; dann erst suchte sie ihr Lager und weinte, weinte so lange und so schmerzlich, wie damals in ihren Mädchentagen. Der Morgen aber sah in ein klares, stilles Auge und sie sprach mit besondrer Innigkeit in dem Morgenliede, das sie mit den Kindern las, die Worte:

„Herr, führe Du mich Deinen Weg,
Damit mir recht einleuchten mög'
All Dein barmherz'ger Wille!
Damit der Geist, die Kraft von Dir
All' Ungeduld und Pein in mir
Mit Gotteskräften stille." —

Leonore wiederholte ihre Ablehnung gegen den Jugendgeliebten; aber es hielt schwer, ihn zu bewegen, von seinem Wunsche abzustehen. In ihm war das feurige Jugendblut noch nicht so ganz abgekühlt; Leonore aber blieb fest, gegen sein Drängen, gegen ihr eignes Herz. Sie kannte Theodor, sie wußte, daß er auch bei aller ungeminderten Liebe, doch früher als sie der Last erliegen würde, die ihre Verbindung ihm aufladen mußte.

Als berathende Freundin in den schweren Sorgen seines verwaisten Hausstandes blieb Leonore doch wenigstens in brieflichem Verkehr dem Pfarrer nahe und es war ja wohl ihre leise, taktvolle Einwirkung, daß sie ihm, vielleicht ein Jahr nach dieser zweiten Werbung doch eine Gefährtin zuführen durfte.

Das gar alte Fräulein Kurbel war nämlich gestorben und Tante Sophie, ihre einzige Erbin, stand nun ganz allein auf der Welt. Wie es Frau Leonore angegriffen, die getreue Freundin ihrer Wittwenzeit und den Freund ihrer Jugend zusammenzubringen, das weiß ich so genau nicht; genug, es wurde die Hochzeit dieses besagten Paares gefeiert, — gar still, wenn nicht Leonorens acht lebendige Kinder nebst vieren von den Kindern des Bräutigams das Fest verherrlicht hätten.

Lorchen, obgleich noch ein paar Jahre jünger als die Braut, machte die ehrsame Brautmutter, und sie hatte allen Grund in selbstloser Freude über die Wahl glücklich zu sein, zu der sie ihrem Freunde verholfen. Es war nicht allein der reiche Besitz Sophiens, der Wohlstand und Ordnung brachte in des Pfarrers sorgenvollen Haushalt, sie war auch eine treue, herzgute Mutter und Pflegerin für seine verwaisten Kinder, eine emsige, verständige Hausfrau und Gefährtin für sein oft ungeduldiges, leicht gedrücktes Wesen.

5.

Aber jetzt nahet die Todesstunde,
Und jetzt fühl' ich es hell und klar,
Daß auf des blühenden Traumes Grunde
Mein ganzes Leben ein Schatten war.
Sechzig Jahre verhaltener Klagen
Sind dahin wie ein kurzer Wahn,
An der beglückten Jugend Tagen
Schließt der erlösende Tod sich an.

Pfitzer.

Viele Jahre sind vergangen, seit wir Tante Sophie, die reiche Erbin der gar alten Großtante, mit Pfarrer Sommer an den Altar begleitet haben; das Wittwenstübchen der Frau Landrichterin, ein schöneres und geräumigeres als vordem, ist noch mit den alten Möbeln, aber gar hübsch und behaglich eingerichtet; ihre Kinder lassen sie nicht Mangel leiden. Aber still, gar still ist es geworden um die alte Frau; nicht Eins von all den acht Kindern weilt mehr bei ihr, nur muntere Enkelein, die Kinder ihres Minchens, die an den Stadtpfarrer im Ort verheiratet ist, beleben manchmal den stillen Raum. So hat sie recht wohl Zeit, zu leben in ihrer Vergangenheit, und wie das bei alten Leuten oft geschieht, die Sommerzeit des Lebens mit ihren Gluthen, ihren Mühen und Freuden, auch der segensreiche Herbst mit seinen Früchten treten ihr mehr zurück, und es kommen Stunden, wo ihr der Frühling wieder erwacht, als wäre es erst gestern gewesen, daß sie daheim in ihrem Blumengärtlein gestanden und sich ein Sträußchen gepflückt zu jenem Kirchgang.

Der Gegenwart vergaß sie darum nicht; sie lebte fort von ganzem Herzen mit den Kindern, die ihr noch geblieben, in kleinen Sendungen, in Briefen, und freudig, fast wie

eine junge Braut hörte sie den Schritt des Postboten auf der Treppe. Von ihrer guten Freundin Sophie, der Frau Pfarrer Sommer, da wußte sie freilich seit langen Jahren nichts mehr. Sophie war eine Frau der That, nicht eben der Feder; sie hatte bei der alten Tante so gar keine Uebung im Briefschreiben gehabt und als Mutter der acht jungen und kleinen Kinder, die ihr Pfarrer Sommer zugebracht, fand sie natürlich noch viel weniger Zeit, die vergessene Kunst zu üben. Da Pfarrer Sommer fast am entgegengesetzten Ende des Landes wohnte, hörten die Freundinnen gar nichts mehr von einander.

Die Krone von Leonoren's Kindern, ihr Liebling, war August, ihr ältester Sohn, nun lange schon ein wohlbestallter Pfarrherr und Hausvater. „Vom Herrn Pfarrer," sagte der Briefträger mit besonderem Nachdruck, wenn er einen Brief von ihm überbrachte; denn er hatte längst bemerkt, daß bei dieser Handschrift die Augen der alten Frau am hellsten glänzten. Sie waren alle gut und brav, ihre Kinder, aber August war ihr Freund, ihr Beichtvater, ihr Rathgeber, ihre Stütze, — nur schade, daß gerade er ihr am entferntesten wohnte von allen. Er theilte aber der Mutter alles mit aus Amt und Leben, was ihr von Interesse sein konnte. So schrieb er einmal unter anderm, daß er am nächsten Tage in das entlegenste Ort seines Sprengels kommen werde, zur Beerdigung der Frau des dortigen Pfarrherrn, des Seniors vom Sprengel. „Ich kenne den Mann selbst noch nicht näher," schrieb er; „er klingt mir aber so bekannt, Sommer heißt er, soll ein sehr würdiger Mann sein." Der Mama klang der Name auch überaus bekannt, sie äußerte aber nichts darüber.

August wohnte dem Leichenbegängniß bei; der Senior, von dessen ernstem, würdigem Wesen er sich sehr angesprochen fühlte, lud ihn ein bis zum nächsten Tag bei ihm zu verweilen, da er so weit nach Hause hatte. Erst beim Abendessen erfuhr der junge Pfarrer, daß der alte Herr ein Bekannter seiner Mutter sei und daß es die einst so beliebte Tante Sophie gewesen, der er heute das Grabgeleite gegeben habe.

„Ihre Mutter, mein lieber junger Freund," — der junge Freund war 46 — sagte der alte Herr, „habe ich vor Zeiten gar wohl gekannt. Bitte, sagen Sie mir, wie geht es ihr und Ihren Geschwistern allen?" — „Meiner Mutter geht es Gottlob wohl," sagte August, der immer warm wurde, wenn er von der Mutter sprach; „ihre Gesundheit ist seit einigen Jahren zart, sie braucht Ruhe, aber sie ist immer heiter, immer thätig, überall geliebt und für alle ein Segen, die ihr angehören." — „Und Ihre Geschwister?" fragte der alte Mann mit einer Bewegung, die August allein dem tiefen Leid des heutigen Tages zuschrieb. — „Alle versorgt," sagte August, „im Himmel oder auf der Erde. Zwei meiner Schwestern, Emma und Jettchen, sind jung gestorben, auch mein jüngster Bruder Theodor —." — „Theodor?" fragte der alte Pfarrer. — „Ja, Theodor," fuhr August arglos fort, „an einem nervösen Schleimfieber. Gustav, der zweite, ist als Associé bei seinem Schwiegervater, einem Fabrikbesitzer in H., sehr gut etablirt. Mein Bruder Karl ist Mechanikus; Fritz, der Jüngere, ist in Gustav's Geschäft getreten, und meine Schwester Minchen ist sehr glücklich verheiratet." — „Also alle versorgt, und Ihre Mutter hat ein glückliches Alter?" — „Gewiß," sagte August

mit Wärme, „so glücklich es ihr ihre Kinder nur machen können."

Der Senior blieb sehr still bis zum Gutnachtsagen. August aber konnte seiner Frau und dem lauschenden Töchterlein daheim nicht genug rühmen, wie so gar herzlich und freundlich der alte gute Mann ihm begegnet sei. —

Noch kein volles Jahr war seit diesem Leichenbegängniß verflossen, als der Briefträger eines Morgens wieder mit höchst beglückendem Angesicht in das Stübchen der alten Frau Landrichterin trat. „Schon wieder einer vom Herrn Pfarrer!" sagte er triumphirend. — „Wirklich?" fragte die alte Frau fast erschrocken; „wenn nur meinem August nichts geschehen ist! Er hat mir ja erst vorgestern geschrieben!" — „Wird nichts geschehen sein," beruhigte der Briefträger; „es geschieht selten etwas Trauriges, wenn sich's die Leute vorher einbilden; wenn was Schlimmes geschieht, das erfährt man gleich." —

„Liebe Mutter," lautete August's Brief, „heute bin ich zum erstenmal froh, daß wir nicht näher beisammen sind; denn ich wäre in Wahrheit verlegen, Ihnen die Mittheilung mündlich zu machen, die dieser mein Brief enthält. — Sie erinnern sich, was ich Ihnen vor einem Jahre von unserm Senior, Pfarrer Sommer, dem Gatten unsrer guten Tante Sophie, geschrieben und wie ich seit der Zeit viel Liebes und Herzliches von dem alten Manne erfahren. — Nun, liebe Mama, denken Sie sich mein Erstaunen, als er mir gestern eine eigene Kutsche schickt, um mich zu ihm zu holen, da er mir etwas Wichtiges mitzutheilen habe.

„Liebe Mama, was meinen Sie, daß dies Wichtige gewesen sei? Nichts anderes als eine förmliche Werbung von ihm,

dem bald siebzigjährigen Greise, um Sie, meine liebe, verehrte Mutter, die nun mehr als siebenundsechzig Jahre zählt! — Es wird Ihnen dies fast lächerlich und kindisch vorkommen; aber ich versichere Sie, liebe Mutter, wenn Sie so den ehrwürdigen Mann gesehen hätten, wie er mir mit feuchtem Auge die Geschichte seiner ersten und einzigen Liebe erzählte, wie er mich bei der Hand faßte und sagte: „Bitte, mein lieber, junger Freund (er heißt mich immer noch jung), führen Sie meine Sache bei Ihrer Mutter, schicken Sie ihr diese Blumen“ (das uralte, vertrocknete Blumensträußchen liegt hier bei, nehmen Sie's nicht übel, Mama, ich mußte ihm doch den Willen thun!), — „fragen Sie, ob nicht auch sie glaubt, daß der Herr in Seiner Gnade uns, die das Leben so lang getrennt, noch vor unserem Ende zusammenführen wolle? — Aber fragen Sie bald, denn meine Tage sind gezählt.“ — Nun, liebe Mama, ich kann da nichts hinzufügen, als: lachen Sie lieber nicht, aber schreiben Sie, wenn Sie ablehnen, wie ich ja doch vermuthe, dem alten Manne schonend und freundlich.“ —

Sie lachte nicht, ganz und gar nicht, die alte Mama, als sie den Brief fein säuberlich zusammenfaltete und in ihr Schatzkästlein legte, ehe sie den Enkelein die Thüre aufmachte, die draußen im Gang trippelten. —

6.

Wenn durchgekämpft des Lebens Mühen
Und durchgeseufzt die Erdennoth,
Gott meiner Tage, laß erblühen,
Mir noch ein selig Abendroth.

Gerok.

Es war vier Wochen nach der Absendung dieses Briefes. Der Pfarrer August Stählin saß mit Frau und Töchterlein in der Laube des Hausgärtchens, um die herrliche Frühlingsluft zu genießen und die Predigt für den nächsten Sonntag vorläufig zu überdenken. „Heut wieder kein Brief von der Mutter," sagte die Pfarrerin. — „Freilich," stimmte ihr Mann bei, „ich hätte gedacht, sie habe dem Senior selbst geschrieben, da ich von diesem auch nichts hörte. Aber gestern stand unter einem amtlichen Schreiben von ihm nur die kurze Frage: „Noch keine Nachricht von Ihrer Frau Mutter?" — Es thut mir doch leid, wenn Mama die Sache so übel nimmt, daß sie gar nicht antwortet; er ist sonst so ein ehrwürdiger Mann, wenn er auch in dieser Sache ein bischen kindisch wurde; er sollte doch rücksichtsvoll behandelt werden." — „Ich begreife es nicht," sagte die Pfarrerin wieder; „Mama ist doch sonst die Höflichkeit selbst!" — „Eine Kutsche!" rief klein Lorchen, die auf die Gartenmauer geklettert war; „eine Kutsche mit einem Berg darauf!"

Nun ja, das war eine Kutsche, wohl werth, daß die gesammte Dorfjugend staunend und bewundernd nachlief, wie sie langsam, langsam, den etwas steilen Weg durch's Dorf herauffuhr, obgleich der Kutscher noch seinen zwei Rossen einen Ackergaul vorgespannt hatte. Das konnte man Gepäck nennen! Drei solide Koffer verschiedener Gestalt, rund, vier-

eckig, länglich, mit Seehundsfell bezogen, mit Eisen beschlagen, waren hinten aufgepackt, drauf thronten noch ein paar leichte Schachteln auf dem Dach des Wagens, querüber war mit mannhaften Stricken ein sogenannter Bettsack von Leder, einem runden Kameel gleich, festgebunden, ein gewaltiges Stück, darin allein schon eine Haushaltung Platz hatte; daneben schetterte noch bescheidentlich ein rundes Nähtischchen. An Nägeln an den Seitenwänden der Kutsche hing allerlei Hausgeräthe, ein kupfernes Salatbecken, eine Bratpfanne, — wirklich eine merkwürdige Kutsche, und dieses rare Stück hielt vor dem Pfarrhaus!

Der Pfarrer und seine Frau standen bereits an der Hausthüre, klein Lorchen das älteste Töchterlein ohnehin, in athemloser Erwartung, was aus dieser Arche noch alles hervorquellen würde. Insassen des Wagens konnte man noch nicht unterscheiden, nur Gepäck. Eine unsichtbare Hand bot nach und nach allerlei heraus: eine blanke Messingpfanne, einen Korb, darin feines Porzellan in Heu verpackt war, allerlei Schachteln, endlich kam die Gestalt einer wohlerhaltenen alten Frau zum Vorschein. „Die Mama!“ rief der Pfarrer und seine Frau, immer noch sprachlos vor Erstaunen, und halfen endlich der alten Frau heraus, die noch leicht, fast wie ein Mädchen von dem hohen Wagentritt herabstieg, und nun selbst herzlich mitlachte beim Anblick des unermeßlich vielen Gepäcks, das bereits die Straße vor dem Pfarrhaus bedeckte.

„Ja, so sind alte Leute,“ sagte sie entschuldigend zu August, „sie können von nichts los kommen! Schafft alle die Sachen in die Pfarrscheune,“ rief sie freundlich den Leuten zu, „und zeigt meinem Kutscher das Wirthshaus. Nun

kommt, Kinder, mich verlangt recht nach eurer behaglichen Stube." — Die Pfarrerin hatte die Schwiegermutter sehr lieb, und die gar seltenen Besuche der Großmama waren immer ein Fest gewesen; aber diesmal folgte sie doch mit etwas verlegenem kühlem Vergnügen. Kam denn die Mama wirklich mit Sack und Pack, ohne sie auch nur vorher zu fragen? Und, liebe Zeit, wohin sollte man mit all dem Grust? Wollte die Frau auch noch ihre eigene Wirthschaft führen? —

Oben hatte sich's die Mama bequem gemacht, hatte Lorchen's Herz erfreut mit einer schönen Puppe und einem Bilderbuch aus alter Zeit; die Kleine fand groß Gefallen an der Großmama und versicherte altklug: „Großmama, Du bist so eine nette alte Frau!" Endlich aber hüpfte sie fort, um den Dorfkindern ihre Schätze zu zeigen

„Nun Kinder, was meint ihr, warum ich gekommen sei?" fragte die Großmutter mit hellem Blick, doch mit einem leichten Erröthen, das dem alten Gesicht gut stand. Die Kinder wußten nicht recht, was sie meinen sollten. — „Theodor Sommer hat meine Hand begehrt zum dritten Male," fuhr die alte Frau ernst, mit leise bebender Stimme fort; „ich habe ihn geliebt vor mehr als fünfzig Jahren und ich habe ihn nie vergessen können. Keine andere Pflicht bindet mich mehr, und ich glaube, es ist Gottes Willen, daß wir die kurze Strecke Wegs, die noch vor uns liegt, gemeinsam gehen, daß wir einmal im Leben noch recht glücklich werden." — Die Kinder schwiegen, die Schwiegertochter etwas betroffen, August tiefbewegt; er begriff nicht mehr, warum er den Antrag des Seniors auch nur einen Augenblick habe lächerlich finden können.

„Viel Zeit haben wir nicht mehr mit einander zu verlieren," hub Frau Leonore wieder an; „darum habe ich daheim gleich alles aufgegeben, alles Entbehrliche verkauft, und bin nun hier mit meiner ganzen Habe, um meinem treuen Freund folgen zu können, so bald er will. Viele werden es lächerlich finden; ich aber habe zweimal den Verhältnissen mein Herz geopfert, das drittemal will ich dem Herzen sein Recht lassen. Sei Du so gut, August, und sende heute noch einen Boten mit diesem Briefchen und dieser Denkmünze an Theodor." August gehorchte, es kam ihm fast seltsam vor, daß man einen so alten, ehrwürdigen Herrn noch Theodor heißen könne. —

Niemand war zugegen, als die Beiden, die das Leben so lang getrennt, sich zum ersten Male wieder gesehen haben; aber als sie aus der Stube der Großmutter herabkamen, da lag ein wunderbares Licht auf den beiden alten Angesichtern. — War es ein Widerschein der lang entschwundenen Jugend, war es ein Hereinleuchten der nahen Ewigkeit, der sie nun Hand in Hand entgegen gehen wollten? Niemand lächelte, aller Augen wurden feucht, als sie das alte Brautpaar bei einander sahen.

Und niemand lächelte, als nach acht Wochen im Hause des Seniors die Hochzeit gefeiert wurde. Ein schönes Paar waren die Zwei, obschon sie nahezu 140 Jahre zusammen zählten: der hohe stattliche Greis mit dem silberweißen Haar, jetzt noch eine Stütze für die Matrone, deren helle Augen die weißen Haare fast Lügen straften, die glattgescheitelt unter dem schneeweißen Spitzenhäubchen lagen. Die Töchter hatten ihr weiße Blümlein in die Haube heften wollen, das hatte sie nicht gelitten. „Die Blumenzeit ist vorbei!" Aber einen

keinen grünen Epheuzweig, den ihr ältester Stiefsohn, auch Pfarrer, von der Mauer des Pfarrgartens zu Reifenberg geschickt, den ließ sie sich gefallen. „Epheu schickt sich für uns, der Epheu ist der Treue Zeichen.“

Es war ein fröhliches Hochzeitfest, weniger still vielleicht, als das alte Paar gewünscht, aber gar schön und heiter. Marie, die einzige noch unverheiratete Tochter Sommers aus seiner ersten Ehe, nebst dem jüngsten Sohne, des Vaters Gehülfe, war allein noch zu Hause. Sie und August's Frau hatten den großen Saal in dem alten Kloster, das Sommers Amtswohnung war, auf's schönste geschmückt mit jungem Grün und Frühlingsblumen, und eine stattliche Gesellschaft saß um die lange Tafel, an der das schöne alte Paar präsidirte. Sieben Söhne und vier Töchter waren von den sechzehn Kindern noch geblieben, die Theodor's zweite Werbung hätte zusammenführen sollen; aber die fehlenden waren reichlich ergänzt durch sieben Sohnsfrauen und drei Tochtermänner, nicht zu gedenken der sechs und dreißig Enkel groß und klein, die den Saal füllten und belebten, in dem, seit das Kloster stand, nie ein so fröhliches Leben wiedergeklungen hatte.

Die alten Leute saßen still, Hand in Hand, in sich vergnügt und selig; sie blickten lächelnd auf das bunte Gewimmel und sahen sich dann wieder still und tief in die Augen. Nur einmal sagte Theodor lächelnd: „Sind Dir sechszehn Kinder zu viel gewesen, nun hast Du sieben und fünfzig!“

Es wurde wieder still in dem Haus als alle die lieben Gäste, deren Ueberzahl zum Theil von Freunden in der Nachbarschaft beherbergt worden war, abgegangen waren. Frau Leonoren's Schätze an guten Betten, an feiner Leinwand, an

schönem Geräthe, von denen sie sich nicht hatte trennen können, wurden in dem alten Hause eingeräumt. „Nimm's nur nicht übel," sagte sie freundlich zu der Stieftochter, „daß ich so viel bringe; ich weiß ja wohl, daß alles genug da ist, aber Du glaubst nicht, was das für ein braves Messingpfännchen ist, und so schön wie in der Bratpfanne werden die Braten doch nicht leicht; auch das englische Porzellan bekommt man heutzutage nicht mehr so gut!"

Marie war eine stille treue Seele, das Abbild ihrer seligen Mutter. Willig und emsig hatte sie schon während der letzten Lebensjahre der zweiten Mutter und nach ihrem Tode den Haushalt besorgt, aber immer im Stillen schmerzlich empfunden, wie wenig ihr schüchternes Wesen dem Vater Erheiterung und Unterhaltung bieten könne, und recht mit erleichtertem Herzen sah sie nun diese Lücke ausgefüllt. — Ungekränkt in ihren Rechten durfte die treue Tochter fortan als Hausfrau schalten, nur unterstützt von der fleißigen Hand, von dem klugen, freundlichen Rath der neuen Mutter.

Ihre meiste Zeit aber, ihr ganzes Herz, all ihre Liebe und Sorgfalt widmete Leonore dem Gatten allein. Nicht die kindische Zärtlichkeit, die oft alte Leute zur Unzeit noch befällt, verletzte das Auge der gereiften Kinder; es wehte ein fast heiliger Hauch durch die Räume des Hauses, seit die alte Liebe wieder in ihre Rechte getreten war. Wer so das alte Pärchen beisammensitzen sah, wie die Frau jeden Wunsch, jedes Bedürfniß des Mannes errieth und ihn leise sorglich umgab mit Frieden und Behagen, wie sie zusammen ihren ruhigen Spaziergang machten durch die blühende Flur, wie das Mütterlein, deren Augen noch helle geblieben, dem Papa die Zeitung vorlas, wohl auch ein harmloses Brettspiel mit

ihm machte, oder wie sie an stillen Abenden zusammen saßen, eh' das Licht in's Zimmer kam, und leise miteinander redeten von ihrer Vergangenheit, aus der sie so viel noch nachzuholen hatten, von all ihren Kindern, bis die Rede ernster wurde und sich wandte auf die stille heilige Ewigkeit, an deren Schwelle sie standen — wer so all ihr friedenvolles Leben und Sein ansehen konnte, der mußte glauben, daß auf Erden schon ein Dasein möglich sei, voll von Harmonie und stiller Schönheit.

Aber nicht zu lange! Ein einziges Jahr war ihnen so vergönnt in Frieden und stiller Freude zu leben, da stand der Senior am Grabe seiner dritten Gattin; sie war sanft entschlafen, mit einem seligen Lächeln auf den Lippen. „Ich bin doch noch Dein gewesen!" war ihr letztes Wort. —

Man hörte keine Klage, man sah nicht viel Thränen bei dem alten Manne; gar still ging er fortan seines Weges, er war auf der Erde nicht mehr daheim. Nach wenigen Monden trugen sie auch ihn hinaus. Jener stattliche Hochzeitszug geleitete ihn zum Grabe, das ihn auf immer vereinte mit der, die er so lange geliebt und so kurz besessen. —

III.

Im Garten vor dem Thor.

Wie für alte Häuser, so habe ich auch für alte Gärten eine Vorliebe, und ersteht mir eine ganze versunkene Welt aus den verwilderten Laubgängen und alten steinernen Gartenhäuschen, die jetzt nur noch zum Aufbewahren von Gerümpel dienen und die Zeit lange überlebt haben, in der sie als Sammelplatz und Festlokal für honette Burgerfamilien gedient haben. Unsere Zeit zimmert leichte, graziöse Pavillons, die wieder versinken werden mit dem Geschlecht, das sie bewohnt.

Ein solcher alter Garten liegt auch vor dem Thore der kleinen Stadt Steinberg, von soliden Mauern umschlossen, über welche alte, breitästige Apfelbäume herausschauen, und dessen stattliches Portal, hüben und drüben mit einer steinernen Artischoke verziert, zeigt, daß der Garten einmal „jemand Rechtem“ gehört hat.

Es ist gar lange her, daß ein fröhliches Kindervolk sich hier getummelt, sich umgetrieben und ergötzt hat unter den fruchtbeladenen Bäumen. — Davon wissen Wenige mehr, wohl

aber erinnern sich die Steinberger alle, daß man Jahre lang jeden Sonntag Nachmittag ein stilles Paar nach dem Garten wandeln sah, das, ohne sich unterwegs viel mit Grüßen und Gesprächen aufzuhalten, hinter der Pforte verschwand, die alsbald von innen wieder geschlossen wurde, bis es in der Dämmerstunde wieder heimwärts wandelte.

Den Steinberger Leuten war das stille Paar so wohl bekannt, daß niemand mehr viel Notiz von ihnen nahm und für Fremde, wenn sie sich je dahin verirrten, hatten sie nichts Auffallendes. Es war ein Mann von stattlicher Gestalt, der zu keiner Zeit jung ausgesehen hatte, in einem unsterblichen, stahlfarbnen Rock, und eine Jungfrau mit glattgescheitelten braunen Haaren und stillblickenden, dunkelblauen Augen, meist auch in dunkle oder farblose Gewänder gekleidet; nur hie und da, an recht hellen Frühlings- oder Sommertagen, trug sie ein kornblumenblaues Kleid, sogar einen Strohhut mit einem Aehrenzweig, was dann ihr Begleiter immer mit stiller Bewunderung betrachtete, da solche Eleganz an seiner Pauline gar selten war.

Der stahlfarbene Herr und Besitzer des Gartens war Herr Samuel Bauer, der Sohn des Bürgermeisters und Gerberzunftmeisters, der dereinst dies solide Besitzthum gegründet.

Vor Zeiten war es lebendig und munter zugegangen in dem nun so stillen Garten. Franz und Fritz, die zwei ältesten Söhne des Stadtraths, waren gar wilde, aufgeweckte Bursche, die den Rasenplatz recht geschickt fanden um Räubers zu spielen mit ihren Kameraden. Da wurden denn Pfähle ausgerissen in den Bohnenländern, bei Fluchtversuchen Scheiben eingedrückt am Gartenhaus, wurden Aepfel abgerissen, eh' sie reif waren, kurz aller nur denkbare Unfug verübt, zum

Schreck der alten Ursel, der Hausmagd, die gar nicht zu Athem kam vor lauter Rufen: „Franzele, sei Er nicht so bös!“ „Ach was hat aber der Fritzle wieder ang'stellt!“ „Geb' Er Acht, diesmal muß ich's em Papa sagen!“ Der Papa, der fuhr dann mit Feuer und Schwert darein, wenn solche Unthaten zu seiner Kunde kamen. Deshalb suchte die Mama sie zu verbergen, wo sie nur konnte: die Scheibe hatte die Katze eingedrückt, die Blumenrabatten hatte Kronenwirths Hund verwühlt und die Aepfel „fremde Buben“ gestohlen; denn der Fritzle und der Franzele, so unartig sie waren, waren ihr doch in's Herz gewachsen und eine väterliche Execution ging ihr siebenfach durch die Seele.

„Mein' Samawele, der ist der Brav“ sagte Ursel, wenn Samuel auf der Gartenhausstaffel saß und seinem kleinen Schwesterchen und ihrer Freundin, Amtspflegers kleinem Paulinchen, Ritter machte aus Mohnblumen, Guirlanden aus Syringenblättern und Kämme aus Haselnußlaub, oder wenn er ein Handelsgeschäft eröffnete, wo die Kleinen um Kieselsteinchen Zucker und Kaffee kaufen durften, was er mit weißen und gelben Blumenblättchen darstellte, oder wenn er mit seiner kleinen Gießkanne die Länder begießen half. Trotz all dieser Bräve war aber Samuel der Mutter lange nicht so wichtig, als die zwei unbotmäßigen Wildfänge. — Mag auch sein, wenn die wilden Reiser früh von tüchtiger Hand gebogen und an geraden Stamm gebunden worden wären, so wäre etwas Tüchtiges aus ihnen geworden; die Mutter aber vertuschte und machte gut im Stillen, bis — nichts mehr zu vertuschen und nichts mehr gut zu machen war.

Das war nun schon lange her und ein Wunder war's nicht, wenn Samuel Bauer stiller Natur war, wenn man ihn

gar selten fröhlich sah unter Frohen, denn die Geschichte seines Hauses war keine heitere gewesen. Bruder Franz hatte Jus studiren sollen und Vater und Mutter hatten ihn in ihren heimlichen Gedanken schon wenigstens als Oberjustizrath, wenn nicht gar als Minister gesehen; denn „der Schlingel kann wenn er will", war das fest stehende Urtheil über den Franz. Der Schlingel hatte aber nicht wollen; fünf Jahre lang ein flotter Student und dreimal ein kläglicher Examenskandidat, hatte er als einziges Resultat seiner Studienjahre eine ruinirte Gesundheit und unzählige Schulden davongetragen. Der Vater hatte ihn nach Amerika spedirt, wo man ihn zuletzt als Marqueur in einer Bierwirthschaft gesehen hatte.

Bruder Friz, von der Mutter zumeist wegen seiner Schönheit bewundert, hatte sich mit Studiren nicht plagen wollen; er hatte es, vielleicht eben dieser Schönheit wegen, zum Lieutenant gebracht, nachdem der Vater mit schwerem Geld hatte böse Streiche zudecken müssen, die er früher als Handelslehrling gemacht. Der hatte eben auch nicht wollen; er hatte es als Offizier noch toller getrieben, denn zuvor als Kaufmann, und nach einer unglücklichen Spielnacht hatte man seine Leiche mit zerschmettertem Hirn gefunden.

Samuel war der einzige und letzte aus dem einst so angesehenen Geschlecht, der in seiner Vaterstadt nur ein gar stilles Leben führte.

Er war „der brave Samawele" geblieben, als den ihn die alte Ursel schon gepriesen, die zwar mit tiefem Leid, aber doch auch mit geheimer Befriedigung noch erlebt hatte, welch klägliches Ende der Frizle und der Franzele genommen. — „G'sagt hab ich's", wiederholte sie gar oft, „aus den Zwei wurd nichts, und dem Papa hätt' man's sagen sollen, was

sie all's bosget (Böses gethan) haben; aber ich hab' nix golten, und mein Samawele, der ist doch der Brävst'."

Samuel kam als Kaufmannslehrling zu Herrn Mezger, der in derselben Stadt Steineberg ein Spezerei- und überaus gemischtes Handelsgeschäft betrieb, wo vom Zuckerhut bis zum Hosenknopf alle Bedürfnisse des Lebens zu haben waren. Sein Lehrherr hatte nie eine Klage über ihn zu führen; „nur zu still ist er, nichts Vifes, nichts Alertes, kein Aufschwung in dem Burschen, im Geschäft bringt er's nicht weit," meinte er bedenklich.

Ach, wie hätte der Aufschwung in den stillen Samuel kommen sollen, der daheim nur in all dem Jammer und Streit leben mußte, den das Treiben der Brüder hervorrief? So ging er denn eben stet und stille seinen Weg. Die Mutter hätte er wohl gerne oft getröstet; aber er wußte nicht recht, wie er's angreifen sollte. Anerkennung für sein geordnetes Betragen, für seine fast ängstliche Sparsamkeit, mit der er einbringen wollte, was die Brüder verschleuderten, fand er nicht, er verlangte sie auch nicht.

Seine Lehrzeit ging vorüber. Die weite Welt stand ihm offen, um als Commis sein Glück in ihr zu suchen; er aber fragte bescheidentlich bei Herrn Mezger an, ob er nicht in dieser erhöhten Stellung bei ihm verbleiben könne. „Mangel an Aufschwung", bemerkte der Kaufmann sich die Hände reibend, gegen die Frau Stadtschreiberin, die damit unzufrieden war, „purer Mangel an Aufschwung, an visem und alertem Wesen; nicht daß er nicht genug Gelegenheit zur Ausbildung bei mir hätte: Colonialwaaren, Ellenbranche, Parfümerien, Quallerie (sollte Quincaillerie heißen), Käsewaaren, Eisen und Steinsalz, Alles kommt ja bei mir vor; aber 's ist so gar

gesund für junge Leute, wenn sie auch draußen ein bischen herumgepufft werden, und von mir ist's das reine Opfer, wenn ich ihn nehme.“ Am Herumpuffen hatte es nun zwar bei Samuel nicht gefehlt, aber der Aufschwung war eben dadurch nicht zu Stande gekommen; auch die hübschen Töchter seines Prinzipals, die beide einen Bildungskurs in der Residenz durchgemacht, waren sehr unzufrieden, daß ihr Vater nur den alten langweiligen Samuel statt irgend eines gewandten neuen Commis genommen hatte, und Samuel bezeugte sich allerdings ganz und gar nicht als galanter Hausgenosse. Zwar öffnete er gefällig den Fräulein die Thür, wenn sie etwas hinaustrugen, und hob den Knäul auf, der ihnen zu Boden gefallen war; aber er verstand sich nicht darauf, bei Landparthien den Shawl zu tragen und vor allem, er war kein Tänzer! Und wie schwer ein Tänzer wiegt in einer kleinen Stadt, das weiß nur der, der einmal die lange Reihe weiß gekleideter, blumengeschmückter Jungfrauen angeblickt, die mit leisem Herzklopfen den ersten Ton der Musik hören, bei dem sich die Jünglinge aus der Nebenstube heraus bewegen; die stille „die Häupter ihrer Lieben“ überzählen und finden, daß auf drei Damen kaum Ein Kavalier kommt! — Da war denn also auch mit dem Samuel nichts geholfen.

Ganz todt für's Frauenzimmer war übrigens der stille Samuel doch nicht; davon konnte Amtspflegers Pauline ein Wörtchen sagen, die er jederzeit so gar freundlich begrüßte, wenn er sie an seinen Ausgangssonntag-Nachmittagen daheim bei seiner Schwester traf. Die Fräulein Mezger rißen die Fenster auf, wenn sie ihn mit den beiden Mädchen sahen vorüberwandeln, nicht nur in seines Vaters Garten, sondern sogar noch weitere Pfade, hinaus in's Enderspacher Thälchen,

von wo sie schöne Vergißmeinnichtsträuße mit nach Hause brachten. Pauline war heiterer Natur und leicht zu amüsiren. Es war ihr am Gastmahl des Lebens ein bescheidenes Couvert gedeckt; frühe mutterlos, hatte sie daheim ein mühevolles Tagewerk und so ein Sonntagsspaziergang erfrischte sie auf lange. Einmal hatten sie sich sogar bis in's Eichenwäldchen hinausgewagt und man hatte den stillen Samuel mit einem grünen Sträußchen am Hut heimziehen sehen; das war aber ein unerhörtes Ereigniß geblieben.

Pauline ließ sich alle Neckereien über ihren stillen Verehrer gern gefallen; sie wußte wohl, wie sie mit ihm d'ran war, wenn er auch schwieg über seine Gefühle. Ihr vertraute er all das Herzeleid, das die schlimmen Brüder über sein Elternhaus brachten; von ihr, obgleich sie jünger war, ließ er sich auch gern gefallen, wenn sie ihm in Betreff seiner Garderobe einen guten Rath gab, obgleich es ihr nie gelang, ihn wirklich modern zu machen. An Aufschwung hat's auch da gefehlt und frühe schon zeigte sich die Vorliebe für Stahlfarb bei ihm. „Der Samuel muß jemand haben, der für ihn sorgt," sagte die junge Pauline oft weise zu seiner unbekümmerlichen Schwester, wenn diese sich aufließ, daß sie ihm seine Handschuh ausbesserte oder ihn in der Wahl einer neuen Weste berieth, und Samuel widersprach dem nicht. Pauline war auch seine Trösterin, als so nach und nach all der Jammer größer wurde mit den Brüdern. Samuel übernahm in seinen freien Abendstunden die Sorge für des Vaters Garten, und so lang Schwester Louise noch daheim war, kehrte da auch Pauline fleißig bei ihnen ein. Er ließ sich so gern von ihr trösten! Nur in einem Punkte konnte sie nicht viel über ihn gewinnen.

Pauline hätte ihn gern zu größerer Energie aufgestachelt. „Siehst Du, Samuel," sie dutzten sich noch von den Kindertagen her, „siehst Du, an Deiner Stelle da blieb ich nicht so sitzen in Herrn Mezgers Laden, das hilft Deine Eltern nichts. Du bist so geschickt und weißt viel, wenn Du nur ein bischen hinaus gingst, fort auf Reisen, in ein größeres Geschäft in einer rechten Handelsstadt, in Hamburg oder in Bremen und es würde so ein rechter Kaufherr aus Dir. Gib acht, da würde Dein Vater wieder ganz aufleben und die Mutter, die hätte dann erst Respekt vor ihrem Samuel, der ihr vorher zu brav gewesen ist."

„Wird nicht gehen, Pauline," sagte Samuel mit Kopfschütteln; „weißt, ich tauge nicht unter Fremde. Aus mir würde niemand etwas machen da draußen, und zum Fortgehen gehört auch zum Anfang Geld. Was ich aber erspart, das habe ich alles daheim hergegeben, wenn man sich nicht zu helfen wußte mit den Brüdern. Und — vielleicht ist doch auch die Mutter einmal noch froh, wenn sie mich da hat und — liebe Pauline, Dich möcht' ich gern sehen können alle Tage und über alles mit Dir reden. Laß mich hier! es wird gewiß auch recht." Und Samuels Gesicht, das immer etwas farblos war, wurde zum ersten Mal roth, ganz dunkelroth, denn so keck war er noch nie in seinem Leben gewesen. Pauline sah freundlich lächelnd zu ihm auf: „Du bist eben der alte stete Samuel; weißt noch, wenn wir als Kinder im Garten Haushaltungs gespielt haben und da sagtest Du allemal: „Ich will der Vater sein und daheim bleiben, ich rufe Euch dann wenn Ihr kommen müßt." So bleib' eben daheim, Du alter Samuel. „Und Du bist mir nicht böse drum?" fragte er fast schüchtern. „Nein, gewiß nicht," sagte tröstend

Pauline und legte einen Augenblick ihre schmale Hand in seine breite große; „ich weiß ja wohl, Du mußt jemand haben, der für Dich sorgt.“ Und sie stand schnell auf, ging leichten Schrittes hinunter in Garten und half Schwester Luise Bohnen pflücken; auch Samuel ging langsam nach und band seine Rosenbäumchen auf.

Drei Jahre waren vergangen, und viel Leid und Freude geht in den Raum von drei Jahren. In Bürgermeisters Haus war die Freude kurz gewesen, als der saubere junge Apotheker Ketteler von Mittelstadt, der das rothwangige Luischen auf einem Maientagsball hatte kennen lernen, um sie warb und sie heimführte. Sie hatte ihm so wohl gefallen, daß er's gar gern glaubte, daß sie des reichen Bürgermeisters einzige Tochter sei und hatte auf Treu und Glauben um sie gefreit; auch ließ sich die Frau Bürgermeisterin nicht schlecht finden mit der Aussteuer. Der Bürgermeister holte mit Seufzen noch ein paar Kapitalbriefe, einen um den andern, aus dem alten Geldschrank, in dem durch die Söhne schon viel leerer Raum geworden und vertröstete den Schwiegersohn auf einen jährlichen Zuschuß, da er im Augenblick nicht so viel von sich geben könne. „So machen's die reichen Käuze,“ sagte Herr Ketteler profitlich und strich den schön gewichsten Schnurrbart, an dem er alle neu angepriesene Haar- und Bartsalbe zuerst probirte, eh er's in Commission nahm; nachher wollen wir's von dem alten Herrn schon 'rauskriegen, und die Bürgermeisterin, der in der Stille das Herz oft recht schwer war bei den fröhlichen Vorbereitungen, rühmte sehr, daß der neue Herr Schwiegersohn zwar ein Apotheker, aber doch nicht interessirt sei. „Werden's eben nicht nöthig haben, der Herr Tochtermann,“ meinte die verwittwete Frau Schulmeister Binz-

wanger, die zu den Vasallen gehörte, wie sie jedes angesehene Haus um sich sammelt. „Ja freilich,“ sagte die Frau Bürgerschreiber, „von seinem Vater hat er wohl die Apotheke theuer übernehmen müssen; dafür hat aber sein leiblicher Onkel, der Spezial, keine Kinder.“ Seltsam, daß man in der Regel zu kinderlosen Leuten im Geldpunkt ein ganz ungemessenes Vertrauen hat, als ob Kinderlosigkeit an sich ein Goldgrüblein sei!

Es scheint mir oft sonderbar, daß das Wort „Glück“ keine Mehrzahl hat wie „Freude“, und doch ist es vielgestaltig und mannigfaltig, so daß auch verschiedene Arten von Glück beisammen wohnen können, obgleich es ja immer ein seltener Gast ist auf Erden.

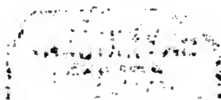
Da ist nicht nur d a s Glück, dessen Symbol die launige Göttin Fortuna ist, das plötzlich, oft ungesucht einzieht: Reichthum, Ehre, Erfolg, und das nicht immer so gar unbeständig ist, wie man es schilt; denn die launige Fortuna faltet manchmal ihr Schwingen zusammen und läßt sich nieder auf eine Schwelle. Solch ein Haus ist vergnüglich anzuschauen, obgleich selten das alte böhmische Sprichwort lügt: „Der Geldsack und der Bettelsack hängen nicht mehr als hundert Jahr über Einem Hause.“

Ein andres, als das strahlende Feuerwerk des zugefallenen Glücks, ist die stille, milde Leuchte des häuslichen Friedens; die kann gar stet und schön fortbrennen, wenn sie ihre Klarheit aus der rechten Quelle des Lichtes schöpft, sonst wird sie unversehens, ohne Sturm und Unfall zur trüben Oellampe, die nicht auslischt, aber auch nicht mehr leuchtet und erfreut.

Wie ein gutes Ofenfeuer, zu dem man einen tüchtigen Holzvorrath erwerben und bereiten mußte, eh es warm gibt

auf lange, erscheint mir dagegen das Glück, das oft dauernd an einer Familie ruht, wie hier bei Bürgermeisters, wo zu Thätigkeit und Umsicht der Vorfahren günstige Zufälle und Erfolge kamen. Unvergänglich ist freilich auch das nicht, und eine unerwartete Ehre, ein glänzendes Familienfest ist oft schon der Wendepunkt geworden für solch äußeres Glück eines Geschlechts. Die Alten haben das den Neid der Götter genannt und daher stammt wohl noch die abergläubige Scheu vor dem Berufen eines Glückes, während ein frommes Gemüth nur lernt demüthig zu werden gerade im Glück und sich in der Stille auf den Wechsel gefaßt zu machen.

Bei Bürgermeisters war nun freilich das Glück schon lange untergraben, wenn man es auch nicht sah, und ein Abschiedsfest der launigen Fortuna war wohl die glänzende Hochzeitfeier der Tochter Luise gewesen mit dem flotten, jungen Apotheker, wo der Stadtzinkenist schon morgens vom Thurme blies: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern", das Haus mit Blumen und Tannenreis bekränzt war von unten bis oben, wo der forsche Bruder Student und der Lieutenant in blanker Uniform noch als schmucke Kavaliere die zwei vornehmsten Brautjungfern: Oberamtmanns Amalie und Oberförsters Edwine, die sogar von Adel war, geleiten durften, während der stille Samuel in herzinnigem Vergnügen an der Seite von Amtspflegers Pauline dahinschritt. Er hatte bis dahin nicht gewußt, daß die Pauline so schön sein konnte; — seit den Kindertagen, wo sie Helfers Kindlein einmal zur Taufe getragen, im weißen Kleidchen mit einer rosa Schärpe und einem Rosenkränzchen im Haar, hatte er sie nie mehr so festlich geschmückt gesehen. Rosen trug sie heute nicht: Tante Kontroleurin, ihres Vaters Schwester, in der Familie vor=

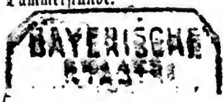


zugsweise die gescheidte Tante genannt, war expreß gekommen, als sie von der Einladung zur Hochzeit gehört, um die Toilette ihrer Nichte anzuordnen, und der Vergißmeinnicht-Kranz, den sie ihr mitgebracht, stand wirklich schön zu dem blüthenweißen Kleid, zu Paulinen's dunklen Haaren und blauen Augen. Sie hatte ihn zuerst nicht aufsetzen wollen. „Warum nicht, dummes Mädchen?" hatte ärgerlich die Tante gefragt, „hast ja so gern Vergißmeinnicht in deiner Stube." „Ach, ich weiß selbst nicht", sagte schüchtern Pauline; „aber ich meine, Vergißmeinnicht sind nicht zum Tragen vor aller Welt; man nimmt sie heim vom Bach, und hat sie in der Stille in seinem Stübchen, da blüh'n sie lange . . ."

„Einfältiges Ding, wenn man sie von der Putzmacher Neubertin kauft, so blüh'n sie an einem fort; sei froh, wenn ich Dich ein bischen herausbringe, Du kannst ja doch nichts aus Dir machen."

Nun, die Bemühung war nicht vergeblich gewesen, und die gescheidte Tante nickte wohlgefällig, wenn ihre Nachbarinnen in der Kirche ihr zuflüsterten: Nein, aber so nett, wie Sie die Pauline herausgeputzt haben! man kennt sie ja gar nicht mehr. „Weiß schon," flüsterte die Tante dagegen; „das Mädchen versteht's nicht, etwas aus sich zu machen, hätt' sonst wohl auch schon rechte „Anstände" gegeben für sie; ihr Vater freilich hat nicht viel, herentgegen von mir geht sie nicht leer aus; pressirt aber nicht." „Glaub's wohl," entgegnete die Nachbarin wieder; „wer weiß, was bei der Frau Kontroleurin selbst noch passirt!"

Pauline und Samuel, die flüsterten nicht; sie standen ehrbarlich in ihrem Kirchenstuhl, er hüben und sie drüben, und sie lauschte andächtig den schönen Worten der Einsegnung



und dachte, es müsse doch schön sein, wenn man einen Menschen für sein ganzes Leben dürfe glücklich machen und ihm so ganz zu eigen gehören. Im Vaterhaus hatte sie das rechte Gefühl der Heimat nie gehabt; es war keine Mutter da. Die Brüder suchten so bald sie konnten, ihre Unterhaltung auswärts; der Vater wußte von seinen Abenden gar nichts, als ob man heute in's Lamm gehe, oder in Hirsch, oder in die Krone. Nicht einmal recht sorgen für Vater und Brüder hatte sie dürfen; das that Kathrine, die nach der Mutter Tode von der Hausmagd zur Haushälterin vorgerückt war, mit eifersüchtiger Geschäftigkeit, und die leicht davon träumte, sich zur Mama aufzuschwingen. Daß es soweit nicht gekommen war, dafür hatte freilich die gescheidte Tante gesorgt; die war immer von Zeit zu Zeit gekommen, hatte das Hauswesen besichtigt und Hemden zugeschnitten für die Jungen. Sie nahm auch wohl Pauline mit sich auf einige Wochen, um sie gehörig in Haus- und Handarbeiten zu unterrichten; aber das Gefühl von daheim, das Bewußtsein, daß sie einer Seele auf der Welt nöthig sei, das hatte Pauline nicht gefunden.

Und so träumte sie während der Trauung Luisen's vielleicht von einem eignen Haus und Herd, wenn auch noch so klein, wo sie recht in Liebe sorgen dürfte für Einen.

Weiß nicht, ob sie auch wußte, für was für Einen, und was Samuel Bauer dachte, das war vollends nicht zu errathen; der war ja so still, daß man meinte, er wisse selbst nicht was er denke.

Aber andächtig war er, recht von Herzen, und als man zum Schlusse der Trauung sang: „Gott ist getreu“, da wurden all seine Gedanken und Wünsche, seien sie nun zuvor weltlicher oder geistlicher Natur gewesen, zu herzlichem Gebet.

Beim Hochzeitmahle saßen natürlich Samuel und Pauline beisammen, war er doch ihr Kirchführer; und so still zufrieden, fast heiter, hatte man ihn noch nicht oft gesehen, in sich hinein vergnügt wie ein Maikäfer, sagte sein Prinzipal, Herr Mezger, der auch unter den Hochzeitgästen war. „Er wird ganz rosenfarb vor Plaisir“, meinte die Frau Apothekerin; „aber, nicht einmal ein Sträußchen haben Sie, Herr Bauer,“ rief sie ihm zu über den Tisch, „das hätte sich doch geschickt für einen Brautführer.“ Verlegen blickte Samuel auf den schönen Vergißmeinnicht-Kranz der Pauline, den er lang schon im Stillen bewundert hatte. „Wenn Du mir könntest so ein paar Vergißmeinnichtlein daraus geben, Pauline,“ sagte er verlegen. „Ja das geht so geschwind nicht,“ sagte diese lächelnd; „die sind nicht nur so am Bach gebrochen, die sind fest gebunden.“ „O, ich habe immer einen kleinen Handwerkszeug in der Tasche, man weiß nicht, wo mans braucht,“ sagte Doktor Müller, der Pathe der Braut. Er öffnete eine solide Brieftasche, darin ein chirurgisches Besteck war; mit der starken Scheere daraus zwickte Paulinen's Nachbarin rechts etliche Vergißmeinnicht aus ihrem Kranz, — Samuel hatte sie selbst nehmen wollen, aber seine Hand hatte so gezittert, — und Pauline fügte sie zu einem niedlichen Sträußchen zusammen, das sie in seinem Knopfloch befestigte. Armes Kind! Es war ihr auch nicht ein Tröpflein Poesie beschieden; selbst die ersten Blüthen für ihren stillen Verehrer wurden ihr mit einer chirurgischen Scheere aus den Locken geschnitten! Es wurde viel gesungen, Trinksprüche ausgebracht und angestoßen beim Hochzeitfest; die Bande des Stadtzinkenisten kam sogar noch, gratis, um den Herrn Bürgermeister zu überraschen, und zu einem Tänzchen aufzuspielen. Es klang alles recht fest-

lich und freudig und die Eltern der Braut selbst vergaßen auf eine Weile aller Sorgen, als der sporenklirrende Lieutenant und der ‚forsche' Student, der freilich fast über die Burschenjahre hinaus war, als Zierden der Gesellschaft sich aufthaten. Nur Samuel saß stille in der Ecke; er konnte nicht tanzen und Pauline schützte Kopfweh vor und setzte sich in seine Nähe.

„Du, Pauline, es zieht ein Gewitter herauf," sagte Samuel nach dem Fenster blickend. „Glaube gern, es ist so schwül," entgegnete diese. „Es kommt ein schweres Wetter," wiederholte Samuel; „wollte Gott, es wäre vorüber! O Pauline, wenn nur wir Zwei fort könnten, weit fort! ganz allein mit einander!" Das war das kühnste Wort, das er bis dahin gewagt hatte und er erschrack selbst ein bischen darüber. Pauline sah ihn freundlich an mit ihren blauen Augen. „Das können wir nicht machen," sagte sie sanft; „aber wir wollen beten, daß das Wetter gut vorüber gehe." Samuel sprach nicht mehr viel, aber muthig war er doch geworden; er begleitete seine Dame am Abend nach Haus und gab ihr die Hand zur guten Nacht.

Das Gewitter brach in der Nacht noch furchtbar los mit Sturm und Schloßen, und all der schöne Obstsegen in Bürgermeisters Garten war am Morgen zerschlagen.

Das war aber nicht das einzige Wetter, das über das Haus hereinbrach. Bald nach jener Hochzeitnacht war eine schlimme Kunde über die andre von den Söhnen gekommen, bis Franz's Auswanderung und das schauerliche Ende des Friz dem Vater das Herz gebrochen hatten. „Drei Bremsen können ein Pferd umbringen und zwei Söhne einen Vater," sagt der Volksmund.

Die Wittwe war zu ihrer Tochter gezogen und Samuel blieb allein in seiner Vaterstadt; am „Aufschwung" hatte es immer gefehlt und er kam nicht dazu, sein Glück auswärts zu suchen.

Auch Pauline stand allein, vier Jahre nach jenem Hochzeitfest; kein plötzlicher Schreck, eine lange schwere Krankheit hatte ihren Vater weggerafft. Wohl that ihr Ruhe noth nach viel bangen, schlaflosen Nächten, und dem Vater mußte sie die Erlösung gönnen von Herzen; aber es war ein unsäglich trauriges Gefühl, mit dem sie einige Tage nach der Beerdigung vom Kirchhof nach Hause ging, allein, so ganz allein; denn die Brüder hatte man schon vor zwei Jahren zu einem auswärtigen Lehrer in Pension geschickt auf Verordnung der gescheidten Tante. „Der kranke Mann wird nur geärgert von den Burschen und Pauline kann sich dann seiner Pflege besser widmen." Sie wurden erst geholt am Tag der Beerdigung und hatten ein wenig stockhaft und blockhaft dreingesehen, sie hatten so wenig, so gar wenig von ihrem Vater gehabt. Ihre ganze Erinnerung an ihn war, daß man sie aus dem Zimmer geschickt hatte, wenn er in seinem blaugewürfelten Schlafrock und der weißen Zipfelkappe aus der Schlafstube in's Wohnzimmer gekommen war. Der Amtspfleger hatte nie gelernt mit seinen Kindern zu leben in gesunden Tagen, — in kranken lernt sich das nicht mehr leicht. „Und Du weinst nicht einmal um Deinen Vater, Du roher Bub?" zankte die Tante den jungen Ludwig an. „O, es wär' mir fast gar heulerig worden," sagte der entschuldigend. Das Wichtigste war den Knaben, daß sie mit dem Trauerflor um den Arm als die Ersten im Zug hatten mit der Leiche gehen dürfen. Als sie den Tag nachher Abschied nahmen

von Schwester Pauline, die so gar bitterlich weinte, da wurde es ihnen erst betrübt um's Herz, mehr, als wie man den Vater eingesenkt hatte. „Du, Pauline," sagte Ludwig, der sonst meist still und mokig war, „wenn ich groß bin und Pfarrer, so darfst bei mir wohnen." „Nein bei mir," sagte Rudolf, der jetzt auch nicht zurückstehen wollte, „wenn ich Stadtschreiber bin; Du mußt mir dann immer Dampfnudeln kochen, unsre Frau Präzeptorin kocht nichts als Kartoffelschniz." Das war die erste und letzte Aeußerung brüderlicher Zärtlichkeit gewesen, und Paulinen war's zum ersten Mal vergönnt, allein den Gang auf den Kirchhof zu machen; daheim saß Tante Controleurin im Lehnstuhl des Vaters und ordnete an mit großer Sicherheit, wie es mit den Trauerkleidern, mit der Auktion, kurz mit allen zeitlichen Angelegenheiten des Hauses sollte gehalten werden. Das Besinnen war Paulinen erspart; die Tante wußte immer schon so ganz gewiß, was geschehen mußte, daß sie selbst gar nicht zu eignen Gedanken darüber kam.

Es drückte sie immer, daß sie dem Vater nicht hatte mehr zu lieb thun können; wohl hatte sie ihn versorgt und gepflegt Tag und Nacht, aber erheitern hatte sie ihn nicht können. Er war kritlich und brummig gewesen bis zum Ende; nur in der letzten Stunde hatte er zu ihr gesagt: „Armer Tropf, Du hast nicht viel gute Zeit daheim gehabt; Gott soll Dir's vergelten, was Du an mir gethan!" Dies letzte Liebeswort war ihre Wegzehrung auf den einsamen Pfad. Da sie nun dem Vater mit nichts hatte Freude machen können, so wollte sie ihm jetzt ihre schönen Monatrosen, die sie selbst erzogen, auf sein Grab pflanzen. Sie hatte das Gartengeräthe vergessen und kam nicht gut zurecht, als sie ihre Blumen eingraben wollte. Nicht weit von ihres Vaters Grab

stand Samuel, um sich mit dem Werkmeister wegen eines Grabsteines für seinen Vater zu besprechen. Er bemerkte ihre Verlegenheit; „wart, ich helfe Dir, Pauline,“ verhieß er und beendete seine Verhandlungen. Wie es mit dem Helfen zu machen sei, wußte er zwar erst nicht recht. Pauline brachte ihn auf die Idee, Geräthe vom Kirchhofgärtner zu entlehnen; mit der Arbeit selbst konnte er wohl umgehen, die übte er daheim in Vaters Garten.

Die Rosenstöcke waren eingegraben, auch Samuel's Bestellung gemacht. „Ich will nur einen einfachen Stein auf dem Grabe,“ sagte er wie entschuldigend zu Pauline, „nur daß ich weiß, wo ich meinen Vater zu suchen habe; 's kommt mir wie ein Stückchen Heimat vor, das Grab da, und der Stein gilt für Vater und Mutter zugleich.“

Sie gingen mit einander zur Stadt zurück. Da, eh' sie zum Thor eingingen, faßte sich endlich Samuel ein Herz. „Du, Pauline,“ sagte er, indem er vor ihr stehen blieb, „meinst Du nicht, wir Zwei gehören eigentlich zusammen? Siehst Du, meines Vaters Haus und Gut ist alles verkauft, nur den Garten habe ich mir behalten und das Parterre vom Haus. Da will ich einstweilen ein kleines Tabaksgeschäft einrichten, wie ich's allein versehen kann ohne fremde Leute. Du weißt, viel einsetzen kann ich nicht, aber wenn's der liebe Gott segnet, so kann man's ja später erweitern. Pauline, wenn Dir's nicht zu gering wäre, — ich wollte Dich ja auf den Händen tragen ....“ Der gute Samuel stockte. Er war so gar eine wahrhaftige Natur und wollte gewiß kein Wörtchen sagen und versprechen, das er nicht auch einhalten könnte, und es war ihm noch unklar, wie es zu machen sei mit dem „auf den Händen tragen“. Pauline nahm das nicht so genau;

sie sah ihn freundlich an mit ihren guten Augen und sagte: „Sieh, versprechen kann ich noch nichts, da muß ich die Tante fragen, die ja wie eine Mutter an uns handelt. Mein Vormund thut eben auch, was sie will; aber, — wenn's ihr recht ist ...." Dem Samuel wurde es so warm um's Herz und sein Muth wuchs. „Soll ich selbst zu Deiner Tante?" fragte er kühn; „aber da werde ich den Frack anziehen müssen?" fügte er bänglich hinzu. „Eilt nicht so," sagte lächelnd Pauline; „weißt was, ich spreche vorher mit ihr." Heut Abend laß Deines Vaters Gartenthür offen, dann komm' ich und sage Dir Antwort.

Sie trennten sich vor der Stadt. Pauline träumte sich schon ihre neue Einrichtung aus im Parterre von Samuel's Elternhaus, und wie sie's ihm da gut machen wolle und behaglich; ob sie seine Bitte gewähren wolle, darüber hatte sie sich eigentlich gar nicht besonnen. „Der Samuel muß jemand haben, der für ihn sorgt," das stand ihr ja lange schon fest.

Die Tante schaute etwas verwundert auf, als Pauline mit so gar hellem Gesicht vom Kirchhof zurückkam; sie hätte aber nicht die gescheidte Tante sein müssen, wenn sie nicht gewußt hätte, daß sie in nicht zu langer Zeit sicherlich auch den Grund dieser Heiterkeit erfahren werde. So setzte sie sich mit ihrem Strickzeug, — Tante Controleurin strickte allezeit wollene Kindertittel, da sie so viel Pathchen hatte, — in eine erwartungsvolle Position. Und wirklich, Pauline nahm irgend etwas in die Hand, das einer Arbeit gleich sah, aber offenbar nur ein Vorwand war, die Tante nicht ansehen zu müssen, und setzte sich zu ihr. „Ich habe heute morgen all Deine Betten vollends in Ordnung gebracht," hub die Tante an; „jeder der Buben hat sein vollständiges beim Präzeptor,

einige kann man nun in der Auktion verkaufen. — Betten geben meist ein ziemliches Geld."

„Tante," meinte Pauline, etwas zögernd, „ich denke doch, ... wär's nicht besser, wenn ich mehr gute Betten und Meubles für mich behielte? ..... man weiß ja doch nicht ......"

„Was weiß man nicht?" fragte die Tante etwas scharf. „Nun, wenn ich mich zum Beispiel verheiraten würde," entgegnete Pauline halblaut.

„So—o?" sagte die Tante gedehnt, „das ist ja das Allerneueste; darf man fragen mit wem denn?"

„Ei was," sagte jetzt Pauline, indem sie auf einmal all ihren Muth zusammen nahm, „mit dem Samuel Bauer, eben vorhin hat er um mich angehalten; das wird doch keine Sünde sein."

„Nein, keine Sünde ist's nicht", meinte die Tante in ihrem kalten, trockenen Ton, „eine Sünde nicht, aber eine Schande, daß ihr Zwei nicht gescheidter seid und meinet, das gehe an. Auf was wollt ihr denn heirathen, wenn Du nichts hast und er nichts hat? Seines Vaters Vermögen ist ja fast ganz drauf gegangen für die Schlingel, die Brüder. He?"

„Nun, er hat ja noch den Antheil an seines Vaters Haus und den Garten ...."

„Ja freilich, mit dem werdet ihr weit springen! Mit dem elenden Lädle, das ihm vielleicht so viel erträgt, daß er seine grauen Röcke davon wenden lassen kann, und dann löst er etwa für Heu aus dem Garten so viel, daß es ein paar neue Stiefeln reicht! Das ist gar kein Geschäft, das ist eben so etwas zum Herumtrümmeln, wie's für den Samuel paßt. Probir's, wenn so ein Geschäftle sollt' eine Familie ernähren,

und einen Trümmeler dazu wie der Samuel!" „O, wenn er jemand hat, der für ihn sorgt ...." „So, und dazu wärst Du dann gut genug, Dich abzumühen und zu scheeren und Dein bischen Sachen dran zu geben, und die Tante, die sich geplagt hat um Euch ihr lebenlang, und für Euch gesorgt und gespart und geschafft, die läßt man dann im Stich; die kann alt werden und krank und sterben allein. Ja, Undank ist der Welt Lohn!"

„Aber Tante, wenn Du zu uns ziehen wolltest ..." „Soho? In das einäugige Hinterstübchen hinter dem Laden, und da sitzen allein und warten, bis Du unter Tags einmal Zeit hättest so geschwind nach mir zu sehen! und Platz machen, wenn 's kleine Betten zu stellen gibt!"

„Nein, weißt was Pauline," fuhr sie jetzt ruhiger und ernst fort, „ich habe euer Haus immer angesehen für mein eignes und Dich wie mein Kind, und habe nie anders gewußt, als daß Du bei mir bleibst, wenn einmal Dein Vater in seiner Ruhe ist; — mit dem bin ich nie so recht ausgekommen. — Willst Du nun bei mir bleiben, getreulich als meine Tochter, so sollst Du's gut bei mir haben, und die Buben haben dann auch ihren Unterschlauf bei mir; morgen noch mache ich mein Testament und was ich einmal hinterlasse, das ist dann alles Dein. Dann kannst deinen Brüdern noch Gutes thun; und willst Du noch den Samuel bis dorthin, — wegschnappen wird ihn Dir Niemand, — nun, dann könnt ihr ein andres Geschäft anfangen, als jetzt das Schnupftabakslädle. Willst Du aber nicht, willst Du mich verlassen und heiraten, — so wird das Testament doch gemacht, auf Euch fällt aber dann kein Kreuzer. Wenn ich mich muß pflegen lassen von fremden Leuten, so sollen auch

Fremde mein Erbe haben. Wenn Du mit dem Trümmeler Dich plagen mußt und er mit, und kannst nicht einmal Deine Brüder kecklich bei Dir haben, — dann wirst Du an die Tante denken, die Du verlassen hast in ihrem Alter. Untreu schlägt ihren eignen Herrn."

Das war ein schwerer Kampf gewesen für Pauline. Ach, das Erbe der Tante hätte sie ja gerne Fremden gelassen! Für sie war Samuel's Ladenstübchen noch reich und schön genug. Aber mit der Tante zu brechen; ihre einzige Verwandte, zu der sie all ihr lebenlang aufgeblickt hatte mit dem höchsten Respekt, nun zu verlassen, wo sie alt und hilfsbedürftig wurde und den Unsegen mitzubringen auf Samuel's bescheidenes Erbe, das den Segen so nöthig hatte, — nein, das vermochte sie nicht.

So war's denn eine betrübte Zusammenkunft mit Samuel, am Abend im Garten vor dem Thor. Pauline sagte ihm all ihre Gründe, warum sie nicht zusammen kommen könnten. Ach, sie überzeugten ihn nicht; aber, — der „Aufschwung" fehlte wieder, der Aufschwung, die Macht der Ueberredung, deren es bedurft hätte, sein Lieb heimzuführen trotz Erbtheil und Tante und diese nachher doch zu versöhnen mit der vollbrachten Thatsache.

Und sie wandelten langsam und still wieder heim zu, als es dunkelte. „Pauline," sagte Samuel, eh sie die Gartenthür öffneten, „Pauline, ich habe einen goldnen Ring mitgebracht. Ich habe so gewiß geglaubt, daß Du mit mir heimgehest als meine Braut; den darf ich Dir doch geben?" — Das war eine große That, daß Samuel schon für den Ring gesorgt hatte! Pauline aber sagte traurig: „Lieber Samuel, verloben wollen wir uns lieber nicht. Sieh, es wäre mir so

schauerlich, wenn wir uns je sagen müßten, wir warten auf der Tante Tod. Getreu bleibe ich Dir doch; aber Du darfst thun, was Du willst."

„Und ich bleibe Dir auch getreu und Du darfst auch thun, was Du willst," rief Samuel; „aber nicht wahr, den Ring behältst Du doch, nur wie ein Andenken von einem guten Freund?"

„Ich habe ja keinen Dir dagegen zu geben."

„O, ich habe das Vergißmeinnicht-Sträußchen von Dir; gelt, Pauline, das darf ich behalten?"

So ist denn weiter kein Wort der Verlobung und keines der Entsagung gewechselt worden zwischen dem jungen Paar. „Wir wollen's in Gottes Hand legen, gute Nacht!" war Paulinen's Abschiedsgruß, als ihre Wege sich schieden.

* * *

Die Tante fand sehr natürlich, daß ihr gescheidter Wille entschieden hatte. Sie siedelte nun über mit ihrer stattlichen Einrichtung nach Paulinen's Wohnort; diese durfte sich neben ihrem Schlafzimmer ein eigen Stübchen einrichten mit den besten Meubeln aus ihrem Elternhause und Tante sorgte allezeit für anständige Garderobe.

„Die hat's gut hingebracht," meinten die Leute; „so ein ruhiges Leben neben der alten Frau, und zuletzt erbt sie sie noch!"

Nun, Tante hatte es auch „gut hingebracht". Eine so treue, geduldige Gesellschafterin und Pflegerin, wie Pauline, hätte sie unter den Fremden, mit denen sie sie bedroht hatte, wohl schwerlich gefunden. Ihre vielerlei körperlichen Gebreste gestatteten bald der Frau Controleurin das Ausgehen nicht mehr; da mußte denn auch Pauline verzichten auf allen Ver-

kehr mit Freundinnen, auf alles, was nach dem bescheidenen Maßstabe einer kleinen Stadt für Vergnügen gilt.

Unbeschäftigt blieb sie darum nicht. Frau Controleurin hielt etwas auf ihr Aeußeres, auch in ihrem kränklichen Zustande; da galt es immer neue Haubenmuster aufzufinden und alte Morgenröcke mit schönem Besatz wieder herauszuputzen. Auch die Küche spielte eine große Rolle und das Kochbuch war ein vielgelesenes Werk. Der leidende Magen der Tante verlangte stets etwas Besonderes und neue Recepte zu feinen Suppenklöschen, oder rare alte Müslein aus verjährten Kochbüchern der guten, alten Zeit, waren stets willkommen. Daß Pauline diese üppige Kost theilen durfte, rechnete die Tante nicht zu den geringsten Vorzügen von der Lage ihrer Nichte. Ach, sie wußte nicht, in welch' bescheidenen Genüssen diese schwelgte an dem Tag, der ihr der glücklichste, der einzig glückliche der Woche war.

Denn einen Tag hatte Pauline sich frei und eigen zu erhalten gewußt von Anfang an, und er war unbewußt der Mittelpunkt all' ihres Denkens und Schaffens die Woche durch, es war der Sonntag.

Früh schon wußte sie da die Küche so zu bestellen, daß sie ruhig zur Kirche gehen konnte. Nach der Kirche machte Samuel seinen regelmäßigen Besuch und fragte, wie sich die Frau Controleurin befinde? Es hatte einige Mühe gekostet, bis er sich zu diesem Gang entschlossen, bis er sich auf diesen höflichen Fuß gesetzt hatte mit ihr, die sein Glück verhinderte; doch that er's Paulinen zu lieb, und es war besser so. Denn, gern oder ungern, ließ nun die Tante doch geschehen, was Pauline schweigend als Recht an sich genommen hatte und sich nicht mehr nehmen ließ, den Spaziergang am Sonntag Nachmittag.

Nach Tisch, so lang die Tante ihr Schläfchen machte, da rüstete Pauline einen besonders guten Kaffee, deckte den Tisch auf's Schönste mit dem rothen Teppich, drin weiße Tulipanen eingewoben waren, und den blaugeblümten Tassen. Dann harrte sie am Fenster, nicht auf ihren Liebsten zunächst, nur auf die verwittwete Frau Stadtpfarrer Küderlein, der Tante beste Freundin, die Präsidentin des kleinen Hofstaates von Wittfrauen und alten Jungfern, der sich meistens am Sonntag um die stattliche Kaffeekanne der Frau Controleurin sammelte. Frau Küderlein meinte es auch gut mit Paulinen und flüsterte, wenn sie kam: „Gehen Sie nur Paulinchen, habe schon jemand warten sehen, will selbst den Kaffee hier einschenken."

Und Pauline stieg hinab mit Hut und Sonnenschirm, mit dem Regenschirm sogar an trüben Tagen, wenn's nur nicht gar zu schlimm Wetter war; nicht verstohlen, ruhig und sicher, wie's ihre Weise war; zu verbergen hatte sie nichts. An der Ecke da stand schon die stahlgraue Gestalt; sie gaben sich die Hand und wandelten zusammen nach dem Garten vor dem Thor.

Da überkam es Paulinen wie ein Heimatgefühl, wenn sie so miteinander zwischen den Beeten hingingen, wenn sie sich freuten an schönen Blumen, die aufgegangen waren, oder neue Pflanzen beobachteten, die anwachsen sollten. Samuel hielt immer eine kleine Ueberraschung bereit für sie; war ja doch auch ihm der Sonntag die einzige Freude seines Lebens, und sein Garten bot eine unerschöpfliche Quelle kleiner Freuden und lieber Sorgen.

Wenn sie dann alles so recht beschaut und besprochen hatten, was im Garten zu thun und zu besorgen war, dann

stiegen sie die Treppe hinauf in das steinerne Gartenhäuschen und ruhten aus in dem behaglichen Stübchen oben. Es war noch von alten Tagen her eingerichtet mit einem Kanapee mit gewürfeltem Kattun bezogen, einem runden Tisch, ein paar Strohstühlen und einem Eckschrank, der zugleich als Vorrathskammer diente. Da hielten sie denn ein bescheidenes Mahl zusammen. An kühlen Tagen bereitete Pauline einen guten Kaffee, dazu sie die Brödchen mitbrachte und Samuel den Rahm in einem Fläschchen in der Tasche seines Stahlgrauen; an heißen Tagen aber fand sich in dem untern kellerartigen Raum des Häuschens schöne saure Milch, die Pauline mit schwarzem Brod köstlich schaumig anrührte. Und sie saßen und plauderten von den kleinen Begebenheiten der Woche, von allem, was sie gehört hatten über Welt und Zeit; — nur Zukunftsplane mochten sie keine entwerfen. Wenn das üppige Mahl beendet war, dann legte wohl Pauline wie mahnend ihre Hand auf Samuels Arm: „'s ist Sonntag, Samuel, wollen wir nicht etwas lesen?“ Und an schönen Tagen setzten sie sich heraus auf die Bank oben an der Treppe, wo so eine Art von Balkon war. Da überblickten sie das kleine blühende Gebiet; Pauline zog ein Buch hervor und sie lasen zuerst ein schönes, frommes Lied zusammen, — Pauline wußte immer eines, das zum Schluß zu Geduld und Hoffnung mahnte; — eine Betrachtung über ein Schriftwort, merkwürdige Lebensgeschichten frommer Männer und Frauen aus vergangnen Tagen, auch sonst eine neue Dichtung. So still der Samuel war, er hatte doch seine heimliche Freude an allem Schönen und überraschte manchmal Pauline selbst mit einem neuen Buch. Nicht immer war ihre sonntägliche Lektüre so ernster Natur gewesen. Pauline, deren

Theil an Wechsel und Freuden des Lebens so klein war, genoß sie doch gern in Geschichten, und Samuel hatte sich ihr zu lieb bei der Leihbibliothek abonnirt, die ein unternehmender Buchbinder des Städtchens gegründet hatte. Da lasen sie denn die immer neuen Variationen über das uralte und stets junge Thema von Zwei, die einander gern haben und lebten sich tief ein, in all' die Schwierigkeiten und Mißverständnisse, die dazwischen kamen. Es war oft ärgerlich, wenn die Scheidestunde schlug, gerade wo sie an einem recht kritischen Punkt waren. Wenn's traurig endete, mit Tod oder Trennung, so wurde Samuel ganz unzufrieden und sagte: „Ach, so mag ich nicht mehr; es ist im Leben oft betrübt genug, warum soll man sich auch noch in den Geschichten plagen?“ Wenn es aber zuletzt doch noch gut ging, wenn die Zwei glücklich zusammen kamen, da konnte es kommen, daß Pauline erst recht in bittre Thränen ausbrach, und wenn Samuel erschrocken fragen und trösten wollte, nur leise abwehrend sagte: „Laß nur, laß, ach, wir kommen wohl nie so zusammen!“ „Kann's denn nicht sein?“ fragte dann Samuel ernstlich und dringend. „Ach nein,“ erwiderte sie; „denn jetzt kann ich die Tante nicht mehr verlassen, Fremde halten es nicht aus bei ihr, und allein darf sie nicht bleiben.“

Sie mochten zuletzt nicht mehr darüber reden, auch die schönen Geschichten lasen sie immer seltener. Sie saßen freudiger beisammen und gingen getroster auseinander, wenn sie sich so recht versenkt hatten in das Gefühl von Gottes Treue und weiser Führung, als wenn sie die verschlungenen Liebesgeschichten gelesen, die doch wieder nie so ganz gleich waren mit ihrer Lage.

Oft auch saßen sie lange still ohne zu lesen und zu

sprechen und einen Augenblick mochten sie dann wohl träumen, sie sitzen so beisammen in ihrem Eigenthum als Mann und Frau, um nie mehr von einander zu gehen. Das war aber nicht lange; Pauline vergaß nie, wenn die Stunde schlug, wo Frau Rüderlein aufzubrechen pflegte und die Tante sie wieder erwartete. Dann räumte sie sorgsam alles Geräthe zusammen; Samuel schnitt ihr einen Strauß, so schön ihn eben der Garten bieten konnte; den pflegte sie daheim in ihrem Stübchen sorgsam mit immer frischem Wasser, daß er womöglich die ganze Woche hielt.

So wandelten sie denn wieder zusammen dem Städtchen zu. Die übrigen Sonntagsspaziergänger waren lange schon das stille Paar gewöhnt und machten selten noch eine Bemerkung über sie; höchstens sagte Eins: „Stirbt denn die alte Controleurin gar nicht?“ „Bewahre,“ sagte dann das Andre, „sie ist noch gar nicht so sehr alt, und dann, — das ist wie die beste Lebensversicherung, wenn man sich so ein paar Seelenwärter hinsetzt; da sterben die Leute erst recht nicht.“ Pauline selbst hatte schon solche Worte gehört und sie waren ihr wie ein scharfer Stich durch die Seele gegangen, — nicht deßhalb, weil man der Tante ein so langes Leben prophezeihte.

Die Tante sah nicht eben freundlich zu den Gartenspaziergängen; sie war Sonntag Abend meist unwirsch und sprach von unnöthigem Geläuf, zumal wenn Pauline noch ging bis in Spätherbst hinein, oder selbst an trüben und regnerischen Tagen doch unverändert ihren Gang antrat. Die sonst so gefügige und nachgiebige Pauline hielt aber dies eine bescheidene Vorrecht so fest, daß sie sich am Ende doch darein schicken lernte. Erkannte die Tante doch auch, selbst wenn's ihr nicht die gutmüthige Frau Rüderlein gesagt hätte, daß

sie eine treuere, sanftere und umsichtigere Pflegerin bei Tag und Nacht nicht hätte finden können, als ihre Nichte. So ging sie denn so weit, daß sie in den Wintermonaten und an Regentagen, wo der Gang in den Garten unmöglich erschien, Herrn Samuel Bauer zum Kaffee einlud, ihn auch zu Weihnachten mit einer Weste oder einem seidnen Taschentuch beschenkte, wofür er dann die Ehre hatte, hie und da ihre Kapitalbücher durchzusehen, lässige Schuldner zu mahnen oder verfallene Staatsobligationen einzulösen.

„Pauline wird einmal meine Erbin," ließ sie dann wohl gelegentlich einfließen, „wenn sie mich treulich verpflegt bis an mein Ende." „Das sieht er, daß es schon der Mühe werth ist zu warten," dachte sie bei sich dazu. Die gescheidte Tante hatte ein gutes Vertrauen in die Geduld der Beiden.

*
* *

Es war ein kühler und trüber Sommerabend, als Samuel und Pauline auch einmal wieder auf der Bank vor dem Gartenhäuschen saßen. Im Garten war diesmal nicht viel zu beschicken, ein schweres Hagelwetter hatte gestern erst alles zerschlagen, was so schön grün im Blühen und Wachsen gestanden war und niemand hatte noch Lust und Muth, daran zu denken, was sich etwa wieder retten oder neu pflanzen ließe; — es sah unsäglich traurig aus in dem zerstörten Garten. Ob das stille Paar nur deßhalb so betrübt war, das konnte niemand wissen, denn sie hatten noch kein Wort zusammen gesprochen; gelesen hatten sie auch nicht.

Endlich hub Pauline an: „Samuel, ich weiß, warum Du in dieser Woche bei Deiner Mutter in Mittelstadt ge-

wesen bist.“ „Was kannst Du wissen?“ fuhr Samuel auf, fast unfreundlich, wie sie es nicht von ihm gewöhnt war, „habe ich sie doch sonst auch schon besucht.“

„Ich weiß alles,“ sagte Pauline wieder; „Luise hat mir's geschrieben. Ich weiß, daß es drüben nicht gut geht, daß Dein Schwager, seit auch sein kinderloser Onkel nichts hinterlassen, Deiner Mutter das Leben sauer macht mit Vorwürfen wegen ihres verlornen Vermögens; daß sie sich so miteinander verbittert haben, daß es fast unmöglich ist für sie, mit ihren Kindern zusammen zu leben. Ich weiß,“ fuhr sie zögernd fort, „daß die Wittwe Bender in Mittelstadt, die Du von Deiner Mutter her kennst, ein ganz besondres Vertrauen zu Dir gefaßt hat und Dir gern Haus und Hof übergeben möchte als — ihrem Mann; ich weiß,“ schloß sie wieder lauter und muthiger, „daß Deine Mutter, die freilich nicht viel um Dich verdient hat, nun all ihre Hoffnung auf Dich setzt, daß Du dort Deinen Hausstand gründen und ihr eine Heimat bei ihr geben werdest: das weiß ich, Samuel.“

„Und ich weiß,“ rief Samuel, erregt, wie sie ihn nie gesehen, „daß ich Dir treu bleiben werde, der ich mein Wort gegeben, wenn Du mich gleich so quälst mit dem unnöthigen Ausharren bei der Tante, mit der Du keine gute Stunde hast. 's ist wahr, daß sie mich drüben plagen Tag und Nacht, ich solle das schöne Haus und Vermögen übernehmen; 's ist wahr, daß mir's hier oft trübselig zu Muthe ist, — die Tante will uns ja auch unsre Sonntage verkümmern, — aber dem allem wäre ja abgeholfen, wenn Du nur einmal zu ihr sagtest: „Ich brauche Dein Geld nicht, Punktum! ich nehme den Samuel, wir zwei sind zufrieden mit dem, was wir

haben. Dann hätte alle Fehd' ein Ende; Pauline, willst Du das?"

Er war aufgestanden und stand vor ihr in so entschlossener Haltung, wie er sie kaum je gezeigt; durch Paulinen's Gesicht zog ein unaussprechlich schmerzlicher Zug. „Ich kann nicht," sagte sie leise aber fest, „ich muß ausharren bei der Tante. Warum? Das kann ich Dir vielleicht erst sagen auf meinem Sterbebette. Geh' Du in Gottesnamen, lieber Samuel, und der Herr lasse Dir's gut gehen."

„So, nun schickst Du mich erst noch fort!" sagte er erbittert; „je nun, so bleib' eben bei der Tante und warte auf ihr schönes Vermögen, ich will meines Wegs allein gehen."

Samuel ging und Pauline blieb allein mit ihrem Herzweh, das tiefer war als sie aussprechen konnte. Auch Samuel wollte allein bleiben, ganz allein sein Lebenlang und wäre er dageblieben, so hätte er wahrscheinlich diesen Vorsatz gehalten bis — zum nächsten Sonntag, wo er dann doch wieder versucht hätte, Pauline in den Garten zu bringen. Aber er ging zu seiner Stiefmutter, die ihn jetzt mit Liebe und Vertrauen überhäufte. Er traf bei ihr zufällig mit der wohlerhaltnen Frau Bender zusammen und — er war nicht der Stärkste des starken Geschlechts, das gar oft schon durch Umstände, durch Ueberredung in erregter und bitterer Stimmung zu einem Entschluß kam, der ihm vorher unmöglich erschienen wäre.

Es war am nächsten Sonntag Vormittag, wo Pauline ihren Samuel Baur mit der Wittfrau Bender als ehelich Verlobte proklamiren hörte und — selbigen Nach-

mittag ist sie nicht mehr in den Garten vor dem Thor gewandelt.

Diese Heirat wäre nun der Controleurin ganz lieb gewesen, da ihr Paulinen's geduldig ertragner Brautstand immer unbequem und wie ein halber Vorwurf war; aber daß so etwas vorgehen sollte, ohne daß man sie, die gescheidte Tante, auch nur im mindesten davon benachrichtigt und darum gefragt hatte, das war doch unerträglich. Sie machte sich Luft in höhnischen Ausfällen über die Männer im allgemeinen und Samuel insbesondere, der's freilich geschickter gefunden habe, den Spatzen in der Hand zu nehmen, als die Taube auf dem Dach, wenn's auch schon ein alter Spatz sei. Pauline aber sagte ruhig: „Tante, er hat's mit meinem Wissen gethan und auf meine Bitte, und er nimmt nun seine Mutter zu sich." „So, dann ist er erst noch recht dumm! Sein Lebtag hat er sich daheim lassen im Sauerkraut essen . . ."

„Dann wär' er doch nicht mehr da," mußte Pauline mit Lächeln sagen, so wenig es ihr lächerlich zu Muthe war.

„Ist mir ein's, die Schuh haben sie geputzt an ihm! Und nun die Schlingel ihr Sach' all' verthan haben und die Alte nicht ertragen kann, daß ihr der Schwiegersohn das vorwirft und ihr den Bissen nicht gönnt, jetzt ist der gute Hammel, der Samuel, wieder gut genug, daß er's ihr bequem macht. Nun, tröst' Dich nur, einen solchen Trümmeler möcht' ich ja nicht geschenkt haben! Sei froh, daß Deine Tante nicht so dumm gewesen ist, wie die Wittfrau Bender und gemeint hat, sie müsse um ihren alten Kessel einen neuen kaufen! Gib nur Acht, ich will gerade nichts sagen, aber so kannst Du's noch haben, wenn der Markt verlaufen ist. Wenn Du

vollends mich einmal erbst . . . . ." Seltsam, die Tante konnte durchaus keine Mahnung an ihr Ende ertragen; aber doch betrachtete sie Pauline als ihre Erbtochter mit gewissem Stolz und dachte mit heimlichem Vergnügen d'ran, wie die Leute ihre Nichte dereinst respektiren werden, wenn sie die Herrin solch' schönen Besitzes sei.

In Samuel's Lädlein trieb ein Seifensieder sein Geschäft, der auch den Garten gekauft hatte; Pauline ging nicht mehr daran vorüber. Die Tante fand alle Dinge, bei denen sie keine Hand im Spiel gehabt hatte, unangenehm und behandelte sie geringschätzig, vom Kochtopf ihrer Nachbarin bis zum dänischen Krieg. So sprach sie auch vom Samuel nicht mehr und Paulinen war das lieb.

Die gesprächige Frau Küderlein, die allezeit auf dem Laufenden war mit den Angelegenheiten der ganzen Welt, die unterrichtete sie freilich ungefragt auf's Genaueste über all' diese neuesten Verhältnisse. Von ihr erfuhr sie, daß die Frau Bender keinen braven Mann gehabt; er sei ein galanter, gewichster Mann gewesen, der sie um des Geldes willen genommen und sich dann nichts um sie geschoren habe; wenn sie Wöchnerin gewesen, so habe er eine Lustreise gemacht und sei erst daheim geblieben, als sie ihn habe verpflegen müssen in einem schlimmen Podagra, das er sich nicht durch's Bravsein zugezogen. Sie habe zuerst gar nicht mehr heiraten wollen; dann aber hätte sie doch gern einen ordentlichen stillen Menschen gehabt, nur damit auch jemand helf Gott sage, wenn sie nieße. Der Samuel habe ihr gefallen, weil er so „duhs" und gesetzt sei; sie leben auch jetzt recht im Frieden mit einander und sie rühme oft, er sei gerade das Gegentheil von ihrem Louis selig. Samuel's Stiefmutter

sei „arg vergnügt“, daß sie es jetzt so gut bei ihnen habe. Die Schwiegermutter und Schwiegertochter kommen ziemlich gut aus; sie mögen beide gern etwas Gutes, und so lassen sie sich's wohl sein bei gutem Kaffee und bei feinen Brätlein.“

Viel erzählte aber selbst Frau Küderlein nicht mehr und Pauline hörte erst wieder von Samuel, als nach wenigen Jahren seine Mutter starb.

Paulinen's Leben ging gar stille dahin; die Pflege der Tante wurde schwerer und schwerer, Pauline aber war unermüdet in selbstloser Geduld, die stille Bewunderung der ganzen kleinen Stadt. „Ich muß sagen,“ äußerte die Tante einmal anerkennend gegen Frau Küderlein, „meine Pauline hat sich immer brauchbar gezeigt, — sonst wär' mir's nicht so um sie zu thun gewesen; — aber ein ganz anders ist's erst noch geworden, seit sie den Schleppsack, den Samuel los geworden ist. Es geht alles viel mehr von Herzen bei ihr, ich kann's gar nicht so sagen; nun, 's soll ihr Schade auch nicht sein, sie kann erst noch etwas viel Besseres bekommen . . .“

Daß die tiefe Herzenstreue, mit der Pauline bei Tag und Nacht ihren schweren Beruf erfüllte, so recht als einen Dienst dem Herrn gethan und nicht den Menschen, mit stillem Verzicht auf alle eignen Ansprüche an das Leben, — daß die nicht erst daher kam, weil sie nicht mehr an Samuel und an eine eigne künftige Häuslichkeit zu denken hatte; daß sie eine Errungenschaft der Stunde eines unaussprechlich schweren Kampfes war: — das konnte auch die gescheidte Tante nicht wissen. Aber sie wurde selbst geduldiger und demüthiger so viel hingebender Liebe gegenüber.

* * *

Die schweren Jahre gehen dahin wie die fröhlichen, und wenn sie auch lange, unendlich lang gedauert haben. Wenn eine lange gleichförmige Zeit trüber Sorge und schwerer Mühe endlich vorüber ist, so liegt sie oft kürzer hinter uns, als fröhliche, farbige, wechselvolle Tage, die mehr Haltpunkte für die Erinnerung bieten.

Pauline hatte nicht viel solch' fröhlicher Anhaltspunkte, als die alte Tante nun endlich die bittre Hefe des Lebensbechers bis zum Grunde ausgetrunken hatte. Die Glorie einer Erbtochter, auf die sich die Tante so oft zum voraus für ihre Pauline gefreut, war dieser nicht so unverkümmert zu Theil geworden. Die Frau Controleurin, da sie so gar gescheidt war, hatte ihren letzten Willen selbst aufgesetzt und dabei trotz aller Gescheidtheit manche Formen vergessen, so daß entfernte Verwandte noch einen Prozeß deßhalb anhängig machten. Was Pauline durch Vergleich erhielt, war immerhin noch reichlich genug für ihre bescheidenen Verhältnisse; aber müde war sie, todtmüde und recht allein auf der Welt, als endlich alles abgeschlossen war und sie das Haus verkauft und sich ein paar Stübchen gemiethet hatte, in denen sie nun in Stille zu leben gedachte.

Sie war überrascht, als sie am ersten Morgen nach ihrem Einzug die Läden öffnete; sie hatte ja nicht einmal gewußt, daß ihre neuen Stübchen die Aussicht hatten in den Garten vor dem Thore, auf das rosenrothe Gartenhaus.

Sie war lange nicht mehr am Garten vorüber gekommen, gar lang nicht mehr; aber sie wußte, daß noch ein halb Jahr vor dem Tod der Tante, Samuel's Frau gestorben war. Da durfte sie ja wohl hinübersehen nach der Stelle, wo sie sonst so gern gewesen war; das schöne Grün that ihren Augen

so wohl, die schwach und müde waren vom vielen Nachtwachen.

Sie sah Läden und Fenster am Gartenhause offen; die waren doch sonst immer geschlossen gewesen, seit der Garten dem neuen Besitzer gehört, der ihn nie zum Vergnügen, nur zum Nutzen verwendet hatte. — Sie meinte auch jemand darin herumgehen zu sehen, zu Stunden, wo sie wußte, daß kein's von der Seifensiederfamilie darin war, — das gab ihr viel zu denken. Wer es war, konnte sie aber nicht deutlich erkennen.

Durch die langen, schweren Krankenjahre der Tante war Pauline von geselligem Verkehr abgekommen, und hatte wenig Neigung wieder anzuknüpfen, obgleich die Honoratiorenwelt des Städtchens sehr geneigt war, sie in ihren Kreisen aufzunehmen. Ihre ehemalige Stellvertreterin, die getreue Freundin der Tante, die gute alte Frau Küderlein, die hieß sie immer noch gar freundlich willkommen und hielt ihr heute einen Kaffee bereit, um ihr Stübchen einzuweihen.

„Ist doch recht nett bei Ihnen, Jungfer Pauline," — Frau Küderlein gehörte zur alten Welt, wo's wenig Fräulein gab und Jungfer noch ein Ehrentitel war, — sagte die alte Frau behaglich, als sie sich auf dem großgeblümten Sopha festgesetzt hatte, der bei der Tante in dem unberührten Heiligthum der Staatsstube gestanden war. „Wenn's drum die Tante selig wüßt', daß wir jetzt, nur so am hellen Werktag auf ihrem schönen Sopha sitzen und aus den feinen Tassen trinken! — Nun, ich glaub', sie thät's Ihnen gönnen und Sie haben's wohl um sie verdient," setzte sie tröstend hinzu. „Hören Sie, Jungfer Pauline," hub sie nach einer Weile wieder an, „ich thät mich drum erst noch recht be-

sinnen mit dem Heiraten, sie können's jetzt doch recht gut haben."

„Hat gar keine Gefahr," sagte Pauline lächelnd.

„Nun, an „Anständen" wird's gewiß nicht fehlen," meinte Frau Küderlein wieder; „jetzt, mit dem Samuel, da hat die Tante selig drum nicht so Unrecht gehabt, ein bisle ein Latsche ist er doch."

„So, warum denn?"

„Nun, daß seine Frau gestorben ist, das wissen Sie ja, er soll sie auch gut behandelt haben, — an der Bräve hat's gerad' nie gefehlt bei ihm. Mit dem Vermögen sei's aber nicht so arg; wissen Sie „keinen Aufschwung", hat schon sein seliger Lehrherr von ihm gesagt; er hat's eben so ahne getrieben und zwei Söhne waren ja auch noch da. Aber es sei ein nettes Geschäft und er hätt's gut weiter treiben können, hätt' auch," hier lächelte Frau Küderlein etwas schlau, „hätt' auch am End' noch einmal eine ordentliche Heirat machen können, — die Leute haben oft mehr Glück als Verstand, — was thut er aber?"

„Weiß nicht, was er thut," entgegnete Pauline.

„Alles hat er verkauft, Haus und Geschäft, und zieht hieher! Meinen Sie, da kauft er ein ordentliches Haus? Bewahre! Seines Vaters alten Garten kauft er wieder vom Seifensieder; das Gartenhäusle dort läßt er sich ein bischen herrichten, und da lebt er jetzt, und da wohnt er. Wenn das nicht ein Latsche ist, so gibt's keinen mehr."

Frau Küderlein hielt, scheint's, den Samuel für einen überwundenen Standpunkt bei Pauline, daß sie sich so gar unumwunden über ihn aussprach; auch zeigte diese wenig Interesse dafür und Frau Küderlein fand höchst natürlich,

daß sie nun gewiß nichts mehr wolle von dem, der sie einmal im Stich gelassen.

Auch haben sich die beiden, die sich einmal so nahe gestanden, gar lang nicht mehr gesehen, so klein das Städtchen war.

Es ist in neuen Romanen jetzt Mode, daß zwei Leute, die bestimmt sind einmal zusammen zu kommen, sich zuerst gar nicht leiden können, ja, sogar einander ingrimmig erklären: „Ich hasse Sie". So schlimm ist's nun bei den beiden nicht gewesen; aber eine Scheidewand hatte sich doch zwischen sie gelegt und unwillkürlich wich Pauline jeder Gelegenheit aus, wo sie sich hätten begegnen können.

Ihren Arbeitstisch hatte sie aber doch an das Fenster gestellt, von dem sie hinüber sehen mußte, so oft sie aufblickte nach dem Gartenhaus, wo auch gar oftmals der Samuel mit einem Buche auf dem kleinen Balkon saß. Er hätte sich's wohl nicht geschätzt, daß er so spät noch zum Ritter Toggenburg werden sollte, der da

Blickte nach dem Fenster drüben
Viele Stunden lang.

Und vielleicht wären die beiden noch gar lange so aneinander vorbeigegangen, wenn sie nicht an einem schönen Ostermorgen auf dem Kirchhof zusammengetroffen wären. Samuel hatte nach dem Denkstein sehen wollen, den er, nun er ein wohlhabender Mann war, auf seines Vaters Grab hatte setzen lassen und Pauline wollte sich Primeln holen vom Hügel der Tante.

Sie waren allein da. Sie mußten sich doch grüßen, und als die erste Scheu überwunden war, als sie sich wieder in's Auge geschaut, da hatten sie sich auch viel zu erzählen und mitzu-

theilen und unversehens wandelten sie Hand in Hand zwischen den Gräbern in eifrigem Gespräche, bis der Klang der zusammenläutenden Glocken ihnen verkündete, daß die Stunde zum Kirchgang geschlagen hatte.

„Du lieber Gott," rief Pauline und schlug die Hände zusammen, „wie kann das sein? Ich kam doch so früh! Wie kommen wir nur heim? Wenn wir jetzt miteinander aus der Kirchhofsthür gehen, so begegnen wir gerad' allen Kirchgängern! Weißt was, Samuel, steig Du über die Mauer und geh' hinten um die Stadt in Deinen Garten, kannst ja Nachmittag in die Kirche; ich gehe dann allein."

Sei's nun, daß es dem Samuel doch zu mühsam war über die Kirchhofmauer zu klettern; sei's, daß der Aufschwung, der ihm so lange gefehlt, in anderer Weise, nun mit einem Mal über ihn kam, genug, er trat herzhaft auf Pauline zu, nahm sie bei der Hand und sagte: „Warum sollen wir uns verstohlen in die Stadt schleichen, wie Leute die etwas Böses gethan haben? Komm, Pauline, wir wollen mit einander in die Kirche gehen, wir sind lange, lange nicht mehr zusammen gegangen!" „O, was denkst Du, das schickt sich doch nicht!" sagte Pauline fast mehr verlegen und erröthend, als vor zwanzig Jahren, „wie ginge das?"

„Wie? Nun, als Braut und Bräutigam!" sagte Samuel immer noch muthvoll. „O Pauline, wir haben lang genug gewartet, wer weiß, wie lang oder wie kurz noch unsre Frist ist. Nicht wahr, wir wollen vollends unsern Weg zusammen gehen?" bat er sie mit recht innigem Ton.

Und sie legte ihre Hand in die seine und sagte herzlich: „In Gottesnamen! Sein Segen möge vergüten, wo wir es verfehlt. Aber," fuhr sie wieder erschrocken auf, „in die Kirche

geht's doch nicht mehr, es hat ausgeläutet; wir sind auch noch gar nicht festlich angezogen und haben kein Gesangbuch, wir thäten die Leute aus der Andacht bringen." „Nun, so gehen wir in den Garten und beten aus dem Herzen," schlug Samuel vor.

Da sind sie in den Garten gegangen und haben aus dem Herzen gebetet und von Herzen, wie vielleicht nie zuvor und Gott im Himmel hat's gehört.

*
* *

Man hat es nun freilich bald im ganzen Städtchen gewußt, hatte es doch der Todtengräber gesehen und Apothekers Kindsmagd, daß Samuel Bauer mit der Pauline unter der Kirche noch gar nicht im Sonntagsstaat vom Kirchhof in seinen Garten gewandelt sei. Da aber gleich am folgenden Sonntag die beiden förmlich und feierlich aufgeboten wurden als Braut und Bräutigam, da konnten die Leute nichts mehr dazu bemerken, als: „das hätten sie schon lang thun können".

Die Hochzeit sollte still gefeiert werden; aber die Kirche war gedrängt voll, und obgleich Pauline nicht mehr weiß gekleidet erschien, so war sie doch im langen schwarzseidenen Kleide mit Myrthenkranz und Schleier eine schöne, jungfräuliche Gestalt. Samuel trug heimlich, innen am Knopfloch, jenes Vergißmeinnicht-Sträußchen von der ersten Verlobung her. Der Schatten der Frau selig, ist ihm niemals zürnend erschienen, obgleich er sie fast ganz und gar vergessen im Gefühl, daß nun doch seine Pauline noch sein eigen geworden.

Seine Einsiedlerwohnung im Gartenhaus mußte er nun freilich mit der Wohnung vertauschen, die Pauline nett und

behaglich in der Stadt eingerichtet hatte. Etwas von dem „Aufschwung", den er hatte nehmen müssen, war doch geblieben. Er übernahm nicht mehr den alten Laden, aber ein ruhiges städtisches Pöstchen, das er gut versah, und daneben er noch der treue Vormund und Verwalter manch' einsamer Wittwe und Waise wurde.

Garten und Gartenhaus sind nun erst recht zu Ehren gekommen: Wände und Plafond des Stübchens wurden schön gemalt, die allerschönsten Rosen und Gesträuche im Garten gepflanzt und selbst Frau Küderlein wurde einmal zu einem Kaffee im Garten geladen, obwohl sie's kaum glauben konnte, daß Herr Samuel ihr verziehen habe, daß sie ihn so oft einen Trümmeler genannt.

Die Welt ist nicht so böse und so mißvergünstig als man ihr nachsagt. Ich weiß wenigstens gewiß, daß die meisten Bewohner des Städtchens es dem zufriednen Paar von Herzen gegönnt haben, wenn es nun, nicht nur am Sonntag, sondern an jedem schönen Abend Hand in Hand zum Garten wandelte, und wenn man sie so still zufrieden beisammen auf dem Balkon sitzen sah. „Sie haben's wohl verdient," sagten sie dann, bis sie bald des Anblicks so gewöhnt waren, daß sie gar nichts mehr sagten.

Samuel's Art war es nicht, je viel Worte zu machen in Glück und Unglück. Nur einmal, wie sie am zweiten Osterfest nach ihrer Verlobung so da saßen und aufschauten zum klaren Abendhimmel, vor sich ihr kleines Reich in jungem Grün und keimender Blüthe, und nichts, auf der ganzen Welt nichts mehr zwischen ihnen, da ging ihm doch das Herz auf und der Mund über: „O Pauline," sagte er, „sieh, ich hätt's doch nicht geglaubt, daß es einem Menschen noch so um und um wohl werden könne auf der Welt!"

Sie sah ihn liebevoll an, aber doch mit leisem Bangen; war auch sie nicht frei von der abergläubischen Furcht vor dem „Berufen“? Ach, es braucht nicht eben eine heidnische Scheu vor „der Götter Neide“, nur eine einfache Kenntniß von dem Wechsel des irdischen Geschickes, um uns bange zu machen in dem Augenblick, wo wir uns am glücklichsten fühlen. Nur wenn es uns gelungen ist zu „werden wie die Kinder“, dann brauchen wir uns die gute Stunde nicht zu verkümmern mit der Furcht vor der trüben, dann nehmen wir die Freude ohne Bangen, ganz und voll als die Gabe des guten Vaters.

Auch Pauline gab nicht der bangen Ahnung nach, die ihr durch die Seele zog. „Gott sei Dank, für all' unser Glück,“ sagte sie herzlich; „es ist mehr als wir verdienen, es mag nun kurz währen oder lang.“

Es währte nicht lang. Bald bemerkte man, daß der Schritt der Frau langsam und müde wurde. Sie ging nicht mehr Hand in Hand mit ihrem Mann, sie mußte sich stützen auf seinen Arm; sie konnte die Gartenarbeiten, die ihre Freude gewesen waren, nicht mehr selbst versehen. Samuel schob sie auf ihrem Rollstuhle, daß sie noch angeben konnte, was geschehen sollte.

„Die Kraft ist untergraben durch die lange, schwere Krankenpflege,“ sagte der Arzt, und er schlug vor, sie solle sich ihre Wohnung ganz im Gartenhäuschen einrichten lassen, damit sie ohne Mühe die gesunde Luft im Freien genießen könne. Das geschah denn auch, es wurde unten noch ein Zimmer gebaut und Samuel war unermüdet sie zu führen an liebliche, sonnige Plätzchen, sie zu erfreuen mit neuen Blumen, mit seltnen Früchten oder werthvollen Büchern. Sie

nahm alles dankbar an, aber bleicher und stiller wurde sie doch, und wie sehr ihm auch davor graute, Samuel selbst konnte sich allmälig nicht mehr verbergen, daß sie nicht lange mehr beisammen sein werden.

Es war ein lieblicher Sommer gewesen, den sie so ganz hatten miteinander im Garten verleben dürfen; „nun aber wird's bald kühl," sagte Samuel an einem milden Septembermorgen, „da mußt Du doch wieder in die Stadt ziehen."

„Ich glaube nicht," sagte sie mit müdem Lächeln; „sie werden mich wohl von hier an ein stilleres Plätzchen tragen."

„O, sag' das nicht!" bat Samuel angstvoll, „ich kann's nicht glauben! Wie, hätte uns denn Gott nur zusammengeführt, daß wir sehen konnten, wie glücklich wir miteinander sind, um uns wieder zu trennen nach so kurzer Freude? Nein, ich kann's nicht glauben."

„So mußt Du's auch nicht ansehen," bat Pauline herzlich; „sieh, ich glaube, Gott hat uns über unser Hoffen und Erwarten noch die gute Zeit miteinander beschieden, damit wir verstehen sollen, daß wir zusammen gehören und uns freuen auf die Zeit, wo wir nicht freien noch uns freien lassen, aber wo uns nichts mehr trennen wird."

„Und ich kann mir's nicht verzeihen, daß ich Dir nicht treu geblieben bin," sagte Samuel düster; „aber warum hast Du mich auch so gequält mit Deinem Festhalten an der Tante? Sie hätte sicherlich jemand gefunden, den sie hätte plagen und scheeren können und wir wären gewiß glücklich gewesen, auch ohne ihr Erbe."

„Das Erbe war's nicht," entgegnete Pauline ernst; „sieh, jetzt, wo ich an dem Ziele bin, jetzt will ich Dir sagen, warum

ich nicht von ihr gegangen bin, und selbst wenn's unser ganzes Glück gekostet, nur Gott wußte darum bis heute.

„Weiß nicht," fuhr sie fort, „ob Du noch daran denkst, wie Du in den langen Jahren des Wartens wieder einmal bei der Tante gewesen bist und hast ihr vorgestellt, wie Du nun nicht länger warten könnest, Du wollest ihr für eine gute Pflegerin sorgen und getreulich nach ihr sehen, wenn wir nur beisammen sein dürfen?"

„Weiß wohl noch," sagte er mit einem Ausdruck von Grimm, der seinem geruhigen Wesen sonst fremd war.

„Die Tante schlug es scharf und entschieden ab und Sonntag darauf ließ sie mich nicht einmal mehr in den Garten. — Damals ist eine unsägliche Bitterkeit in mein Herz gezogen; ich habe meine Pflicht noch gegen sie erfüllt, aber ohne alle Liebe und Freude.

„Bei ihrer Pflege," Pauline sagte das mit leiser Stimme, ohne Samuel anzusehen, „gebrauchte ich zweierlei Tropfen, die einen zum Einreiben, die andern zum Einnehmen." „Verwechseln Sie's ja nicht," hatte mir der Doktor gesagt; „es könnte sehr gefährlich werden, wenn sie das falsche Wasser einnähme," und ich hatte auch das gefährliche Fläschchen immer sorgsam im Schrank eingeschlossen, während die Magentropfen auf der Tante Nachttisch standen.

„Wenige Tage nach jenem Auftritt, der mein Herz so verbittert, mußte ich zum Waschtrocknen auf die Wiese hinaus. Tante nöthigte und trieb mich selbst fort in ihrer unruhigen Weise, so daß ich nur eilig ihr noch rüsten konnte, was sie brauchte.

„Wie ich da draußen war, so recht eifrig im Geschäft, da fiel mir plötzlich ein: „Hab' ich auch die gefährlichen Tropfen wieder verschlossen?" Die erste Regung war, schnell

heimzueilen und nachzusehen, aber — ich ging nicht. Ich werde es gewiß verwahrt haben; Tante würde es auch nicht verwechseln, sie wäre nur ärgerlich, wenn ich von der Arbeit weg wieder käme, redete ich mir ein. — Ob neben diesen äußern Gedanken noch ein verborgner Hintergedanke in meiner Seele war? — Das hat der allwissende Gott allein gesehen.

„In einer Stunde war ich fertig und ging heimwärts. Da kam mir Frau Küderlein athemlos entgegengesprungen: „O Pauline, was ist's mit der Tante? Drinnen liegt sie wie todt!"

„Das zuckte wie ein Blitz durch meine Seele. „Das Fläschchen!" war mein erster Gedanke, „und Du bist Schuld!" der zweite, der mir wie ein Dolchstoß in's Herz drang. Die gute Frau Küderlein stimmte, während wir heimeilten, bereits eine Todtenklage um die Verstorbne an und eine Lobpreisung meiner treuen Pflege. Sie wußte nicht, wie weh sie mir damit that; ich konnte den qualvollen Gedanken nicht mehr los werden: „Hast Du auch wirklich gar nicht an die Möglichkeit geglaubt, daß sie das falsche Fläschchen nehmen könnte?„

„Athemlos eilte ich in die Krankenstube, wo ein paar Frauen, die im Haus wohnten, in großer Aufregung das Bett umstanden. Das Fläschchen war nicht verschlossen! Ich sah es auf den ersten Blick, der Schrank war offen und es lag verschüttet und zerbrochen auf dem Boden. — Da, Samuel, habe ich gefühlt, was es heißt, die Hölle im Herzen tragen."

„Hat sie von dem genommen?" fragte entsetzt der eilig herbeigerufene Doktor.

„Ach, nein!" versicherte die Hausfrau, „das stand viel zu weit von ihrem Bett. Frau Küderlein und ich haben es erst gesehen, als sie schon wie todt dagelegen; ich wollte sie

damit spritzen, da war ich noch so ungeschickt und hab's zerbrochen. Ach, da hätt' ich sie vielleicht noch mit vom Tod erretten können," rief sie mit dem lauten Geheul, das diese Leute für unentbehrlich halten an einem Sterbebett.

„Na, mit dem Tode hat es noch keine Eile," sagte bedächtig der Doktor, der indessen Puls- und Herzschlag untersucht hatte, „es ist nichts als ein heftiger Krampf und wird bald vorüber gehen. Die Tropfen da wollen wir aber ein andermal in ein schwarzes Fläschchen füllen, damit gewiß keine Gefahr ist, daß sie verwechselt werden."

„Die Tante kam bald wieder zu sich; mir aber, Samuel, mir war es, wie es Einem sein muß, der unter dem Richtschwert noch das Wort der Gnade hört. Ob es nun nur Bequemlichkeit gewesen, daß ich nicht gleich heimgeeilt; ob in meinem Herzen tief verborgen doch noch ein sündiger Gedanke gesteckt? — Der Herr hatte gnädig die schweren Folgen vorübergeführt und ich gelobte mir, daß ich fortan in Liebe und ohne Klage die Kranke pflegen wolle und dauere es noch so lange.

„Als bald nach dieser Zeit an Dich der Brief und Wunsch Deiner Mutter kam wegen der Wittwe, da dachte ich auch, das solle noch sein zur Sühne meiner Schuld, und so habe ich selbst Dich noch dazu bewogen ...."

„Du arme Pauline," rief Samuel in tiefem Mitleid, „da hast Du Dich gewiß vergeblich gequält und bist viel zu gewissenhaft gewesen!"

„Weiß nicht," sagte sie mit sanftem Lächeln; „aber ich weiß, daß ich habe von da an im Frieden mein schweres Tagewerk vollbringen können, und der Friede ist mir geblieben, auch als ich denken mußte, wir seien geschieden für unser Leben lang.

„Daß wir nun doch zusammen gekommen sind und ein paar so gute und schöne Jahre haben verleben dürfen, das ist mir erst recht ein Zeichen, daß Gott, der da größer ist denn unser Herz und alle Dinge erkennet, daß Er mir ganz und voll vergeben hat, und nun wollen wir auch recht ruhen miteinander in Seiner Liebe und Gnade, wie lange es noch währt, — und gar zu lang wirst Du ja auch nicht allein bleiben müssen."

Es war zum letzten Mal, daß Pauline so viel gesprochen, auch durfte sie den lieben Garten nicht mehr verlassen. Ihr Leiden war nicht schmerzhaft, nur ein mähliges Hinsinken und Auslöschen. Samuel wich nicht von ihr in treuer Pflege und es waren ihnen noch recht schöne milde Herbsttage draußen beschieden, bis man an dem letzten klaren Herbstmorgen die stille Frau hinaustrug im Sarge, bedeckt mit den letzten und schönsten Blumen des Gartens vor dem Thor.

Samuel blieb auch im Winter einsam in seinem Gartenhäuschen, er durfte aber nicht zu lange warten. Es war wieder ein Ostertag, der ihn zusammenführte mit seiner Pauline in dem Grab, das er sich neben dem ihrigen gekauft hatte.

Seinen reichen Besitz hat er zu großem Theil für milde Zwecke bestimmt; auch der Ertrag des Gartens vor dem Thor gehört den Armen mit der Bedingung, daß das Gartenhaus abgeschlossen bleibe und unbetreten. Es ist nun etwas zerfallen, im Sommer aber ist es schön umwachsen mit wildem, grünem Gesträuch.

Die beiden aber, die hier so glücklich gewesen, nach so langem Harren, die ruhen draußen auf dem Kirchhof, wo sie sich zum zweiten Mal gefunden und warten auf den letzten Ostermorgen, der sie zusammenbringen soll auf Nimmerscheiden.



Eine Schulmeisterfamilie.

Nach den Mittheilungen einer alten Frau.

„Sie haben uns schon mancherlei erzählt, was den Unterschied zwischen alter und neuer Zeit in's Licht setzt," sagte mir einmal eine alte Frau; „am auffallendsten ist mir, wenn ich so drüber nachdenke, die Verschiedenheit der Erziehung der Mädchen gegen sonst und jetzt. 's wird wohl so sein müssen und ich gönne den Mädchen alles, was sie lernen dürfen; ob sie leisten können, was die Frauen vor Zeiten geleistet haben, das ist wieder die andere Frage."

„Hat nicht Ihre selige Mutter auch schon gemeint, daß die Mädchen zu ihrer Jugendzeit weniger gelernt und mehr gethan haben, als zu der nachfolgenden?" fragte ich.

„Gewiß hat sie das," gab Frau Mathilde lächelnd zu, „und 's ist auch wahr gewesen. Dazumal wußte man von bezahlten Wärterinnen nichts; zur Hilfe einer Wöchnerin kam die Mutter, eine Schwester oder ein Bäschen; meine Mutter hatte in ihrem elften Jahr schon ein klein Brüderlein an ihrem Bett zu versorgen. Lesen und Schreiben hatte sie erst im neunten Jahr lernen dürfen und da noch hatte es eine Frau Pathe mühsam von ihrem Vater herausgeschlagen, der es für ganz unnöthig hielt und meinte: „Wenn die Mädchen lesen können, so lesen sie nur Romane, und wenn sie schreiben können, so schreiben sie Liebesbriefe." Meine Mutter hat übrigens später noch viel anderes geschrieben. Sie hat einen gescheidten Mann genommen und um ihre noch mangelhafte

Schreibkunst zu verbessern, hat sie noch alle Briefe ihres Mannes abgeschrieben und sich so Handschrift und Styl gebildet."

„Gewiß hat sie dann aber auch ihren Kindern das Lernen leichter gemacht?"

„Ganz sicherlich," sagte Frau Mathilde mit feuchten Augen; „zu meiner Jugendzeit war's schon selbstverständlich, daß die Mädchen zur Schule gingen, obgleich es noch keine höhere Töchterschule gab, als des Herrn Tafinger's Institut in Stuttgart, das nur für die Allervornehmsten war. Auch mein Vater meinte, es sei an dem genug, was wir in der Schule lernten; die Mutter aber, die hätte ihren Kindern gerne etwas vergönnt von dem geistigen Schmuck für's Leben, der ihrer Jugend versagt geblieben, und so wollte sie mir auch, trotz des väterlichen Widerspruchs, zu Klavierunterricht verhelfen, was mein höchster Wunsch war."

„Schulmeister Berchthold," so hörte sie, gebe gute Klavierstunden und nicht zu theuer: vier Kreuzer die Lektion. Ein Groschen, zwar meinte die Mutter, wäre auch ein Geld gewesen; doch fand ihr weiches Mutterherz, daß sich acht Kreuzer für die Woche schon vom Haushaltungsgeld zu diesem Kunstzweck beseitigen lassen werden. „Bestell Dir einmal in Gottesnamen Klavierstunde bei Berchtholds," entschied sie endlich. „Zuerst gehst in der Stille, damit wir den Vater nicht ärgern; wenn Du 'mal hübsch spielen kannst, so freut's ihn doch. 's ist dazu noch ein gutes Werk," fügte sie bei zu ihrer eignen Entschuldigung; „die Leute haben fast ein Dutzend kleiner Krabben, und die kleine Schulmeisterbesoldung!"

„Meine Mutter hat mir, und auch dem Vater, später den kleinen Geldbetrug bekannt. In den schönen Büchern über

weibliche Erziehung und Würde der Frau dürfte man's freilich nicht anführen, aber Frau und Mutter haben hie und da getheilte Pflichten. Wenn jede kleine Abweichung vom Wege voller Wahrheit unrecht ist, so werden wunderliche Männer auch ihr Theilchen Schuld dran tragen müssen. In der Legende ist ja die fromme Lüge der heiligen Elisabeth geweiht worden, indem ihre Armenspenden, die der strenge Gemahl nicht dulden wollte, in Rosen verwandelt wurden."

So meldet sich also die junge Mathilde bei Herrn Berchthold, der von Aussehen und Manieren keineswegs ein anziehender Lehrer war, und stieg zu diesem Zweck zu der hochgelegenen Schulmeisterswohnung.

Dieser Tempel der Wissenschaft lag nämlich hoch oben am Schloßberg, eingepfercht zwischen zwei andere, etwas besser aussehende Dienstwohnungen. Wer die lange Fahrstraße abschneiden wollte, die zum Schlosse hinaufführte, der konnte auch auf einer steilen Treppe zum Schulhause gelangen, die, aus rohen Steinen gebildet, den untern Theil der Stadt mit dem obern verband. Die Treppe wurde am Ende wahrhaft halsbrechend und konnte nur noch mit Hülfe einer Stange erklommen werden, bis man das Schulhaus erreichte, das kaum den Namen Haus verdiente.

Es lehnte sich mit seiner Hinterseite an den steilen Schloßberg. Aus der engen, kleinen Flur trat man auf einen kleinen Hofraum, über dem sich terassenartige Erhöhungen aufthürmten, eine Art von hängenden Gärten, die der fabelhafteste Fleiß mit etwas Pflanzenerde überdeckt hatte, um ihnen einiges dürftiges Küchengewächs, ein paar Ringelblumen und rothen Fuchsschwanz abzuringen. Diese Felsengärten wurden von der Schulmeisterfamilie mit gewissem Stolz „unser Berg" ge-

nannt und mit großer Treue gepflegt; die Höhe war von Tannen gekrönt, die mit ihrem immergrünen Kranze den Fuß des Schlosses umzogen, das, eine glänzende Krone auf bescheidenem Haupt, das Städtchen überragte.

Durch die zweigetheilte Thür, deren oberer Flügel gewöhnlich geschlossen war, da die Schulkinder unten durchschlüpfen konnten, betrat man die unterste Etage, die nur den Ziegenstall enthielt, durch dessen Thürspalte die vielgeliebte Ziege des Hauses, in beständiger Sehnsucht nach goldener Freiheit, ihr meckerndes Haupt streckte. Auf abermaligen steilen Treppenstufen, die diesmal zur Abwechslung ein Geländer aus Stricken hatten, gelangte man zum ersten Stock, wo das Schulzimmer die ganze Länge und Breite des Hauses einnahm. Von besonderen Töchterschulen wußte man dazumal in untern Ständen noch nichts. Hundertundfünfzig Kinder, Knaben und Mädchen, standen hier täglich sechs Stunden unter dem strengen Regiment Herrn Berchthold's, dessen näselnde Stimme sich auch unter dem gewaltigen Lärm der hoffnungsvollen Jugend noch vernehmlich zu machen wußte.

Mathilde gehörte nicht zu Herrn Berchthold's Schülerinnen. Denn wenn es auch noch keine höhere Töchterschule gab, so konnte sie doch als Honoratiorenkind mit den Töchtern der fürstlichen Beamten und der Geistlichen eine Privatschule besuchen, die sich unter Herrn Provisor Kröner gebildet hatte, wo hochdeutsch gesprochen und nicht geschlagen wurde, ein Vorzug, dessen Herrn Berchthold's Klasse sich durchaus nicht rühmen konnte. Mathilde schritt deßhalb mit einem unbewußten Gefühl der Ueberhebung an dem offenstehenden, eben geleerten Schulzimmer vorüber, noch eine Treppe höher durch den kleinen Vorplatz, der zugleich als Küche diente, Küche in ihrer ur-

sprünglichsten Gestalt, wie der einfach gemauerte kleine Herd und wenige rein gescheuerte Töpfe, Pfannen und Zinnteller anzeigten, in die niedere Wohnstube, die keine Zierde hatte als die höchste Sauberkeit, welcher Schmuck aber bei den Raum- und Familienverhältnissen des Hauses Berchthold mehr als merkwürdig, wahrhaft wunderbar war.

Da saß denn Herr Berchthold im Kreis seiner Familie, was hier durchaus keine figürliche Redensart war; denn in dem kleinen Stübchen krabbelte und wimmelte es von Kindern und Kinderchen jeder Art, es schienen Mathilden wenigstens zwanzig zu sein. Erst nachdem sich ihr Auge an das Gewusel gewöhnt hatte, konnte sie einzelne Gruppen unterscheiden und zuletzt zählen, daß es nur acht waren, ohne das Kleinste in der Wiege.

Auf der Bank in der Ecke vor dem alten Tisch mit einem ringsum laufenden Fußbänkchen saßen zwei Mädchen, mit Kartoffelschälen beschäftigt; ein größeres Mädchen knopperte an einem Wollstrumpf, während sie zugleich zwei kleine Kreaturen beaufsichtigte, die auf dem blankgescheuerten Boden ohne bestimmten Lebenszweck herumpurzelten; ein Knabe linirte Notenpapier für den Vater, ein anderer studierte an einem Rechenexempel, ein kleinerer hülste Bohnen aus, wobei er Hülsen und Bohnen sorgsam in zwei abgesonderte Körbchen legte. Lauter schöne Kinder! rothwangig und blondlockig mit klaren Augen; es war die helle Lust, sie zu sehen.

Herr Berchthold allein, der glückliche Papa dieser blühenden Schaar, hatte ganz und gar keinen Anspruch an Schönheit; er machte im Gegentheil den ausgedehntesten Gebrauch von dem Vorrecht der Männer, häßlich sein zu dürfen. Er saß an einem kleinen Tischchen, nahe dem Klavier, und schrieb

Noten ab, ein kleiner Nebenerwerb. Die Wiege mit dem Kleinsten stand so, daß sein linker Fuß sie in Bewegung setzen konnte, wenn die kleine, rothbackige Kreatur darin nicht schlafen wollte, denn schlafen sollte und mußte sie.

Ehe Mathilde noch dazu kommen konnte, sich mit dem neuen Lehrer in Ordnung vorzustellen, trat die Mutter des Hauses ein, hoch aufgeschürzt, den Seifenschaum von den Armen wischend; denn sie kam vom Waschzuber, wo sie im Hof draußen den Sonntagsbedarf der Familie in reinen Stand setzte. „Schön wie der klare Tag" heißt die Prinzessin in einem Kindermärchen, und schön wie der klare Tag, selbst wie ein liebliches Märchen, trat die junge Frau, die Mutter der neun Kinder in die wimmelnde Stube. Die geschäftige Frau kam so selten in das vornehmere Quartier der Stadt, wo Mathilden's Eltern wohnten, daß diese sie nicht Einmal gesehen hatte, und nun mit stillem Entzücken und Staunen dies blühende Angesicht, diese strahlend hellen Augen, dies reiche, goldbraune Haar und den lächelnden Mund ansah: die ganze holdselige Erscheinung, von der es hell zu werden schien in der dürftigen, niedern Stube.

Die Jugend trägt, sich selbst unbewußt, ein Ideal der Schönheit im Sinn, das gar selten in der Wirklichkeit realisirt wird. So hatte es auch Mathilde oft verlangt, nur Einmal „eine rechte Schönheit" zu sehen, eine Schönheit, wie sie in Romanen so häufig, im Leben so selten ist. Hier nun war ihr Wunsch erfüllt.

Aber der entzückte Blick mit der ihre poetische Seele zum ersten Mal im Anschauen voller, reiner Schönheit schwelgte, flog mit unverholenem Erstaunen hinüber zu dem Schulmeister, einem in seiner Art fast eben so vollkommenen Vor-

bilde der Häßlichkeit: eine dürre Gestalt, ein pockennarbiges Gesicht, tiefliegende, graue Augen, die finster unter den buschigen Brauen hervorschielten: wie kam dieser Kobold neben eine solche Lichtgestalt! Und er schien gar nicht im mindesten erstaunt und entzückt über die anmuthige Erscheinung seines Weibes. Er hatte mit seiner näselnden Stimme allerlei zu tadeln und zu brummen, und sie suchte mit hellem Lachen all' seinen Beschwerden abzuhelfen, nahm den kleinen Schreier aus der Wiege und setzte sich mit ihm bei Seite, um ihm seine Nahrung zu reichen. Dann legte sie ihn mit Lächeln in die Wiege zurück, strich mit ihrer schön geformten Hand, die freilich von Waschfaß und Kochherd keine Schwanenhand geblieben war, keine von den Händen, die „Nachts auf kranken Herzen liegen", über die eingefallene Wange des Schulmeisters und sagte heiter: „So, Alter, nun ist der kleine Schreier zufrieden, nun kannst Du nach dem Fräulein sehen; ich muß hinaus. Komm Luise, Du kannst aufhängen helfen."

Die Klavierstunde wurde arrangirt, — eine wunderliche Musikstunde! — Sie schien kaum die vier Kreuzer werth, denn mehr oder weniger glichen die Stunden dem ersten Eintritt Mathildens in die Familie. Die Noten zeigte ihr Herr Berchthold ernstlich und gründlich, und Respekt wußte er sich, ohne viel Worte, zu verschaffen bei seiner jungen Schülerin, wie in der Schule und in der Familie. Dann aber blieb sie meist allein am Klavier, zu ihrer Erleichterung, denn sie fürchtete ihn gewaltig und hatte ein heimliches Grauen vor seiner Häßlichkeit.

Die Frau war gewöhnlich draußen beschäftigt, sei's in der Küche, sei's auf dem „Berg", den sie mit rührender Treue und großem Eifer anpflanzte. Einkäufe in der Stadt besorgte gewöhnlich eins der größern Kinder, das dann ein kleines

mit sich schleppte. Bei schönem Wetter trieb sich auswärts herum, was gehen konnte von der kleinen Schaar; bei schlechtem fanden die Klavierstunden unter neunstimmiger Begleitung der Schulmeisterskinder statt. Unveränderlich saß der Vater an der Wiege des Kleinsten, um sie gelegentlich zu schaukeln; dabei schrieb er Noten um's Geld, was ihn jedoch nicht abhielt, daneben auf Mathilden's Klavierspiel zu hören und jeden falschen Ton zu rügen. Freilich, wenn er eben mit seiner näselnden Stimme die Töne des Klaviers begleitete, so summte er wieder dazwischen die Melodie der Noten, die er kopirte, so daß die arme Mathilde oft nicht mehr wußte, ob sie nach seinem Gesang oder nach ihren Noten spielen sollte. Mitunter wurde der Kleine in der Wiege laut und lauter; der Vater schaukelte immer gewaltiger, so daß alle rationellen Aerzte das Gehirn dieses Kindes verloren gegeben hätten. Zuletzt, wenn alles nichts half, riß er das Kind aus der Wiege, rannte mit ihm wie besessen auf und ab, immer lauter und gewaltiger seine Notenmelodie singend, oft die frömmste Choralweise, die er aber schrie wie eine Marseillaise; dazwischen kamen Flüche in's Allgemeine, Schelte über unrichtiges Klavierspiel, über die lärmenden Kinder, über zu dicke Kartoffelschalen, über schiefe Notenlinien: — kurz, über alles, bis das Kindlein vor Schreck verstummte, wieder eindußelte und auf's Neue in die Wiege gebettet ward, deren allmählig sanftere Schwingungen anzeigten, daß der Sturm sich legte und den sanfteren Klängen des etwas heisern Klaviers, dem Summen der Kirchenmelodie und dem Krizeln der Feder wich.

Ob Mathilde viel gelernt in diesen Stunden, ob sie wirklich den Batzen werth waren, den die Mutter im Haushaltungsbuch unter der Rubrik „Allerlei“ verrechnete, — das ist schwer

zu bestimmen. Eine durch und durch musikalische Natur war der Schulmeister, so unharmonisch auch seine Stimme und sein Aussehen war. Seine alte Geige und das heisere Klavier waren die Kleinodien seines Besitzthums, und seit er als Gehilfe des Organisten mit einem Nebengehalt von zwölf Thalern angestellt war, seit er die herrliche Orgel der Stadtkirche spielen durfte, hatte der in ihm wohnende Genius erst seine Schwingen entfaltet, und staunend lauschte die Gemeinde diesen Tönen, die, nicht mehr wie von Menschenhand angeschlagen, das Gotteshaus durchbrausten. Und der Schulmeister, — wie verwandelt, verklärt, von der Macht der Töne, die er selbst hervorgerufen, saß er da mit erhobenem Haupt und leuchtendem Auge; unbewußt kamen aus seinem Munde Laute des Entzückens, deren man dies immer brummende Organ nie fähig gehalten hätte.

Auch seinen Kindern, die von der Mutter dazu die klare, glockenreine Singstimme ererbt, hatte sich sein Talent mitgetheilt, und alle Dissonanzen verstummten, wenn der kleine Chor der blondlockigen Cherubsköpfe: „Vom Himmel hoch, da komm ich her," oder „Wie schön leuchtet der Morgenstern" anstimmten. Die drei ältesten Knaben schritten schon ehrbarlich in den langen Mänteln und runden Hüten der Kurrendschüler hinter dem Vater her, um noch ein paar Groschen zu dem spärlichen Brod ersingen zu helfen.

Ob viel von diesem Geist der Harmonie auf die junge Mathilde überging, läßt sich, wie gesagt, nicht mehr bestimmen; sie ist nun zu alt, um mit der Musik der Zukunft noch konkurriren zu lernen. Vom Leben im Schulmeisterhause hat sie jedenfalls viel gelernt, viel hilfreiche Liebesthätigkeit und Theilnahme an fremden Sorgen.

Es war ihr ein Fest, nach beendeter Lektion den kleinen Schreier aus der Wiege zu nehmen, zu tragen und zu schweigen, bis die Mutter die fleißigen Hände getrocknet und das Kindlein holte, um seinen Hunger zu stillen. Wie oft nahm sie sich der kleinen krabbelnden Kreaturen an und schützte sie vor dem gewaltigen Haselstock des Vaters! Wie gern half sie das schlichte Mahl bereiten, magere Mehlsuppe oder einen Brei von Ziegenmilch, und die Genügsamkeit, die daheim die Mutter so oft vergebens gepredigt, sie fand sich von selbst, wenn sie zusah, wie glücklich sich die Familie um dies dürftige Gericht schaarte: — die immer schöne, immer lächelnde Eva unter den blühenden Kinderköpfen, an der Seite des unschönen düstern Ehegemahls, der die erste und größte Portion, die sie ihm zugetheilt, brummend und knurrend schon verschlungen, ehe die Mutter nur die ganze Reihe der Kleinen befriedigt hatte, bis sie endlich nach der Frage: „Alter, magst gar nichts mehr?“ den kleinen Rest auf ihr Zinnteller schüttete, von dem auch noch das Jüngste kosten mußte, das, wie sie mit bewundernder und beglückter Miene ausrief, „bald essen könne wie ein Großes,“ was die entzückt zuschauenden Geschwister mit Bewunderung bejahten.

Wenn dann die Tafel beendigt war und der Hausherr sich erhob, um seine Verdauungspromenade auf den Berg zu machen, wie lustig war es anzusehen, wie all das kleine Volk der Mutter half, Geräthe und Tische zu reinigen, und alles fein sauber wieder an Ort und Stelle zu bringen! Wie Wichtelmännchen liefen, krochen, schleppten, trippelten und schafften sie herum, bis alles vollbracht war, und dann kam die große Wäsche: — eine kleine Waschgölte sammt einem großen Familienschwamm erschien; unter Schreien, Kichern

und Lachen wurden die rothen Backen und frischen Mäulchen, die runden Aermchen und Händchen abgeflößt und gereinigt; das kleine Volk wurde immer übermüthiger, spritzte und pufften einander und mancher Lockenkopf schüttelte einen Sprühregen auf das Heiligthum der Wiege, wo der Kleinste lag wie eine Rose im Maithau. Da war kein Ende des Lachens und Schwatzens, bis der gestrenge Hausherr wieder eintrat und die wilde Schaar zur Ruhe verwies. Nun kam jedes wieder auf seinen Posten: ein paar zur Arbeit auf den Berg, ein paar in die Schulstube, die Mädchen setzten sich mit dem Strickzeug vor das Haus zu der Mutter, die unter hellem Gesang die stets saubere Garderobe der Kleinen in Ordnung brachte. Das kleinste, noch nicht arbeitsfähige Volk, kollerte sich dann auf dem Berg herum und wurde gelegentlich, wenn sie sich nicht mehr aufhelfen konnten, von Schwester Luise wieder heraufgelootst.

Recht nachdenklich ging da oft die junge Mathilde nach Haus; ihre Arbeitsaufgaben, die jeweilige Härte des Vaters, das Versagen kleiner Wünsche, dünkte ihr nicht mehr so hart wie früher. Sie hatte etwas von dem Ernst des Lebens begriffen.

Was sie nicht begriff und nie begreifen konnte, das war: wie hatte diese wunderschöne Frau diesen garstigen, brummigen Mann nehmen können? Ja, gute Mathilde, das ist ein Räthsel, das manchmal im Leben ungelöst bleibt. Jean Paul sagt: „Beurtheilt einen Mann nicht nach der Wahl seiner Freunde und eine Frau nicht nach der Wahl ihres Gatten.“ Ich hörte einmal, wie ein naseweises, junges Mädchen die kluge, schlanke, hochgewachsene Frau eines kleinen, dicken, einfältigen Männchens fragte: „Aber, liebe Frau Meier, warum haben doch Sie Ihren Mann genommen?“ „Ja, nicht wahr?“ war die mysteriöse

Antwort der Frau Meier, über deren tiefen Sinn das wißbegierige Mädchen heute noch nachdenken kann.

*
* *

„Wie kommt das schöne Mädchen zu dem garstigen, brummigen Schulmeister?“ hatte man sich schon vor Jahren in der Stadt gefragt, als die liebliche Eva noch daheim war, des alten Schuhmachers Töchterlein. Niemand hatte die Frage beantworten können; man hatte sie vergessen und sich daran gewöhnt, die unverwelklich schöne Frau mit immer heiterer Miene neben dem häßlichen Mann, und unter den Mühen eines schweren Mutterberufs, einhergehen zu sehen. Mit noch größerem Rechte hätte man fragen können: woher kommt diese frische Blüthe, dies strahlende Lächeln einem Wesen, das nie gekannt hat, was die Menschen Glück und Freude heißen?

Denn auf einem rauhen und steinigen Beet war diese süße Rose aufgeblüht. Ihr Vater, der Schuster Daniel, war einer der Stillen im Lande, ein wahrhaft frommer, fleißiger, herzguter Mann. Aber zu böser Stunde war er dem Rath wohlmeinender Freunde gefolgt und hatte eine vermeintlich wohlhabende, rechtschaffene Wittfrau, „ein alertes Weib“, wie man sie rühmte, zur Nachfolgerin seines guten Weibes erwählt, die bei Eva's Geburt gestorben war. Mit zwei ledig ersparten Söhnen war sie eingezogen in des Schusters Haus und hatte Glück und Frieden dort ausgetrieben für immer.

Schlimme Stiefmütter gibt es zum Glück mehr in Geschichten und Märchen, als im Leben; die Frau des Schusters aber war eine von der echten Sorte, und wenn sie ihre Stieftöchter nicht in papiernen Kleidchen in den Wald schickte oder

in den tiefen Brunnen jagte, wie die bösen Stiefmütter in Grimm's Märchen, so machte sie dafür ihnen und dem Vater durch tägliche Quälerei und rohe Mißhandlung das Leben so blutsauer, daß sie vielleicht gern von selbst in den tiefen Brunnen gesprungen wären. Der Schuhmacher hatte sich lange abgemüht, seine natürliche Stellung als Herr des Hauses, als Schützer seiner Kinder zu erringen: — er gab es auf am Ende, er arbeitete und arbeitete, er suchte Trost, wo er allein Trost finden konnte. Kraft fand er nicht mehr; denn zu den Mitteln, die hier vielleicht allein noch gewirkt hätten, konnte er sich nicht entschließen.

Inmitten dieser Trübsal und Drangsal, unter Streit und Scheltworten, Seufzern und Verdruß war die junge Eva aufgeblüht, rosig und lächelnd, schön und frisch, ein liebliches Wunder für aller Augen. „Die ist nicht umzubringen", sagte mit geheimem Ingrimm die Stiefmutter, wenn das Kind willig und geduldig die schwerste Arbeit verrichtete, klagelos Schelte und Schläge aushielt, und in den wenigen freien Augenblicken, die sie ihr gönnte, munter und flink wie ein Eichhörnchen sich unter andern Kindern tummelte; „die ist nicht umzubringen", sagten bewundernd Nachbarn und Bekannte, wenn sie sahen, wie das Mädchen aufwuchs blühend und gesund in strahlender Heiterkeit, wie nur je das geliebte und gehätschelte Kind eines glücklichen Hauses. Sie war des Vaters Augentrost und Herzblatt, sein Stolz und sein Kleinod. Aber nur heimlich wagte er sein Auge und Herz an ihr zu laben; der Stiefmutter erschien ihre blühende Schönheit und Fröhlichkeit nur eine neue unverschämte Anmaßung.

So hatte denn wohl Kummer und Verdruß des traurigen Elternhauses die schöne Eva an die Seite des häßlichen Schul-

meisters getrieben? O keineswegs. Der Schulmeister war nicht der Einzige, dem sie gefallen und der sie hatte befreien wollen von ihrer leidigen Heimat; sie aber hatte mit Kampf und Thränen das Recht erkauft, sich die Seine nennen zu dürfen. — Wer ergründet ein Frauenherz? Unter den Vielen, die von dem wunderbaren Reiz des Kindes angezogen waren, fanden sich freilich nur wenig rechte, solide Werber, die den Muth hatten, die Tochter eines Hauses der Armuth und des Unfriedens aus ihrer Drachenhöhle heimzuführen. Der solideste unter diesen war der achtbare Schneidermeister Raidwanger vom benachbarten Dorfe, wo er eigen Haus und Gärtchen besaß; keine verkümmerte, leibarme Figur, wie man herkömmlicher Weise seine Standesgenossen schildert; nein, ein wohlgebauter stattlicher Mann, geschickt in seinem Fach, denn er arbeitete sogar für die Herrn des Landgerichts, das seinen Sitz auf dem Schloß hatte, und blieb nur auf dem Dorfe, weil es, wie er sagte, so anständig aussah, wenn man Arbeit über Feld zu machen hatte.

Dieser respektable Schneider und Grundbesitzer bot nun der armen, mißhandelten Eva seine Hand und mit ihr eine sichere, geborgene Heimat, und Eva — wollte nicht. „Aber Kind," bat sie der Vater, „wie kannst Du so verblendet sein? Danke doch Gott, der Dir einen so guten Weg aus diesem Elend zeigt." — „Ich kann nicht, Vater," sagte das Kind, das nie Widerstand gezeigt. — „Ach, was kann nicht! Man kann Alles, siehst Du denn nicht an mir, was man kann?" — „Ach, ja!" seufzte Eva mit nassen Augen. — „Und jetzt könntest eine solche Frau werden! Ich bitte Dich, sag' mir, warum nicht, denkst Du denn an einen Andern?" — „Kann sein," sagte Eva, und blickte ihn unter Thränen mit schel-

mischem Lächeln an. — „Aber an wen denn? Doch ist's keiner von den Herrn, die so tief den Hut abziehen, wenn sie vorbeikommen; Kind, laß Dich da nicht täuschen!" — „Bewahre!" lächelte Eva zuversichtlich. — „Oder des Posthalters Sohn drüben? Ist ein schöner Mensch, aber sein Vater thät's nicht." — „O behüte!" lachte Eva wieder. „Aber wer denn? sprich, Mädchen!" rief endlich der Vater ungeduldig. — Da schlug Eva den sonnenklaren hellen Blick auf, während ihr Gesicht von tiefer Röthe übergossen war: „Der Schulmeister Berchthold, Vater." Der Vater ließ den Pfriemen fallen, und sah sie erstarrt an. „Der? der garstige Dings da, die trübselige Nachteule, der keinem Menschen ein gutes Wort gibt, der nichts ist und nichts hat? Mädchen, Du hast mich zum Narren." — Und der war's, so wenig es ein Mensch begreifen konnte. Dem allein von allen jungen Männern begegnete Eva's Auge in freundlichem Gruß, und leuchtete hell auf, wenn er in der Kirche die Orgel anschlug oder vorsang; um seinetwillen verschmähte sie den stattlichen Schneider und setzte sich neuen Plagen der Stiefmutter aus. Wie der Schulmeister ihr Herz gewonnen, ob er sie überhaupt liebte und wie er ihr seine Liebe zeigte, das war so räthselhaft als ihre Liebe selbst. Er grüßte sie, wenn er an ihr vorüberging; man sah sie Abends hie und da an der Kirchhofecke beisammenstehen, wenn er vom Abendläuten kam und sie vom Brunnen, und es schien, als ob seine Stimme bei ihr gelinder brummte und sanfter näselte als bei andern; aber worin sonst sein Zauber bestand, blieb unergründet.

Allein der Schullehrer war blos provisorisch angestellt, an Heirat nicht zu denken. Dem Schimpfen und Quälen der Stiefmutter hätte Eva widerstehen können, den Bitten

des Vaters konnte sie's am Ende nicht mehr: sie wurde die Braut des Schneiders.

Das Lächeln auf Eva's Lippen schien mit dieser Zusage erstorben zu sein. — Nie war sie zu einem einsamen Spaziergang mit dem Bräutigam zu bewegen oder zu einem Besuch in seinem Hause; stumm, wie ausgetauscht, saß sie dicht neben dem Vater, wenn Raidwanger einmal einen Besuch in ihrem Elternhause machte. Der Bräutigam tröstete sich damit, daß sie selbst verlangte, die Hochzeit solle bald, recht bald sein. Er hatte ein schwarzseidenes Kleid für sie in Arbeit genommen, obwohl er sonst nicht Damenschneider war; aber „der Mensch kann Alles, was er will," erklärte Herr Raidwanger, der von diesem unerhörten Prachtstück für das arme zurückgesetzte Schusterskind die höchste Wirkung erwartete.

Diese Wirkung schien nicht gleich einzutreten. Stumm, ohne Freudenbezeugung empfing Eva das Geschenk; die Stiefmutter hätte sie gar zu gern dafür geprügelt, wenn sich's am Hochzeittage geschickt hätte. Stumm, willenlos wie eine Puppe ließ sie sich ankleiden und zur Kirche führen; kein Ohr, auch das der Nächststehenden nicht, hatte das Ja aus ihrem Munde gehört; nur als vor der Trauung die Orgel ertönte, in etwas absonderlicher Weise gespielt, — mehr wie ein Schlachtgesang als wie ein Kirchenlied, — da allein hatte sie den Kopf in beide Hände gesenkt und bitterlich geweint. Weinen aber ist bei einer Braut gar nicht unanständig, obgleich hier die Leute meinten, sie hätte jubiliren sollen, daß sie von dem bösen Drachen von Mutter erlöst werde.

„So ist man sie endlich glücklich los," sagte die Schuhmacherin am andern Morgen in der Früh zu ihrem Mann,

der nicht gestehen wollte, wie es ihm fehlte um sein liebliches Kind, Rose und Nachtigall des freudlosen Hauses. Schweigsam öffnete der Schuster den Fensterladen. Da — er traute seinen Augen nicht — ja, da saß Eva, sein Kind, auf der Schwelle des Hauses, bleich, verweint, vom Frost geschüttelt; — wie lang sie so gesessen, wußte niemand. „Eva, Mädchen, was ist's mit Dir?" fragte erschreckt der Vater. „O Vater," bat sie mit rührendem Ton, „behalt mich wieder, ich kann nicht sein Weib sein, ich kann eben nicht." Der Vater nahm sie herein und suchte sie vor der Wuth der Stiefmutter zu schützen, die wie rasend über diese Tollheit wurde. Der Vater hatte sie in seinen ledernen Lehnstuhl gesetzt, wo sie bleich und still Alles über sich ergehen ließ und keine Antwort hatte, als „ich kann nicht".

Nachbarn und Freunde kamen, der empörte Schneider selbst kam, sein Weib zurückzufordern, und versicherte, er habe ihr nichts zu leid gethan. Der Pfarrer wurde geholt, um sie zu ihrer Pflicht zurückzubringen, — vergebens. „Ich habe gesündigt, daß ich ihm mein Wort gab," gestand Eva, „ich war ein gedankenloses Kind, ich wußte nicht, was es zu bedeuten habe; aber in der Kirche habe ich nicht Ja gesagt, ich kann sein Weib nicht sein." Vernünftige Vorstellungen, Bitten, Drohen und Schelten, — Alles glitt an Eva ab, die einfach bei dem Worte blieb: „Ich kann nicht sein Weib werden."

Herr Raidwanger selbst war der Erste, der dem Spiel ein Ende machte, indem er erklärte, er habe ganz und gar nicht nöthig, sich einer Närrin an den Hals zu werfen; es gebe rechtschaffene Frauenzimmer mit Mitteln, die noch froh an ihm seien. So kam denn die Scheidung zu Stande, und

von Stunde an, wo man ihr erklärte, daß sie frei sei, blühte die geknickte Rose wieder auf, das Lächeln kehrte auf ihre Lippen zurück, man hörte wieder ihre fröhlichen Liedchen, sie trug geduldig, ohne Murren, den bittern Hohn und die harte Behandlung der Mutter, und tröstete, wenn's am schlimmsten war, den Vater: „Gib Acht, es kommt doch noch besser."

Es kam besser. Mit ihrem hellsten Lerchengesang flog Eva einsmals nach Haus um dem Vater zu verkünden, daß der Schulmeister angestellt sei, angestellt hier im Orte mit freier Wohnung, 60 Thaler baar Geld, drei Klafter Holz und 4 Scheffel Roggen jährlicher Besoldung!

„In Gottes Namen," sagte der Vater; „schlaf wie Du Dir bettest, hättst's besser haben können."

Wie und wo eigentlich der trutzige Schulmeister vollends geworben um das schöne Schusters Kind, blieb abermals ein Räthsel. Genug, eines schönen Morgens schritt sie im dürftigen schwarzen Kleidchen, schön wie ein junger Maientag, an der Seite des häßlichen Mannes, freudestrahlend zur Kirche, die sie das Jahr zuvor in so heißen Thränen gesehen; „wie's Christkindle und der Pelzmärte," rief ein naseweiser Bube. Und lächelnd unter den Thränen des Abschieds vom Vaterhaus, stieg sie Abends mit dem Erkornen den steilen Schloßberg hinauf in die bescheidene, nothdürftig eingerichtete Wohnung.

Wenn der Schulmeister verborgene Vorzüge und Liebenswürdigkeiten hatte, die die blinde Liebe seiner schönen Braut erklärten, so waren sie sehr verborgen. In den Augen der Welt blieb er nach wie vor ein rechtschaffener, geschickter Mann, aber unwirsch, hitzig und eigensinnig; wenn er je ein

Lächeln hatte, so mußte er es für seine junge Rose allein, ganz allein gespart haben.

Aber auch Eva blieb dieselbe, nur schöner und fröhlicher schien sie alle Tage zu werden, ein liebliches Wunder, mit unverwüstlicher Gesundheit, mit der seltensten Fähigkeit glücklich zu sein begabt. Singend arbeitete sie vom Morgen bis zum Abend, lächelnd ertrug sie die mürrische Laune des Gatten; sie erlaubte sich höchstens, wenn er mitten im schönsten Knurren war, sachte aus dem Zimmer zu schlüpfen. War das Gewitter zu Ende, so streckte sie dann lachend den Kopf wieder herein: „Gelt Alter, allein zanken ist auch ein Geschäft?“ Wie spielend bestellte sie die steilen, steinigen Beete ihres „Bergs“; trug immer jeden Tropfen Wasser, jedes Stückchen Holz, jedes Lebensbedürfniß die steilen Treppen herauf, eine halsbrechende Arbeit, zumal im Winter bei Schnee und Eis! Sie wußte ihr kleines Reich, die Stübchen mit den paar alten zusammengekauften und geschenkten Möbeln, in der saubersten Ordnung zu erhalten, selbst dann noch, als der Kindersegen sich ohne alle Rücksicht auf die jährlichen 60 Thaler in erstaunender Weise mehrte: — Knaben und Mädchen untereinander, kamen; alle schön, blondlockig und rothbackig; belebten die kleine Wohnung, ergötzten die Mutter und ärgerten den Papa.

„Wie der Pelzmärte und das Christkind“, blieb das seltsame Paar fortwährend anzuschauen.

Als zum sechzehnten Mal Eva's Hochzeittag wiederkehrte, bettete man das neunte Kindlein in die alte Wiege, in der Eva's Großmutter schon den ersten Lebenstraum geträumt, und die die Stiefmutter großmüthig ausgeliefert, weil keine denkbare Möglichkeit war, sie selbst noch gebrauchen zu können.

Neun Kinder und 60 Thaler, für ein Jahr von dreihundertundfünfundsechzig Tagen! Und Eva lächelte doch noch dem neuen Ankömmling entgegen, so liebevoll wie einst dem ersten. Da lag sie auf dem schmalen reinlichen Lager in der kleinen Kammer und schaute in der glückseligen Mattigkeit einer jungen Mutter mit ihrem alten lieblichen Lächeln auf das Kindlein, das fast eingehüllt war von dem Schleier ihrer aufgelösten goldnen Haare. Draußen aber in der Wohnstube stand der Schulmeister und sah den eben gedeckten Tisch an. Neun Teller und die Eine Schüssel mit dem spärlichen Mahl! So ganz konnte man ihm den unterdrückten Seufzer, das gelinde Knurren nicht verdenken, mit dem er von dem Bette seines schönen, glücklichen Weibes weggetreten war.

Und doch wuchsen und gediehen die Kinder, bei Mehlsuppe und Brei von Ziegenmilch. — Außer dem Nebenerwerb der flottbezahlten Musikstunden à ein Batzen das Stück und dem Notenschreiben erhielt der Schulmeister, wie schon bemerkt, für seine Leistung als Gehilfe des Organisten, eine Besoldung von zwölf Thalern, — immerhin eine schöne Zubuße! Die Buben wuchsen auf unter dem Sonnenschein des klaren Mutterangesichtes, unter dem Sturm und Regen der väterlichen Püffe und Schelte. Auch der Mutter wuchs allmählig eine Hilfe heran in dem ältesten Töchterlein Luise.

Es war ein eigenthümliches Kind, diese Luise, von stillem und sinnigem Wesen, „gar nicht wie die andern," meinte die Mutter oft kopfschüttelnd, obschon ihr die stille Weise dieses Kindes inmitten des Lärms der andern wohlthun mußte. Der Mutter reiches Goldhaar hatte Luise wohl geerbt, nicht aber das strahlende Lächeln und die glänzend schwarzen Augen. Ihre blauen Augen blickten gar still und ernst, aufmerksam

auf den Wink der Mutter, auf jedes Bedürfniß der Geschwister; aber daneben hatte denn doch das Kind eine Welt für sich, in die eines der Ihrigen recht hineinschauen konnte. So gar still, wie in tiefen Traum versunken, saß sie oft an der Wiege des Kleinen, oder mit der Arbeit draußen unter dem alten Apfelbaum, dem Stolz der Familie, der einen Theil des „Berges“ beschattete.

Dem Vater, obwohl sie Ernst und Stille mehr von ihm zu haben schien, war sie ganz fremd und unverständlich, vielleicht eben weil ihre sanfte Ruhe wie ein stiller Vorwurf für sein heftiges, unwirsches Wesen war; trotz des besten Willens konnte sie ihm nie etwas zu Danke machen. Die Mutter hatte das Kind lieb, wie sie alle lieb hatte; aber ihrem klaren, heitern, durch und durch praktischen Sinne widerstand Luisen's träumende Weise. Sie fühlte keine Sympathie für sie, und das immer bereite Lächeln, mit dem sie dem größten Unfug der Kleinen noch zusehen konnte, schwand, wenn sie in das ernste Angesicht, in den tiefen Blick des Kindes sah, der ihr stets ein gewisses Unbehagen erregte.

Die Geschwister aber, groß und klein, hingen mit voller Seele an ihrer Luise. Sie konnte so schöne Sträußchen binden, so herrliche Kränze flechten aus dem magern Ertrag des Berges, aus gesammelten Feldblumen; sie konnte Abends im Dämmerlicht mit ihrer leisen Stimme so wunderbare Märchen erzählen; sie konnte so sanft trösten und die Thränen trocknen, wenn der Vater gar zu rauh gewesen und die Mutter nur lachend den leidigen Trost wußte: „Ach was, das thut Dir nichts; hast's diesmal nicht verdient, so ist's ein andermal.“

Mit Hilfe Christoph's, des ältesten Bruders, hatte Luise unter dem Apfelbaum eine Rasenbank gemacht und Veilchen

und Reseda darum gepflanzt; da saß sie gern, am Feierabend, beim Betglockenläuten mit gefalteten Händen und schaute in den blauen Himmel. Wenn der Vater kam, sprang sie erschrocken auf und faßte auf gut Glück irgend eine Arbeit an; die Mutter that, als sähe sie es nicht. Die kleinen Geschwister aber kamen sachte herzu; denn das war die Stunde, wo Schwester Luise ihnen vom lieben Gott erzählte! — Die Mutter fand dazu keine Zeit und der Vater meinte, er schulmeistere genug den ganzen Tag, Abends wolle er Ruhe. — Dann faltete sie ihnen die kleinen Hände, lehrte sie schöne Gebetlein und sagte ihnen von dem Himmel und den seligen Engelein. Und die Kinder wollten immer noch viel mehr wissen: Wie groß denn eigentlich die Welt sei, auf der der Berg liege, und ob der liebe Gott auch unten hinunter sehe, wenn die Welt eine runde Kugel sei? Was denn die Engelein für Kleider trügen, weiße oder goldige? Und ob sie denn nicht fallen, wenn sie so auf den Wolken herumsteigen müßten? Das allein wollten sie der Schwester nicht glauben, daß das Singen und Harfenspiel der Engel im Himmel noch schöner klinge, als die große Orgel, wenn sie der Vater am Sonntag spiele.

So wurde Luise fünfzehn Jahr, die ältern Brüder waren alle draußen. Schulmeister sollte keiner werden; das war des Vaters unabänderlicher Wille, als ob es in keinem andern Stande möglich wäre ein kleines Einkommen und neun Kinder zu haben! Der eine war in der Lehre bei einem Musikus, der andere bei einem Kaufmann, der dritte bei einem Buchbinder. Eva's verschmähter Gatte, der stattliche Herr Raidwanger, der längst eine vermögliche Wittwe geheiratet, aber kinderlos war, hatte sich in seltener Großmuth erboten, einen ihrer Jungen unentgeltlich in die Lehre zu

nehmen. Wollte aber der Vater keinen Schulmeister, so wollte Eva keinen Schneider; Buchbinder aber erschien ihr als ein so anständiges Gewerbe!

Luise war stiller und ernster als je, seit das Jüngste, ihr Liebling, ihr Pflegling hinausgetragen worden war, und draußen auf dem Kirchhof unter einer blumigen Decke schlief, wo sie ihm kein Wiegenliedlein mehr summen durfte. Mehr und mehr fühlte sie sich allein in der Heimat, und wenn sie nach der Dämmerstunde vom Apfelbaume hereinkam, sah man beim Licht der kleinen Lampe oft Thränen in ihren Augen glänzen.

Nur Eine Stätte fand das stille Kind, wo sie sich so recht am Platze fand, und das war eine trübselige, freudlose, ungute Stätte für jedes andre Auge; es war der hölzerne Schemel zu den Füßen des Lehnstuhls in dem kleinen Häuschen, wo ihr Großvater, der alte Schuhmacher, seine gebrechlichen Glieder ausruhen ließ. Dieser Lehnstuhl und der Schemel in der Ofenecke war ihr eine Heimat des Friedens, unerreichbar selbst für das Keifen und Schelten des unholden Weibes, die nicht genug schimpfen und klagen konnte über den alten Faulenzer, der sein Brod mit Sünden esse.

Der Schuhmacher hatte nur Einen Trost, nur Eine Zerstreuung, nur Eine Freude, den Trost derer, die mühselig und beladen sind: — die Bibel, und Luisen that sich in den wenigen Stunden, die ihr zur Pflege des Großvaters vergönnt waren, eine Welt auf, in der allein ihre stillen Gedanken eine Heimat fanden.

Die Mutter freilich kam oft zum Großvater und bat ihn, „das Mädchen nicht noch zu bestärken in diesem duseligen Wesen; sie wisse wahrhaftig nicht, was sie wolle, es thue ihr

ja niemand was zu Leide.“ „Laß sie gewähren!“ bat der Vater die Zürnende, die mit ihrem Kleinsten ihren heitern Sinn verloren zu haben schien, — „sie hat ein gutes Theil erwählt.“

Minder nachsichtig aber als die Mutter, waren die Basen, Eva's Schwestern, die zwar ihre schwesterliche Theilnahme bis jetzt nur in Klagen und Schimpfen über Eva's unendlichen Kindersegen dargelegt hatten, ohne daß sie jedoch etwas zu ihrer Erleichterung gethan.

„Das Mädchen müßte mir aus dem Hause,“ entschieden sie, als Luise bald siebzehn war. „Dir wächst die Marie heran, die Luis soll in ein rechtes Geschäft, wo ihr das duselige Wesen vergeht und wo sie etwas verdient; im goldnen Löwen sucht man ein Stubenmädchen, da soll sie sich melden.“

Luise wurde dort gern angenommen. Trotz ihrer Jugend schien sie sehr gesetzt, war so hübsch, so nett gekleidet, in dem kinderreichen Haus gut hergeschult, und die Sauberkeit und Ordnungsliebe der Schulmeisterin war sprüchwörtlich.

Sie hatte daheim nie viel Lärm gemacht und doch war es, als sei ein Licht im Elternhause erloschen, seit das stille Kind fort war. Der Schulmeister knurrte, näselte und prügelte nach wie vor, nur ein bischen mehr, unten in seinem Reich. Die Mutter wusch, säuberte und schaffte oben nach wie vor, nur ohne Singen. — Schwester Marie und drei kleine Blondköpfe trieben in dem kleinen, saubern Gemach ihr Wesen wie sonst auch, — aber es war doch anders worden; die Geige hing mit drei Saiten an der Wand, das heisere Clavier war verstimmt und knurrig wie sein Herr.

Wenn Luise zuweilen Abends kam und den Kindern einen Leckerbissen aus dem Wirthshaus brachte, so kehrte die Freude wieder bei diesen ein; die Mutter ließ sie dann gern in der Schwester Obhut, um nach dem alten Vater zu sehen, dessen freudlosem Hause ein dunkler Gast nahte.

Die Stiefmutter starb, und jedermann beklagte den alten Mann, daß sie nicht schon zehn Jahre früher gestorben sei; „jetzt hilft's ihn nichts mehr". Ach freilich half es ihn nichts mehr. Die beigebrachten Söhne des bösen Weibes brachen wie Geier in die Wohnung ein, machten auf alles ihr Eigenthumsrecht geltend, so daß dem alten Manne nichts blieb, wo er sein Haupt im Frieden betten konnte.

„Komm' Du mit mir, Großvater," bat Luise, die gekommen war, nach ihm zu sehen, und die den alten Mann mit gänzlich gebrochener Kraft in seinem Lehnstuhl sitzend fand, wo er schweigend alles geschehen ließ; „komm' zur Mutter, die verläßt Dich nicht, und ich will doppelt arbeiten, daß es Deinem Alter nicht fehle."

Einen langen, langen mühseligen Weg gingen die beiden, der alte Mann auf das junge Mädchen gestützt, bis sie endlich hinaufkamen zur Wohnung des Schulmeisters und eintraten in die kleine Kammer, wo Eva, nicht mehr die rothwangige, blühende Eva, schon im Schlaf lag und der Schulmeister noch Noten schrieb.

War Luisen wohl bang gewesen, wie der Vater aufgenommen werde daheim? Dann hatte sie den Eltern Unrecht gethan. „Der Vater, Eva!" rief der Schulmeister, und Eva die den leisen Schlaf hatte, der sich an Kinderwiegen lernt, sprang auf, und als sie den alten, müden Vater erkannte, fiel sie ihm lautweinend um den Hals und führte ihn auf

ihr eigen Lager, wo sie ihn mit sorgsamer Hand entkleiden half und warm bettete.

Lang und tief war der Schlummer des alten Mannes, so lang, daß sie alle glaubten, es sei sein letzter; als er aber endlich wieder aufwachte, da war ein seltsamer Wandel mit ihm vorgegangen.

Die letzte Vergangenheit, all' die Trübsal seiner späteren Jahre schien weggewischt aus seinem Sinn; lächelnd tändelte er mit den Enkeln, die, erfreut über etwas Neues, verwundert des Aehne's Bett umstanden, gab Eva freundlich kurze abgebrochene Antworten im Tone eines Kindes: er war wieder zum Kinde geworden.

Sein alter Lehnsessel war fast das einzige, was ihm die Kinder von seinem Besitzthum retteten. Da saß er denn, zufrieden und vergnügt wie ein Kind, vom Morgen bis zum Abend. — War sein Geist, der rechte, lebende, fühlende, bewußte Geist der Erde schon entrückt oder lag er in tiefem Schlummer verwahrt bis auf den Tag des ewigen Erwachens?

Luise war zuerst trostlos, als sie den verehrten Großvater so wieder sah; ruhiger nahm es die sonst so lebhafte Eva, mürrisch, wie alles, der Schulmeister hin; doch fand er es natürlich und selbstverständlich, daß der Vater bei ihnen blieb, daß in der Ecke, wo sonst die Wiege gestanden, nun der Lehnstuhl stand mit dem alten Kinde.

Die Schwestern hielten denn doch für ihre Schuldigkeit, etwas zum Unterhalte des alten Mannes beizutragen, und Luise fand in ihrer kindlichen Liebe die Energie, die ihr sonst gefehlt. All' ihren Verdienst brachte sie der Mutter für den Großvater; jede freie Stunde, die andere Mädchen auf Tänze

oder Spaziergänge führte, brachte sie bei ihm zu; sang ihm seine Lieblingslieder, sagte ihm die Sprüche und Gesänge, für die er noch ein halbes Verständniß bewahrt hatte; hätschelte und pflegte ihn, wie es ihm so wohl that.

Aber bleicher und bleicher wurde das Mädchen, und ihr sonst so stilles Wesen zeigte eine seltsame, hastige Befangenheit. Das bemerkte freilich nur die Mutter, und diese kaum. Sie, die die Tochter nie verstanden, hielt auch diese Veränderung wieder für eine von den „seltsamen Launen" des Mädchens, die man ihr baldmöglichst aus dem Kopf bringen müsse, und als Luise sie einst mit Thränen bat, sie vom Gasthof wieder heimzunehmen, wurde ihr Ansinnen kurz und trocken abgewiesen. Mit schwerem Herzen und nassen Augen sah Luise zu dem kindischen Großvater hinüber; der hätte sie verstanden, wo Vater und Mutter sie verließen.

* * *

Im goldenen Löwen war seit einigen Wochen ein junger Maler eingezogen, der die schöne, noch wenig bekannte Gegend für seine Mappe ausbeuten wollte. Luise war im Dienst je und je auf sein Zimmer gekommen. Sein freies, fröhliches Wesen hatte allmälig ihre Schüchternheit besiegt; bewundernd schaute sie seine Skizzen an, aus denen sie erst ihre Heimat kennen lernte, sie selbst, das arme Kind, war ja kaum eine halbe Stunde weit vom Städtchen gekommen; gern lauschte sie seinen Erzählungen von seinem heitern Wanderleben. — In ihr mühevolles, arbeitsames Leben fiel es wie der bunte Schimmer einer Märchenwelt, es regte eine Fülle von Gedanken und Träume in ihr an, die sie verbarg wie einen heimlich gefundenen, köstlichen Schatz.

Und als der Maler länger und länger verweilte, und die Gegend immer reicher und ausgiebiger fand; als er ihr Abends manchmal ein Liedchen sang auf seiner Guitarre; als er leise, süße Worte in ihr Ohr flüsterte, — o wie wunderbar und schön war da das Leben und die Welt und die Zukunft.

Luise war ein einfaches Kind, gar still und sittig erzogen, sie wußte nichts anders, als daß der sie liebe, sie auch zum Weibe heimführen wolle; — freilich kam es ihr als eine unerhörte Herablassung vor, er, der schöne, begabte Künstler, sie das arme, schlichte Kind, so einfach, so unwissend! Und doch, er selbst hatte ihr ja gestanden, daß er arm sei und armer Leute Kind; er selbst hatte oft gesagt, wenn sie mit ihrer zierlich ordnenden Hand Licht brachte in das Chaos seiner kunterbunten Malerwirthschaft, wie lieblich es sein müsse, so ein sorgsames Weibchen daheim schalten und walten zu sehen, — und war der Vater, der so herrlich die Orgel spielen konnte, nicht auch etwas wie ein Künstler, war der Rangunterschied zwischen einem Maler und einer Schullehrerstochter so gar groß? So füllte sie in Gedanken allmälig die Kluft aus, die sie von dem Geliebten trennte; ein Leben der Arbeit, der Armuth, der Entbehrung fürchtete sie nicht; sie malte sich ein kleines, zierliches Häuschen aus im Grünen, wo sie ordnen und walten durfte, und alles freundlich bereit halten für den Geliebten, bis er heimkehrte von seinen Wanderzügen.

Die Träume des guten Kindes waren nicht alle die lautere Poesie; sie träumte nicht nur von goldenen Frühlingsmorgen und stillen Mondnächten an der Seite des Theuren, sie dachte auch recht mit Genuß an selbstgesponnene Leinwand, von der sie dem mangelhaften Weißzeug des Malers auf-

helfen wolle, das längst ein Dorn in ihrem sorgsamen Auge war, an heimliche Arbeit, aus deren Erlös sie ihm seine Leibgerichte verschaffen könne. Ach, welch' reiche Welt drängte sich in die wenigen Minuten, die sie sich gönnen durfte für ihre Träume!

Und als sein Werben dringender ward, seine Worte glühender und bedeutsamer, — da gab sie die unschuldigen Gedanken ihres Herzens kund und meinte tieferröthend, mit niedergeschlagenen Augen: „der Vater werde am Ende die Heirat schon zugeben ....“ Die Verlegenheit des Künstlers, die flüchtigen, halb scherzhaften Worte: „wie ein Wandervogel, wie er, noch lange nicht daran denken dürfe, sein eigen Nest zu bauen, das erneute Dringen und süße Flüstern, daß es auch eine Liebe gebe, um der Liebe willen, ein heimlich verborgenes Glück, um das Vater und Mutter nicht zu wissen brauchen“, — das öffnete ihr die Augen und sie sah, wie er's gemeint.

Mit einem unsäglich traurigen Blick aus ihren tiefen Augen machte sie sich los von dem Arm, der sie festhalten wollte, und sagte leise, trüb ihr Köpfchen schüttelnd:

„Wie Sie das meinen, weiß ich nicht; aber eine Liebe, die Vater und Mutter scheuen muß und das helle Tageslicht, die muß sich auch fürchten vor dem heiligen Auge Gottes.“

Und sie eilte in ihr Kämmerlein und weinte, und weinte; ihr war als ob sie sich todt weinen möchte.

Und die Liebe starb doch nicht; eins der tausend ungelösten Räthsel des Frauenherzens! Sie konnte innerlich doch nicht von ihm lassen, obgleich sie ein Grauen empfand vor seiner Liebe, ein um so tieferes, je mehr sie ahnte, daß diese Liebe, sündhaft wie sie in ihren Augen war, doch einen Bundesgenossen fand in ihrem eigenen Herzen.

Der Maler fühlte sich durch den ungeahnten Widerstand des Kindes, das er für so leichte Beute gehalten, nur mehr gereizt. Ihre Unschuld, ihre Trauer rührte ihn, aber nur als eine zufällige, anmuthige Erscheinung; ihr heiliges Gefühl für Sitte war eben auch ein Standpunkt, der überwunden werden mußte. Leichter Sinn, leichter Umgang und das Evangelium von der Emanzipation des Fleisches hatten in ihm längst jenes Gefühl untergraben; — jetzt, gerade jetzt erst mußte das Kind gewonnen werden. Vielleicht — das wußte er freilich noch nicht — aber vielleicht, wenn sich's thun ließ, belohnte er dann erst später noch ihre Hingebung und führte sie heim.

Luise rang mit ihrem Herzen und betete — und lauschte dazwischen auf die Tritte des spät heimkehrenden Malers; sie bat ihn abzureisen, — er blieb lachend, sah er doch an ihrer angstvollen Bitte, wie gefährlich er ihr war. Luise hatte von jeher zu viel, zu tief in ihrer Traumwelt gelebt, zu wenig eine Brücke gesucht, die sie mit dem wirklichen Leben verbunden, zu wenig sich bemüht, sich mit der Mutter recht zu verständigen, darum stand sie jetzt auch so allein mit ihrem schwachen Herzen, darum hatte dies Herz eine solche Gewalt über sie, selbst über ihre Gebete.

In dieser Zeit, wo sie kein Heil mehr sah als die Flucht, hatte sie zum ersten Mal die Mutter gebeten, sie heim zu nehmen, und war abgewiesen worden. Bei der Wirthin, die eine etwas rohe, aber rechtschaffene Frau war, konnte sie sich nicht entschließen, Hilfe zu suchen. Sie hätte geradezu den Maler anklagen müssen, vielleicht seine schimpfliche Ausweisung aus dem Hause veranlaßt, denn sehr großes Gewicht legte man nicht auf diesen Gast: — das konnte sie nicht. Und doch fühlte sie mehr und mehr ihren klaren Sinn, ihre

heiligen Vorsätze umnebelt und verdüstert wie in schwüler Gewitterluft; — sie wußte, daß der Maler kein Mittel scheuen würde, sie zu gewinnen, — da eilte sie noch einmal in banger Flucht vor ihm, vor ihrem eigenen Herzen spät Abends die steile Schloßtreppe hinauf. Sie wollte versuchen, in dem kindischen Großvater, der sie sonst so gut verstanden, ein Verständniß ihrer Lage zu erwecken und mit seiner Hilfe die Mutter bewegen, sie heim zu nehmen.

Sie öffnet rasch die Hausthüre, in der Wohnstube ist kein Licht. Da — in der Schlafstube sitzt der Großvater im Lehnsessel; aber er sitzt unbewegt, die weinende Mutter, die Muhmen, die Enkelein, die jammerten um ihren alten grauen Spielgefährten, — der Großvater ist todt! Mit einem Jammer, der den Muhmen übertrieben schien um den alten, kindischen Großvater, warf sich Luise vor der Leiche auf die Knie und legte ihr weinendes Haupt auf seinen Schoß. „Nun, nun," meinte Tante Marie, „der liebe Gott hat's wohl mit ihm gemacht; es war ein braver Mann und hat nicht viel Gutes auf der Welt gehabt: Du brauchst nicht so erbärmlich zu klagen, Luise, Du hast Deine Schuldigkeit an ihm gethan."

„Kommt jetzt herunter, Kinder, in die Schulstube," sagte die Mutter, „hier können wir doch nicht bleiben; komm mit, Luise."

Luise kam nicht mit. Ihr war, als sei bei dem Todten da ihre einzige sichere Heimat auf Erden; sie blieb auf den Knien vor ihm klagen wie ein müdes Kind.

Lange nachher kam die Mutter und rüttelte sie: „Luise, liegst ja da selber wie todt, das kommt von dem übertriebenen Wesen. Mach' daß Du hinunter kommst; der Wirth hat ge-

schickt, die Frau ist ja verreist, der Wirth muß den Abend noch fort zu seinem kranken Sohn, die Mägde sind bei der Wäsche, da wäre niemand im Haus als Du: sput' Dich!"

„Laß mich da, Mutter!" bat Luise, „laß mich wachen bei dem Großvater!"

„Was fällt Dir ein, Mädchen? Der Todte braucht Dich nimmer, drunten bist Du nöthig bei den Lebendigen. Gerade diesmal, wo die Frau verreist ist, kannst Du zeigen, daß Du ihr was nütze bist."

„Mutter, behalte mich da, gerade heute Nacht, behalte mich ganz!" bat das Mädchen wieder, sich ein Herz fassend, „Du weißt nicht," fügte sie zögernd hinzu, „von was ein armes Mädchen bedroht sein kann."

„So, ich weiß nicht?" fragte die Mutter ärgerlich, sie, die nur Einen Kampf im Leben gekannt, die Flucht vor dem ungeliebten Manne, die sonst mit kühlem, hellem Sinn in der räthselhaften, unerschütterten Liebe zu dem unschönen Manne durchs Leben gegangen war.

„Das sind mir die Rechten, die immer in Gefahr sind! Einem rechtschaffenen Mädchen kann kein Mensch nichts anhaben; selbst wenn es ein Prinz ist, der Dir Unrechtes zufügen will, so gibst Du ihm eine tüchtige Ohrfeige und bist in Deinem guten Recht. Was Gefahr! Ich bin auch jung gewesen und vielleicht schöner wie Du. Aber das ist Dein überspanntes Wesen, wie meine Schwestern immer sagen; mach nur, daß Du fortkommst! Im Löwen wartet man auf Dich; geh', ich muß ja sonst nach dem Vater rufen."

Luise ging. Noch einmal sah sie bange in das blasse Gesicht des Todten. „Es ist wahr, Du brauchst mich nun nicht mehr," sagte sie leise. „Gut' Nacht, Mutter."

Sie ging und der Mutter war es, als solle sie ihr nacheilen und sie wiederholen, aber unten rief man sie. — Sie war nicht gewöhnt dunklen Gefühlen nachzuhängen, sie ging zu ihrem Mann und den Kindern.

Luise ging hinunter, nicht die Treppen, leise, langsam ging sie hinab die breite Straße. Es war eine laue, mondhelle Sommernacht, süßer Duft strömte aus den Gärten am Wege, da und dort sah man in einer Ecke des wenig betretenen Wegs ein junges Pärchen in geheimnißvollem Flüstern stehen. Die Stadt lag still, im klaren Mondlicht glänzte unten der See. —, Luise ging weiter mit leise bewegten Lippen und gefalteten Händen.

* * *

Der Morgen steigt so eigen auf über einem Hause, wo ein Todter ruht. Wo nicht ein schlafloses Auge die Nacht verweint hat, da erwacht man aus dumpfem Schlummer wie mit dem Gefühl einer schweren noch unverstandenen Last auf der Seele, bis uns das klare Bewußtsein des tiefen Leides aufdämmert, das uns geschehen.

Zu dem alten Mann im Schulmeisterhäuschen war der Tod als ein guter Bote gekommen und ein friedliches Bild beleuchtete die klare Morgensonne. Die Schulmeisterin selbst hatte den Vater bekleidet mit einem reinen, weißen Hemd und seine Hände zusammengefaltet. So lag er auf ihrem Bette wie ein Schlafender; sie selbst hatte in seinem Kämmerlein oben geschlafen.

Still umstanden Mutter und Kinder den stillen Todten. Da stieg es langsam, langsam mit schweren Tritten die steile Treppe herauf. Unbeweglich, wie gebannt, lauschten sie oben dem unheilverkündenden Tritte: so konnte nichts Gutes kommen.

Es waren drei Männer die eintraten, schweigsam, feierlich mit einer starren, verhüllten Gestalt, und sie leise, sacht niederlegten auf das Bett neben dem todten Greise. In entsetzlicher Angst riß Eva die Hülle von der leblosen Gestalt: — es war Luise, ihr Kind, die da lag stille und friedsam, wie mit einem leisen Lächeln. Im See unten hatte sie Schutz gesucht und Frieden; ein Vaterherz, das sie aufnehme, wo Vater und Mutter sie allein gelassen in dem schweren Kampf; Frieden und einen reinen Tod.

Niemand hätte wohl geahnt, was das stille Mädchen in den Tod getrieben, wenn nicht der Maler selbst in der ersten gewaltigen Erschütterung, eh' er hinauszog über die weite Erde, wie Kain, seine eigene Schuld verrathen hätte.

Da ward denn eine Weile viel geredet von dem Kinde, von dem im Leben niemand viel gewußt; sie ward gepriesen und besungen als eine Märtyrin der Unschuld und fast zur Heiligen erhoben.

Der Geistliche aber, der ein Gebet sprach an ihrem Grabe, legte ihr Leid und ihren Irrthum an das Herz des barmherzigen Hohenpriesters, der da richtet, nicht nach der That, die vor Augen liegt, wohl aber nach des Herzens innerstem Wollen.

Die Jungfrau ruht in demselben Grabe mit dem Greis, wie beider Angesicht derselbe Strahl des Friedens verklärte, der alles Leid überdauert. Die Geschwister haben die Veilchen und Reseden darauf gepflanzt, die sonst unter dem alten Apfelbaum geblüht. Die Mutter aber hat niemand mehr lächeln sehen.

Zwei Namensschwestern.

I.

Fränzchen Sebastiani.

Historische Erzählung.

„Alles wiederholet sich im Leben!" Trotz der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit der menschlichen Geschicke trifft sich zuweilen in ganz verschiedenen Zeiten und Lagen eine wunderbare Aehnlichkeit der innern Prüfungen und Lebensaufgaben, die denn freilich oft wieder in sehr verschiedener Weise gelöst werden.

So fand ich auf zufälliger Wanderung durch das Gebiet vergangener Tage zwei Frauen gleichen Namens. Jede hat auf ihrem eigenthümlichen Lebensweg die gleiche Klippe getroffen; der Ausgang aber ist bei beiden ein sehr verschiedener gewesen. Ich gebe ihr Bild, so wie ich es gefunden; wenn in der Darstellung der zweiten Franziska manches wiederholt ist, was ich in einer frühern Skizze erzählt, so war es nöthig, um ihr Bild vollständig zu geben.

Glücklich, wem vergönnt ist, in goldner Sommerzeit die blühenden Rheinlande zu bereisen! Ich habe dies Glück noch nicht genossen, und ich freue mich deßhalb, daß sie so vielfach,

so anmuthig besungen, so gründlich bereist und beschrieben worden sind; ich darf darum auch hoffen, es werde dem freundlichen Leser noch leichter als mir selbst werden, sich auf den Schauplatz der einfachen, wahren Geschichte zu versetzen, die ich einem gelehrten Forscher gern nacherzählen möchte.

Am Fuße des Berges, den die stattliche Festung Ehrenbreitstein krönt, zieht sich ein tiefes, romantisches, mühlenreiches Thal hin. Wie viel schöne Müllerinnen dort schon gehaust und die Augen neugieriger Touristen entzückt haben, weiß ich nicht. Eine aber, der vor Zeiten zwei dieser Mühlen zu eigen waren, steht mir als ein liebliches, wehmüthiges Bild vor der Seele. — Ihr Name war Fränzchen Sebastiani.

Ihr Vater, der Landrentmeister Sebastiani, war ein gar stattlicher Herr. Von einem untergeordneten Schreiberdienst hatte er durch Fleiß und Talent sich zu seiner jetzigen, ziemlich bedeutenden Stelle erhoben, und er schätzte diese Stelle nicht nur nach ihrer Bedeutung an sich, sondern auch nach all der Mühe und Anstrengung, die sie ihn gekostet. Einem schlichten, bürgerlichen Geschlecht entsprossen, war er von jeher der Prinz der Familie gewesen. Etwas durchaus Prinzliches lag nicht nur in seinen Manieren, sondern auch in seinem Geschmack für zierliche Kleidung und stattliches Hausgeräth; in der freien, fürstlichen Großmuth, mit der er lieber geben als nehmen mochte, und in seiner Abneigung gegen genaues Rechnen, wenigstens in eigenen Angelegenheiten. Gleich manchen Emporkömmlingen, besonders wenn sie viel Selbstgefühl zeigen, fehlte es Sebastiani nicht an Neidern und Feinden, nicht an Böswilligen, die prophezeiten: Hochmuth kommt vor dem Fall. Er selbst ließ sich das wenig kümmern. Er hatte die Waise eines wohlhabenden Kaufherrn heimgeführt, rich-

tete sich äußerst anständig und behaglich in seinem Hausstande ein, und sah recht in gemüthlicher Zuversicht dem Erblühen und Gedeihen seines Hauses entgegen, dessen wohlklingenden Namen, italienischen Ursprungs, er schon als verheißungsvoll für eine ehrenhafte Zukunft ansah.

Seine Söhne schienen aber den Vater, so hoffnungsvoller und sanguinischer Natur er auch war, nicht zu glänzenden Erwartungen zu berechtigen, obgleich er ihnen, zum Aergerniß der Mitbürger, um theures Geld einen eigenen Instruktor hielt. Eberhard, der Aeltere, fand viel mehr Freude am Hantieren im Feld und Garten draußen, als an der ruhigern Beschäftigung eines Gelehrten oder Kaufmanns, und Gottfried, der stete Gottfried, der that alles, was man ihn hieß; er hätte versucht König zu werden, wenn es der Herr Vater befohlen hätte. Aber leider thut's der gute Wille nicht allein auf der Welt, wenn eine so gemächliche Natur damit verbunden ist, und so war wenig Hoffnung, daß er es höher als zu einem gewöhnlichen Schreiber in der Kanzlei des Kurfürsten Johann Hugo bringen werde, in welche er als Lehrling eingetreten war.

Da war es denn kein Wunder, wenn Fränzchen, das einzige Töchterlein, des Vaters Stolz und Augapfel blieb, und das Beste dabei war, daß des Kindes Weise sich so holdselig und freundlich zeigte, daß ihr niemand ob dieses Vorzugs feind werden konnte, die Brüder am wenigsten, die doch zumeist die Zurücksetzung hätten empfinden können. Die Mutter, aus dem wohlhabenden Kaufmannshause an sorgfältiges Zurathehalten des Kleinsten, an knappe, strenge Sparsamkeit in den täglichen Ausgaben gewöhnt und von Natur ängstlichen und sorgenvollen Gemüthes, seufzte oft,

wenn dem Vater nichts reich und gut genug sein konnte für sein Töchterlein, das doch mit den tiefen himmelblauen Augen und den weichen, glänzend schwarzen Haaren am Ende im schlichtesten Kleid noch schön genug gewesen wäre. Fränzchen aber gehörte zu den glücklichen Naturen, die sich nicht verwöhnen lassen. Die Leckerbissen, die der Vater ihr mitbrachte, theilte sie mit den Brüdern. Sie stieg mit Eberhard auf die Felder hinaus und half ihm Raupen ablesen; sie malte Gottfried zierliche Anfangsbuchstaben auf seine Schreiben; sie brachte der Mutter lachend die feinen Schürzen und zierlichen Spitzenkragen, mit denen sie der Vater begabt. „Da, Mütterchen nimm's, wenn Du sie gern trägst; sie sind Dir nur ein bischen klein."

„Will nur sehen, zu was die noch bestimmt ist," dachte der Vater, wenn das Kind schon unter den Gespielen sein lockig Köpflein wie eine Königin trug. — „Schade, daß die nicht ein Knabe geworden, Herr Landrentmeister," meinte Magister Radius, der Fränzchen im Lesen, Schreiben und den Ziffern unterrichtet; „die hat einen Kopf zum Lernen, sie könnte Bischof werden!" — „Ja, Schade!" stimmte ihm der Vater bei. „Und doch," dachte er für sich hin mit feinem Lächeln, „und doch, wer weiß? Ein Mädchen kann noch über Schranken gehoben werden, die dem Manne unübersteigbar sind. Wer weiß?"

Fränzchen war bald sechzehn Jahre. Die Mutter war sehr geneigt, ihre Erziehung für vollendet anzusehen und ihr die häuslichen Künste beizubringen, die zur alten Zeit auch bei der unvergleichlichsten Anmuth für unerläßlich gegolten haben. Nicht so der Vater. Bei den Ursulerinnen in Metz, hatte er gehört, sollen junge Fräulein, zumeist adeligen Standes, in

allen, einem Frauenzimmer zuständigen Künsten und Wissenschaften, hauptsächlich in der französischen Sprache unterrichtet werden, — dahin beschloß er sein Fränzchen zu bringen. — Die Mutter seufzte zu diesem Plan. „Das geht über unsern Stand! Du wirst sehen, das thut nicht gut, sind uns ja die Leute jetzt schon feind genug. Es geht nicht für unser bürgerliches Haus." — „Dem Hause des Landrentmeisters kann eine fein erzogene Tochter nur zu Ehre und Freude gereichen," sagte der Vater stolz; „und weißt Du denn, ob das Kind bestimmt ist, seine Lebenstage in einem bürgerlichen Hause zu verbringen?" Es ging, wie es oft schon gegangen, wo die Ansichten der beiden Eheleute auseinanderliefen, — der gewaltige Strom seines Willens rauschte über das leise Bächlein des mütterlichen Wunsches dahin, und das Bächlein ward nicht mehr gehört.

Und Fränzchen? O, Fränzchen war jung und leichten Herzens. Die weite Reise in das schöne Frankreich hinüber, der Aufenthalt in einem Kloster, das immer für sie mit dem romantischen Zauber bekleidet war, den das Klosterleben, von ferne gesehen, für jede Mädchenphantasie hat; das junge Blut, dem jeder Wechsel ein Glück dünkt: das alles lockte sie hinaus; — sie machte dem Vater die Reise gar nicht schwer. Nur als es an das Scheiden ging von daheim, als die Mutter wieder und wieder sie umschlang und in ihr Gesicht blickte, als wollte sie es mit den Augen festhalten, da ahnte ihr, daß sie doch vielleicht an einem Wendepunkt ihres jungen Lebens stehe, und ihr Gesicht tief in das Tuch gedrückt, sah sie nicht die hämischen Blicke, mit denen die Nachbarn dem stattlichen Reisewagen nachschauten.

Aber die Welt draußen war schön, der warme Sonnen=

schein trocknete bald die Abschiedsthränen; es war alles so neu, so merkwürdig! Auch konnte man in Wahrheit dazumal auf einer Reise von Koblenz nach Metz fast so viel erleben, wie heutzutage auf einer Reise um die Welt.

Das große, dunkle, kerkerähnliche Klostergebäude schaute aber doch das Kind etwas unheimlich an, und als die schweren Pforten sich öffneten und wieder hinter ihr sich schlossen, als die kühle, kellerartige Luft sie anhauchte und sie die dunklen Gänge hinabsah, da hielt sie sich unwillkürlich fest am Vater. Etwas wie leises Grauen, wie bange Ahnung zog durch das junge Herz; sie wäre viel lieber mit dem Vater wieder zurückgegangen. Der aber tröstete sie mit allerlei schönen Verheißungen. „Gib nur acht, Kind, wie bald Du hier daheim sein wirst, wo alle so gut sind gegen Dich! Du sollst sehen, wie oft ich Dich besuche, und die Zeit geht unglaublich schnell. Im Mai nächsten Jahres wirst Du wiederkommen, und einen Einzug halten, wie eine junge Königin; die Brüder sollen Dir das Haus bekränzen." — „Ach, ja," lachte Fränzchen hell auf unter Thränen, „der trutzige Eberhard und der stete Gottfried, das sind mir die Rechten zum Kränze flechten!" Und sie überflog schon in Gedanken die trübselige Klosterzeit und sah sich einziehen daheim, wie eine junge Königin. — Wie gut ist's, daß uns die Zukunft verborgen bleibt!

Das Klosterleben war indessen gar so trübselig nicht, wie Fränzchen sich gedacht. Nach außen freilich ging die düstere Mauer mit vergitterten Fenstern, die innern Räume aber gegen den Garten waren freundlicher. Der Garten selbst mit seinen dunklen Laubgängen, mit den zierlich gepflegten Blumenbeeten, mit dem tiefen Weiher von einer hohen Taxuswand eingefaßt, war eine kleine Welt für ihre junge Phantasie. An Ge-

fährtinnen ihres Alters fehlte es nicht. Die jugendlichen Zöglinge, die aus der Welt kamen und großentheils bestimmt waren, wieder zur Welt zurückzukehren, wohnten besonders und bildeten einen eigenen kleinen Staat, aus dem sie nur mit geheimnißvoller Scheu hinüber blickten in die stille Welt der Nonnen, wenn sie die weißen Gestalten langsam in leisem Gespräch in den Laubgängen wandeln sahen, oder noch tief um Mitternacht die feierlichen Töne ihres Gesanges aus der Klosterkirche herüber vernahmen.

So hatte Fränzchen bald das Heimweh verloren, wenn sie auch nie der lieben Heimat vergaß. Sie freute sich der Lehrstunden, wo sie mit ihrem leicht erfassenden Geist bald bei den guten Nonnen für ein kleines Wunder von Talent galt; sie freute sich auch der Arbeitsstunden, wo unter Anleitung der Schwestern jene wunderbar zierlichen Schöpfungen unter ihren feinen Fingern hervorgingen, die heute noch als Klosterarbeit in allen Landen geschätzt und bewundert werden: jene buntfarbig mit Goldfaden und Seide gestickten Bildchen, Schneckenhäuser, daraus Klosterfrauen oder geistliche Herren hinter Glasscheiblein hervorschauen, phantastisch gekleidete Wachspüppchen, alle die Spielereien, die den guten Klosterfrauen zum Ersatz dienen müssen für den Wechsel und farbigen Schmuck des Lebens, dem sie entsagt haben. Und die Herrlichkeit, wenn die langsame Uhr im großen Saale das Ende schlug der Lehr- und Arbeitsstunden, und die junge Schaar züchtig und sittig abzog in den Garten, wo sie in ungehinderter Fröhlichkeit endlich die quellende Lebenskraft durfte aussprudeln lassen!

Schön auch waren die Dramen aus der Legenden- und Heiligengeschichte, welche die Mädchen zu festlichen Zeiten auf-

führen durften und die wochenlang ihre Phantasie in Anspruch nahmen; die vielen Heiligenfeste, zu denen sie Kloster und Kirche begränzten: — nein, es fehlte nicht an innerem Leben unter der stillen Hülle dieser klösterlichen Schule.

Fränzchen's Heiterkeit hatte nie etwas Lärmendes. Wie fröhlich sie sich auch tummeln konnte mit den Genossinnen, die stille Welt ihrer Träume, zu der niemand den Schlüssel hatte, war ihr doch noch lieber und eigner. Das Sanfte und Liebliche in all ihrer Fröhlichkeit machte sie auch zum Liebling der Klosterfrauen. Sie weilte gern in den Zellen, sah durch das enge Bogenfensterlein in den grünen Garten hinaus und träumte sich, wie es wäre, wenn sie nun ganz und im Ernste hier bleiben müßte für immer, bis sie mit innerem Jubel erwachte zum Bewußtsein, daß noch eine sonnenhelle, fröhliche Heimat vor ihr liege, eine Zukunft voll wunderbaren, nur halb geahnten Glückes. Und doch mochte sie immer wieder in der Zelle einsprechen, auf einem niedern Schemel zu Füßen einer ehrwürdigen Klosterfrau in ihr stillgewordenes Angesicht zu schauen und dem sanften Ton ihrer Rede zu lauschen. Das that sie am liebsten bei Schwester Klara, deren weißes, anmuthiges Gesicht mit den ruhigen Augen einem stillen, tiefen See glich, in dem sich nichts mehr spiegelt, als der ewige Himmel. Gar gerne hätte Fränzchen von ihrer Vergangenheit gewußt; Schwester Klara mußte so schön gewesen sein! Aber wenn sie je wagte, darauf hin auch nur leise zu fragen, sagte Klara mit ihrem stillen Lächeln: „Das laß Du ruhen, Kind, ich habe viel gelitten und geweint, durch eigene und durch fremde Schuld; ich habe die fremde mit meiner eigenen in's Meer der göttlichen Erbarmung versenkt. O Kind, wie ist's so gut, wenn es stille geworden ist!

Wie möchte ich Dir wünschen, daß Du eines Tages zurückkehren dürfest in diesen Ruheort! Gibt es denn ein köstlicheres Loos auf Erden, als hienieden schon den Frieden des Himmels zu kosten?" — Dazu schüttelte Fränzchen denn doch im Stillen das lockige Haupt. Sie dachte an das heitere, fröhliche Leben im Elternhaus, an das herrliche sonnige Land daheim am blauen Rhein, an allerlei noch nie empfundene und doch geahnte Herrlichkeit von Liebe und Liebesglück, die ihrer noch warten konnte, — und sie liebte das Kloster und die gute Schwester, wie man eine stille, schöne Winterlandschaft liebt, weil man weiß und ahnt, daß der blühende, goldene Frühling nachkommen muß.

Nicht so stillen Herzens war Schwester Ursula, deren hohe Gestalt und stolzer Schritt die andern immer mit geheimer Scheu erfüllte. Ein irdisches Feuer brannte noch in diesen düstern Augen, die sie mit eigenthümlichem Ausdruck oft auf das junge Mädchen heftete, dessen seltene Anmuth und Schönheit sich mit jedem Tage mehr zu entfalten schien. Schwester Ursula war in der Welt draußen eine Dame hohen Ranges gewesen und hatte nach dem Höchsten getrachtet. Verlassen, verrathen in dem Augenblick, wo sie geglaubt am Ziel ihrer Wünsche zu sein, hatte sie in bitterem Trotz den Schleier genommen, nicht in Sehnsucht nach dem Frieden des Himmels, und ihr heißes Herz verzehrte sich in glühendem Rachedurst, in geheimem Verlangen nach den Genüssen und Freuden, die sie geglaubt für immer zu verachten. Fränzchen fürchtete sich vor Ursula, obgleich diese sich gegen sie freundlicher als gegen alle andern bezeigte, und doch fühlte sie sich wieder zu ihr hingezogen, und doch lauschte sie aufmerksam den Schilderungen von glänzenden Hoffesten, von aller Herr-

lichkeit des Weltlebens, die in unbewachter Stunde hie und da den Lippen der Klosterfrau entschlüpften.

Eine wahre Erholung von dem gefährlich düstern Reiz, der im Umgang mit Schwester Ursula lag, bot der harmlose Verkehr mit Schwester Rosalie, der Pförtnerin des Klosters, einem Wesen von gewöhnlicherem Stoff, wie schon ihre breite, behäbige Gestalt und der etwas lautschallende Ton ihrer Stimme ankündigte. Zu Schwester Rosalie in ihrem Amt als Pförtnerin drang denn doch mehr ein Schimmer von der Außenwelt, und in grenzenloser Neugierde suchte sie ihre Kenntnisse davon zu erweitern und schloß deßhalb mit den jungen Zöglingen, die der Welt angehörten und zu ihr zurückkehrten, ganz besondere Freundschaft. Sie war als Kind schon in's Kloster gekommen; eine vornehme Pathe hatte sie in dies Asyl eingekauft und sie fühlte sich da vollkommen geborgen und zufrieden, so lüstern sie auch war, von den Verhältnissen draußen etwas zu vernehmen.

„Ich hab's gut hier, Kind," versicherte sie Fränzchen; „denn ich war ein armes Mädchen, mir hätte das Leben nichts gebracht denn Sorge und Noth. Die Eltern sind früh gestorben; meine Schwester ist draußen geblieben, die hat gedient, geschafft, gesorgt, geheirathet, das ist nichts als die liebe Mühe und Plage. Wie ruhig kann ich dagegen aufstehen; jeden Morgen ist mein Tisch gedeckt, und den Himmel nachher fast umsonst obendrein! Aber Du, Kind, Du hast eine glückliche Heimat und einen guten Vater, auf Dich wartet Glück und Freude genug, Du darfst Dich wohl freuen wieder hinauszukommen. Meinst Du denn, Schelmchen, der Vater habe am Ende schon etwas für Dich ausgesucht, he?"

Soweit dachte Fränzchen nicht, aber die Besuche des Vaters kamen in ihr friedliches Klosterleben wie ein frühlingverkündender Sonnenstrahl auf das Schneefeld. Und er kam oft, der Vater, so oft, daß die Mutter, der ihre zarte Gesundheit solche Reise nicht erlaubte, darüber manchmal heimlich seufzte, da sie wußte, wie er von seinen Neidern und Feinden scheel angesehen wurde ob solcher häufigen und kostbaren Reisen, während welcher er die Verwaltung seines Amtes in fremden Händen lassen mußte. Fränzchen kümmerte das nicht; mit strahlendem Angesicht flog sie dem geliebten Vater entgegen, so oft sie den willkommenen Ruf in's Sprechzimmer erhielt, und entfaltete vor ihm all' die Kunstfertigkeiten, die sie bei den Klosterfrauen gelernt. Und mit welchem Entzücken und väterlichem Stolz betrachtete er sein liebliches Kind und lauschte den Tönen ihres Gesanges! Wahrlich sein Fränzchen däuchte ihm eine Perle, nicht zu gering, um eine Krone zu schmücken!

Er kam nie ohne allerlei Geschenke zum Schmuck der Kirche, noch ohne Gaben für Fränzchen selbst, obgleich Putz und Schmuck den jungen Klosterzöglingen untersagt war. Aber bald war es ein köstliches Gebetbuch in Sammt mit Gold verziert, bald ein Rosenkranz von besonders feiner und kunstreicher Arbeit, ein Kruzifix in Elfenbein geschnitzt, oder schön gemalte Bilder zum Schmuck ihrer Zelle: — nichts dünkte ihm zu schön und zu kostbar für sein Fränzchen; keine der stolzen Fräulein aus edlem Geschlecht soll sich bevorzugt fühlen vor seiner Tochter.

An einem sonnigen Februartag kam er wieder vor die Klosterpforte; auch in Fränzchen's Herzen regte sich unter dem Schnee das keimende, frische, junge Leben, und sehnsüchtiger

als sonst fragte sie den Vater, dessen Stirn ihr diesmal etwas umwölkt schien, wie sie es sonst nicht von ihm gewöhnt war beim Wiedersehen: „Wann kommst Du denn mich mitzunehmen?“ — „Bald, mein Herzchen, bald,“ tröstete dieser, „noch drei Monate vielleicht; dann meint die Frau Oberin, Du habest alles erlernt, was das Kloster bieten kann. O Herzchen, Du kannst Dich nicht halb so darnach sehnen, wie die Mutter und ich. — Siehst Du, ich kann nicht lange ohne Dich sein, und doch fühl' ich wohl, daß das viele Reisen nichts taugt, ich muß gar zu oft das Amt in fremden Händen lassen. Aber nur noch ein bischen Geduld, es wird dann nachher um so schöner.“ — „O freilich,“ lächelte Fränzchen getrost und fügte dann schelmisch hinzu: „Der Gottfried soll nur anfangen Laub sammeln, wenn es grün wird, sonst wird er nicht fertig mit den Kränzen, bis ich heimkomme.“ — Und sie schied von ihm in Lächeln und in Thränen, in fröhlicher Hoffnung fröhlichen Wiedersehns. —

Wenige Wochen waren seit diesem Besuch verflossen, als Fränzchen aus der Lehrstunde in's Sprechzimmer gerufen wurde. Was sollte ein so unvermutheter Besuch bedeuten? Die Jugend denkt von zwei Möglichkeiten gewiß nicht an die traurige. Erwartungsvoll, mit klopfendem Herzen und glühenden Wangen eilte Fränzchen hinüber; kam denn jetzt schon der Vater, um sie holen?

Es war nicht der Vater, nur der stete Gottfried, den Fränzchen nicht mehr gesehen, seit sie das Vaterhaus verlassen. „Du bist's, Gottfried?“ rief sie erschrocken, „ist doch nicht die Mutter krank?“ — „Nicht gerade,“ sagte Gottfried zögernd. — „Oder der Vater?“ — „Auch nicht eben,“ sprach Gottfried wieder, „aber ich soll Dich abholen.“ —

„Warum so auf einmal, und warum denn Du?" fragte Fränzchen ängstlicher, „warum der Vater nicht?" — „Er kann nicht wohl, weil er eingesperrt ist," sagte Gottfried traurig. — „Der Vater, unser Vater?" rief Fränzchen todesbleich und faßte Gottfried am Arm. „Aber warum?" — „Drum ist auf einmal eine Kommission gekommen und hat den Stand der Kasse untersucht, da haben fünftausend Reichsthaler gefehlt; wo die sind, weiß niemand. Der Vater war in letzter Zeit so oft abwesend, aber er ist jetzt in Untersuchungshaft droben auf der Festung."

Zitternd lehnte sich Fränzchen an Schwester Klara, die nach der Klostersitte als Aufseherin bei der Unterredung war. „Erschrick nur nicht so arg," bat Gottfried ängstlich; „ich wollte Dir's ja schonend beibringen, und an's Leben wird's ihm doch nicht gehen." — „An's Leben wegen eines Kassenrestes?" fragte Fränzchen auf's neue erschrocken. — „Deßhalb gerade nicht, aber sie haben ihn ja auch hochverrätherischer Verbindung mit Frankreich beschuldigt. — Die vielen Reisen nach Metz . . ." — Fränzchen hatte sich wieder aufgerichtet, sie war noch todesblaß, aber sie schien ruhig. „Es ist gut, Gottfried, in einer Viertelstunde bin ich bereit," sagte sie ruhig.

Schwester Klara nahm sanft das bleiche, gesenkte Antlitz in ihre Hände und sah sie mit ihren stillen Augen an. „Fasse Dich, mein liebes Kind," sprach sie mit ihrer immer gleichen, leisen Stimme; „es geht alles vorüber, und ist alles, was auf Erden geschieht, nicht so viel Leid werth." — Fränzchen schüttelte wehmüthig das Haupt und machte sich sanft los; dann ging sie hinüber, thränenlos, betäubt, fast wie im Traum, um sich zur Reise fertig zu machen.

* * *

Das stattliche Wohnhaus des Landrentmeisters Sebastiani hatte sonst schon von außen dem Vorübergehenden gezeigt, daß hier Wohlstand und Behagen wohnen. Durch geöffnete Fenster erblickte man zur schönen Jahreszeit etwas von den heitern, geschmückten Wohnzimmern; der zierliche Erker war reichlich mit Blumen geschmückt, und durch die künstlich geschnitzte Pforte sah man häufig fröhliche Besuche ein- und ausziehen, vom Hausherrn mit gastlicher Höflichkeit geleitet.

Heute aber hatte es all' dies heitere Ansehen verloren. Kaum sollte man denken, daß sich dem todten, steinernen Gebäude eine Spur des Jammers aufdrücken könne, der durch seine Mauern gegangen, und doch war es so. Die Vorhänge und Fensterblenden waren herabgelassen; die verwelkten, verdorrten Blumenstöcke im Erkerfenster zeigten, daß keine pflegende Hand sich ihrer angenommen; die Hausthüre war verschlossen, das Haus schien wie ausgestorben. Vorübergehende schauten scheu, mit ängstlicher Neugier hinauf nach den Fenstern, an denen sich keiner der Bewohner blicken ließ.

Einmal öffnete sich die Pforte doch, nicht um einen Gast einzulassen, wohl aber das eigene Kind des Hauses, das in der Abenddämmerung leise und verstohlen, um der neugierigen Menge nicht aufzufallen, an des Bruders Seite ankam und an die Thüre der Heimat klopfte. Wo sonst ihr alles mit Jubel entgegen geeilt wäre, da schlürfte jetzt nur der schwere Tritt der alten Magd Sabine, die allein noch von der andern Dienerschaft in dem Hause des Unglücks geblieben war; geräuschlos öffnete sie die Thüre und ließ die Längsterwarteten ein. „O Jungfer Fränzchen, Gott sei

gelobt, daß Sie da sind, die Mama kommt uns von Sinnen!" — So war der Einzug Fränzchens in das Elternhaus!

Nicht als leichtes, fröhliches Vöglein, wie vor Zeiten, flog sie die Treppe hinan; leise, mit müdem Schritte stieg sie hinauf, durchschritt die ungeordneten Gemächer, die alle aussahen, als ob die Bewohner in plötzlicher Flucht vor einem Feinde sie verlassen, — keine ordnende Hand war darüber gegangen, seit an jenem Unglücksmorgen der Herr des Hauses war abgeführt worden in schmähliche Haft. Im innersten Zimmer saß die Mutter, in Trauerkleidern, in stumpfen Schmerz versunken, der erst bei Fränzchen's Anblick in lauten Jammer ausbrach. „O Du armes, armes Kind, so kehrst Du wieder!" schrie sie auf.

Lange hielten sich Mutter und Tochter umschlungen, ohne sprechen zu können; endlich machte sich Fränzchen sanft los, streichelte zärtlich und tröstend die eingefallenen blassen Wangen der Mutter, und wagte leise zu fragen: „Und wie geht es dem Vater?" — „Ich weiß nicht," antwortete die Mutter kurz und düster. — „Gar nicht, Mutter?" fragte Fränzchen dringend. „Die Veste ist ja nicht so fern, hast Du nicht erfahren können, wie er das Schreckliche überstanden, ob er gesund geblieben, wie seine Haft ist?" — „Ich weiß nichts," wiederholte trübe die Mutter. — „Habt Ihr denn gar nicht nach ihm gefragt, nicht versucht, ihm etwas zur Erleichterung seiner Haft zu senden?" — „O Kind," brach endlich die Mutter aus, mit einer Heftigkeit, die der zarten, schwachen Frau sonst fremd war; „Kind, quäle mich nicht mehr, ich kann nichts davon hören, ich kann's nicht tragen, daß der Name, der jetzt der meine ist, der Name meiner

Kinder, mit Schuld und Schmach bedeckt sein soll! Ein ehrenhaft Geschlecht war das unsere, bis zu den fernsten Ahnen zurück, und er hat mich so betrogen! Ich habe ja all' den Glanz und Staat nicht verlangt, mit dem er mich umgeben, ich wäre ihm willig gefolgt in Stille und Dürftigkeit, wenn's hätte sein müssen; aber mich so zu täuschen, daß man mit Fingern auf uns deutet, wo uns ein Christenauge sieht! Nein, ich trage es nicht, ich kann's ihm nicht verzeihen; o, ich wollte, die Erde thäte sich auf, mich zu verschlingen!"

Mit großen, erstaunten Augen, die am Ende unsäglich traurig blickten, sah Fränzchen die Mutter an. „Mutter," sagte sie endlich mit tiefem, innigem Ton, „liebe Mutter, Du bist krank, so könntest Du nicht im Ernste reden. Mutter, hast Du denn nicht versprochen, ihm treu zu bleiben in Freud' und Leid?" — „Ich sage Dir ja," entgegnete die Mutter, immer noch heftig, „ich hätte Armuth und niedrigen Stand mit ihm getheilt —". — „Ja, und wenn er krank geworden, so hättest Du ihn treulich gepflegt und wärest, wenn auch schwach und müde, nicht von seinem Bett gewichen!" — „Krankheit ist ein unverschuldet Leid," fiel die Mutter ein. — „Und die Schuld, Mutter, ist das nicht das größte Unglück von allem? Und in dem wolltest Du den armen Vater verlassen? Nicht bei ihm weilen wolltest Du mit Deiner Liebe, mit Deinem Gebet, wenn Du ihm nicht nahe sein kannst mit Pflege und Sorge? O liebe Mutter, Du kennst ja den Vater länger als ich; Du mußt wissen, daß er absichtlichen Betrugs, wissentlichen Unrechts nicht fähig ist. Wenn er gefehlt hat, wenn es nicht fremde Schuld ist, die er tragen muß, so hat er gefehlt durch die leichtherzige Großmuth seines

Wesens, in der er Dich umgeben wollte mit allem Glanz und Behagen, wie Du gewöhnt warst von Jugend auf, in der er uns die Jugend froh machen wollte und das Leben leicht. Er hat ja nicht für sich allein unrechte oder selbstische Genüsse gesucht; er ließ sich verleiten, durch seine prachtliebende, gastliche Natur, durch seine Scheu vor genauen Berechnungen, vor mühseligen Geschäften: — das war seine Schuld, die er jetzt so schwer büßt. Nun aber, wo alle Welt ihn verläßt, wo Reichthum, Ehre, Ansehen, Glück, alles unter ihm zusammengesunken, jetzt erst ist die Zeit, wo unsre Liebe sich treu und stark zeigen muß. Sie soll um ihn weinen und für ihn beten, bis Gott ihm zur Freiheit hilft, sie soll ihn aufrecht halten, ihn trösten, ihn reich machen in tiefster Armuth, wenn er uns wiedergegeben ist!"

Erstaunt, beschämt, sah die Mutter auf ihr beredtes, begeistertes Kind, das einst so heitere, sorglose, leichtherzige Fränzchen. Sie wußte nicht, daß für ein starkes, tiefes Herz Eine Stunde des Unglücks zu einer gewaltigeren Lehrerin werden kann, als Jahre des Glücks; sie wußte nicht, wie viel Fränzchen innerlich durchlebt, durchkämpft, durchdacht hatte auf der traurigen Reise vom Kloster in die Heimat. Aber sie zürnte dem Kinde nicht, das nun schüchtern, fast ängstlich zu der Mutter aufsah, gegen die es solche Sprache gewagt. Sanft faßte sie des Mädchens Hand: „Du hast recht, Kind; ach, ich habe es im Herzen gewiß auch so gemeint! Aber Du bist noch jung, Du kannst noch nicht so wissen, wie schrecklich es ist, in Menschenhände fallen. Gott helfe, daß nicht das Schwerste erst noch kommt!"

* * *

Nicht wie eine junge Königin war Fränzchen eingezogen! Ach, nicht als eine Königin, als eine demüthig Bittende machte sie die ersten Gänge wieder in der alten Heimat. Sie hatte nur einen Gedanken, der sie bewegte Tag und Nacht: den Vater zu befreien, oder sein Loos doch zu erleichtern. Sie ging von Thür zu Thür, von Haus zu Haus, zu Richtern und Schöffen, zu alten Bekannten und Freunden: — ein schmerzlicher Gang, ach, und ein fruchtloser! Glücklich, wenn sie doch Worte des Mitleids, gutgemeinte, leere Vertröstungen hörte und nicht bittere, beißende Reden: — „Wie man nun eben liegen müsse, wie man sich gebettet; wie man sich den härenen Rock gefallen lassen müsse, wenn man zu früh im seidenen stolzirt“. — Erleichterung für die Haft des Vaters, Erlaubniß, ihn zu besuchen, konnte sie nicht erlangen; das einzige, was ihr gestattet wurde auf inständiges Bitten, war, daß sie sich ihm zeigen dürfe unter den Fenstern seines Thurmes, ohne jedoch ein Wort mit ihm zu reden.

Die Familie hatte die stattliche Wohnung verlassen und ein kleines Häuschen der Vorstadt bezogen. Seit die Geschwister in tiefer Nacht — denn sie wollte sich nicht bei Tage sehen lassen — die Mutter in die neue Wohnung geführt, hatte sie die Schwelle nicht mehr überschritten; sie lag krank und siech daheim, und Fränzchen verließ sie nur einmal jeden Tag um Eines Ganges willen.

Den Berg hinauf, auf dem die stattliche Veste Ehrenbreitstein liegt, recht als sei sie nur zum ernsten Schmuck der schönen Gegend hingebaut, schritt jeden Tag früh am Morgen eine jugendliche Gestalt, nicht mit jugendlichen Schritten, sondern müde, langsam, gesenkten Hauptes; die Liebe allein konnte ihr noch Kraft geben zu dem schweren Wege. Fränz-

chen Sebastiani, Du junge Mairose, was hat Dich so früh schon geknickt?

Am Fuß der Schlüsselbergtreppe hielt Fränzchen an, dort, vor dem Bilde des ringenden Erlösers am Oelberg, „des Schweiß ward wie Blutstropfen;“ dort ruhte sie aus in innigem Gebete, um Kraft zu sammeln für den Gang. Sie hatte in frühern Tagen schon dies Bild angesehen, mit harmlosen Kinderaugen, in angewöhnter Andacht; sie hatte nie zuvor den ganzen Sinn der Worte erfaßt: „Vater, ist's möglich, so gib, daß dieser Kelch vorübergehe!“ Jetzt faßte sie ihn, aber die Schlußworte konnte sie noch nicht beten.

Nur einen leisen Ruf wagte sie, wenn sie oben am Fuß des Thurmes angelangt war, wo ihr Vater gefangen saß; sie durfte ja nicht mit ihm reden. Ach, es hätte keines Tones bedurft, ihm ihre Anwesenheit kund zu thun! War doch dieser Augenblick Licht und Stern seiner öden Tage und Nächte, und er harrte von der ersten Dämmerung an bis zu der Minute, wo er sein Fränzchen sehen durfte. Das erstemal freilich, da hatte er nicht am Gitter verweilen können; in namenlos bitterer Scham und Demüthigung hatte er sich weggewandt von dem Kinde, das den Vater in so tiefer Erniedrigung sehen mußte, und Fränzchen war in trostloses Weinen ausgebrochen, als sie den Vater, zu dem sie aufgeblickt wie zu einem höheren Wesen, in Ketten sah. Aber sie lernte ihr Herz bezwingen, sie kehrte wieder und kehrte täglich wieder; sie setzte sich auf den Rasen, und wenn sie konnte vor Weinen, so stimmte sie leise ein Lied an, dessen Töne der gefangene Mann einsog wie Himmelsthau. Sie lernten beide ihr Schweigen verstehen, und erst wenn die liebe Gestalt seines

Kindes verschwunden war, sank der Vater wieder zurück in die trostlose Oede seines Gefangnenlebens.

Fränzchen ging so früh, daß sie selten jemand anders begegnete, als den auf- und absteigenden Soldaten der Schloßwache; sie ging ungefährdet durch, gefei't durch den doppelten Zauber der Unschuld und Schönheit und des Unglücks. In stummer Ehrfurcht wichen die Kriegsleute zur Seite oder schlichen leise und schüchtern vorüber, wenn sie die Jungfrau in stillem Gebet vor dem Christusbilde sahen. Auch wußten sie wohl, daß keiner wagen durfte, sie zu stören; der alte Korporal Gerlach, der die Aufsicht über die Festungswache hatte, hütete das Kind von ferne wie seinen Augapfel und hätte sich schwer gerächt an jedem, der sie gekränkt hätte.

Einer aber, nicht ein Soldat, doch eine schöne, ritterliche Gestalt, der ging nicht vorüber an der Betenden. Er weilte, ungesehen von ihr, hinter einer Krümmung des Wegs, die ihn ihren Blicken verbarg, und versenkte sich tiefer und tiefer in den wunderbaren Anblick. Der Korporal bemerkte dies bald, eh' Fränzchen etwas von dem Beobachter ahnte; er wußte aber wohl, daß der seinem Kinde nichts zu leide thun würde und ließ ihn ruhig gewähren.

Dieser stille Zuschauer war Kurfürst Karl von Lothringen, der Nachfolger des Kurfürsten Johann Hugo, der vor nicht langer Zeit die Regierung angetreten. Seiner raschen, lebendigen Natur widerstand das steife, zwangvolle Hofleben; wo er konnte, machte er sich los und streifte einsam umher, um unbelästigt von Dienern die Schönheiten der Gegend zu ergründen. Die wundersamste Entdeckung war nun freilich die Jungfrau vor dem Christusbilde; er scheute sich, nach ihr zu fragen, wollte den süßen, geheimnißvollen Reiz ihrer Er-

scheinung erst auskosten, eh' er ihr irgendwie näher trat. Ein geistlicher Fürst war Kurfürst Karl; aber das Maltheser-Kreuz hatte das junge, rasche Herz, das leichte französische Blut, das in seinen Adern rollte, noch nicht so ganz zur Ruhe bringen können.

„Jungfräulein," redete eines Tages der alte Korporal Gerlach das stille Mädchen an, als sie wieder ihre tägliche Wanderung antrat, „Jungfräulein, auf wen setzt Ihr noch Eure Hoffnung für den Vater?" — „Auf den allmächtigen Gott allein," sagte Fränzchen mit tonloser Stimme. „Alle Menschenhilfe, den Beistand all' unsrer Freunde habe ich vergebens angerufen, ich habe nur Hohn und Verachtung gefunden. Sie sagen" — und Fränzchen's Stimme brach im Jammer — „es sei auf zwanzigjährige Kettenstrafe angetragen; helfen kann uns der Herr allein." — „Schön und gut, Jungfräulein, der Herr hilft aber gar oft durch Menschenhand. Wollt Ihr meinem Rathe folgen, so will ich Euch den Weg zu solcher Hilfe zeigen. Freilich," murmelte der Korporal für sich, indem er wieder die hohe Schönheit des Mädchens betrachtete, „würd' ich ihr den Rath auch geben, wenn es nun mein eigen Kind wäre in solch einsamer, schutzloser Lage? Der Kurfürst ist ein junger, schöner Herr, französisch Blut! — Nun in Gottes Namen," sagte er wieder laut, indem er in des Mädchens blaue Augen sah, aus denen ihm ein Himmel von Unschuld entgegen blickte, „in Gottes Namen versucht's!" Und indem er langsam mit ihr den Berg hinunterschritt, setzte er ihr den Plan auseinander, auf den er die Rettung ihres Vaters baute.

Es war damals in den sonnigen Märztagen, und über alle Lande, auch über das schöne Rheingebiet hatte König

Lenz seine Vorboten ausgesandt, und der goldige klare Sonnenstrahl goß in das traurige junge Herz, das wieder seinen alten, schweren Pfad ging, ein Fünklein Hoffnung und Leben. Fränzchen hatte ein Sträußlein früher Veilchen, sie durfte es dem Vater nicht bieten; sie wagte nicht, es hinaufzuwerfen zu dem Kerkergitter, aus Furcht, sie gehe dadurch des einen schmerzlichen Rechtes verlustig, das des Armen letzter Trost war. Nur zeigen wollte sie ihm die Blümlein, vielleicht daß sie auch einen Hoffnungsstrahl in sein Herz brachten. Sie selbst konnte ja heute nicht anders, sie mußte glauben, daß es besser werde. Ihr Herz war bewegt vom Frühlingshauch, bewegt von dem großen Vorhaben, auf das sie noch nicht wagte, ihre Hoffnung zu setzen. Und wieder kniete sie nieder an dem Heilandsbilde, aber nicht wie sonst so ganz versunken in Andacht und in Herzeleid; sie wandte den Kopf nicht, sie blickte nicht auf, und doch schien sie zu lauschen, bis ein leiser Tritt hinter ihr hörbar wurde.

Fränzchen erhob sich; ein schöner, stattlicher Mann, in seiner sorglosen Haltung und einfachen Kleidung doch den unverkennbaren Stempel fürstlicher Würde tragend, stand vor ihr. Es war Kurfürst Karl, sie erkannte ihn nach einem Bilde, das sie früher gesehen. Das Mädchen hatte sich viel schöne Worte ausgedacht, mit denen sie das Herz des Fürsten bewegen wollte: — es fiel ihr keines mehr ein, sie konnte nicht reden, ihr Herz klopfte so gewaltig; stumm überreichte sie dem Erstaunten ein Gnadengesuch für den Vater, das sie selbst aufgesetzt in französischer Sprache und mit der zierlichen Handschrift, die der Stolz ihrer Klosterlehrerin gewesen, reinlich geschrieben hatte. — Und der Kurfürst? Er hat wohl auch schon in Gedanken ganze Reden mit dem schönen traurigen

Kinde gehalten, sich gesehnt nach passender Gelegenheit sie anzusprechen, — und jetzt blieb er selbst stumm und wagte nicht, ihr nur die Hand zu bieten. „On fera reponse," war seine einzige Antwort, mit der er sich in's Gebüsch wandte. Ja, gewiß, es war etwas Wunderbares an diesem Mädchen.

Bebenden Schrittes eilte Fränzchen hinauf, sie konnte kaum. Warum klopfte ihr Herz so heftig? Athemlos und erschöpft, wie nie zuvor, sank sie auf den Rasen vor dem Thurm, so daß der bleiche Vater oben sorgvoll sich weiter als sonst herausbeugte. Fränzchen aber hob die Frühlingsblumen empor und grüßte ihn mit einem sanften Lächeln, und der Vater vergaß das Kerkerelend und allen drohenden Jammer; auch in seine Seele war ein Hoffnungslicht eingezogen mit der Tochter Lächeln und mit den Veilchen, die sie auf dem Rasen liegen ließ, so daß er den ganzen Tag noch das Sträußchen sehen konnte, bis es welk war am Abend.

*
* *

An demselben Abend, als der Gefangene seine müden Augen von diesen ersten Hoffnungsboten abwandte, zurück in die öde Nacht des Gefängnisses, — denn Licht wurde dem des Hochveraths Angeklagten nicht gestattet, — saß Fränzchen daheim bei Mutter und Brüdern. Sie konnte heute nicht wie sonst Versuche machen, die trübselige Mutter aufzuheitern mit einem frommen Liede oder mit Erzählungen aus der Stille ihres Klosterlebens, ihr Herz war gar zu bewegt. Sie hatte ihr nichts gesagt von dem kecken Schritt, den sie heute gethan, den Brüdern auch nicht; der stete Gottfried wäre viel zu ängstlich gewesen, und Eberhard, der Aeltere, war

gleich der Mutter seit des Vaters Unglück in dumpfen Trübsinn versunken. Es geschah so gar nichts mehr, das die Stille eines solchen Abends unterbrochen hätte; all' die Freunde, die sich sonst glücklich gepriesen, einen fröhlichen Abend im Hause des Herrn Landrentmeisters zuzubringen, hielten sich fern, nur hie und da sprach in der Dämmerung etwas scheu eine gute Bekannte ein. Der schweigsamen Frau gegenüber verstummte aber am Ende auch die wahre Theilnahme.

So saßen sie denn wieder still und traurig, wie so oft schon beisammen, da tönte die Hausglocke. — Welch' ungewohnter Schall! Fränzchen eilte zu öffnen; sie konnte in der Dunkelheit den fremden Mann nicht erkennen, der vor der Thür stand, ein schweres Kästchen in ihre Hand gab und mit den Worten: „Von seiner kurfürstlichen Gnaden“ — verschwand, eh' Fränzchen Zeit gefunden zu Frage oder Dank.

Leise trat sie in das Zimmer und stellte das wunderbare Geschenk auf den Tisch, an dem die trübselige Familie saß. In stummem Erstaunen starrten diese auf das zierliche Kästchen von Maser mit Perlmutter eingelegt, daran ein glänzender kleiner Schlüssel an feinem Kettchen hing. Fränzchen immer noch das einzige bewegliche Mitglied der Familie, öffnete das Schlößchen, der Deckel sprang auf: da lagen baare fünftausend Reichsthaler, der Betrag des Kassenrestes, der den ersten schweren Klagepunkt gegen den Vater gebildet, in glänzend neuen spanischen Pistolen. — Ein kleines Billet dabei verhieß, daß auch die weitere Untersuchung werde zum Besten gewendet werden.

„Was ist das?“ fragte die noch ganz erstarrte Mutter. — „Glück, lauteres, pures Glück!“ rief jubelnd Fränzchen, faßte in der hellen, überquellenden Lust ihres Herzens den steten

Gottfried und flog mit ihm um den Tisch in einem Walzer eigenster Erfindung, den sie nicht bei Schwester Klara im Kloster gelernt. Dann aber fand die Seligkeit ihres vollen Herzens einen heiligeren Ausdruck; sie setzte sich an's Positiv und ließ in einem herrlichen Jubelpsalm, der an den höchsten Klosterfesten gesungen worden, ihren Dank gen Himmel steigen. Nicht mehr Hoffnung, volle frohe Erfüllung lag ihr schon in der wunderbaren Gabe. —

Ihr Glaube hatte sie nicht getäuscht; der Kurfürst selbst sah die Anklageakten durch und erkannte die gänzliche Nichtigkeit der schwersten Beschuldigung. Der Kassendefekt war durch des Kurfürsten großmüthiges Geschenk vollständig gedeckt. Wie weit der Landrentmeister wirklich schuldig gewesen, ließ sich nicht mehr ermitteln; er mußte sich mit einer Lossprechung von der Instanz begnügen. Fränzchen, der der Kurfürst zuerst die Kunde davon sandte, fragte nach der Form nicht, wenn nur der Vater frei war.

* * *

Nicht die Vorboten, der helle, goldne Frühlung selbst war eingezogen, als Fränzchen ihren letzten Gang machte hinauf zum Ehrenbreitstein. Der Vater wußte noch nicht, was für ihn geschehen war. Vielleicht hatte ihm die Weise, wie in letzter Zeit die Untersuchung geführt worden, einige Hoffnung gegeben, auch Fränzchen war ihm heller, heitrer erschienen; aber die ganze Muthlosigkeit eines lange Gefangenen lag auf seiner Seele, er wollte nicht mehr hoffen.

Die Veilchen waren verblüht; aber Rosen, die ersten blühenden Rosen trug Fränzchen, Rosen im Körbchen und

auf den Wangen, als sie früh, ganz früh wie immer, und leichten fröhlichen Schrittes den Berg hinan stieg. Kurz und lautlos, aber um so inniger, aus der Tiefe ihres jubelnden Herzens, war ihr Dankgebet vor dem Christusbilde, das so oft ihre Thränen gesehen. Sie ging nicht ganz den alten Weg, durfte sie doch diesmal eintreten durch die schauerliche Thurmpforte, und der alte Korporal hatte sich ausgebeten, sie geleiten zu dürfen.

Der Gefangene lehnte am Gitter und sah hinaus, ob nicht bald sein Kind komme. Da klirrten hinter ihm die Schlösser zu ungewohnter Stunde, die Thür ging auf, und Fränzchen, hell und fröhlich wie der Engel des Frühlings, stand vor ihm und sagte mit seligem Lächeln: „Ich will Dich holen, Vater, Du bist frei." Sie sank zu seinen Füßen und barg ihr Köpfchen in seinen Schooß, und der Mann beugte sich über sie und weinte, zum erstenmal, aber so recht von Herzen; ihm war, als möchte er hier seine Seele ausweinen. — „Herr Sebastiani," meldete der Korporal, nachdem ihm endlich möglich, seine Rührung so weit zu bekämpfen, daß er sprechen konnte, „Ihr habt die kurfürstliche Erlaubniß, Eure Haft zu verlassen, die gerichtliche Lossprechung wird später erfolgen."

Gar still wandelte Vater und Tochter mit einander den Pfad hinab in der klaren Morgenfrühe. Die frische, freie Luft, all' das Licht und die Herrlichkeit draußen blendeten seine Augen, seine Knie wankten; oh, er war nicht derselbe mehr, drei Monate Gefängniß hatten ihn zum alten Manne gemacht!

Stille war auch der Einzug daheim. Fränzchen hatte mit der alten Sabine einen grünen Kranz über die Pforte gemacht; gedrückt, beschämt traten die Söhne dem Vater ent-

gegen, sie, deren schwache Versuche zu seinem Beistand so machtlos geblieben waren. Die Mutter hatte vergeblich versucht, sich vom Bett zu erheben. — Als er die matte, abgezehrte Gestalt erblickte, als sie den früh gealterten, tiefgebeugten Mann sah, dessen dunkle Haare in wenigen Monden schneeweiß geworden waren, da brach beider Herz in tiefem Weh. Lange war Mann und Weib allein beisammen; in tiefem, innigem Vergeben versenkten beide ihre Schuld und ihr Leid, und als Fränzchen strahlend und glühend, wie eine helle Festkerze, endlich eintrat mit dem Freudenmahl, das sie bereitet, da saßen Vater und Mutter Hand in Hand mit recht seligem Lächeln; sie waren wieder Eines geworden, und selbst die Tochter, die gute treue Tochter, ihres Hauses Ehre und Krone, war nur wieder die dritte im Bunde. So fröhlich flog sie hin und her, um das Festmahl zu ordnen, die Eltern zu bedienen, den armen Vater wieder so recht fühlen zu lassen, was es ist um das Behagen des eigenen Hauses. Dann setzte sie sich und schaute mit glücklichem Lächeln zu den Eltern hinüber, nickte dem Vater zu und fragte immer auf's Neue: „Nicht wahr, jetzt bleibst Du ganz bei uns, und bist frei, recht frei?"

In der Abenddämmerung des zweiten Tages, — der Gefangene war noch lichtscheu und wollte nicht gern einem alten Bekannten begegnen, — gingen Vater und Tochter zusammen dem kurfürstlichen Palast zu, um dem Herrn für seine Güte zu danken. Der alte Mann ging müde und gebückt, all' seine stolze und elastische Kraft war gebrochen; auch Fränzchen, dem leichten Vögelein, schien es heute nicht schwer zu werden langsam zu gehen, ihr Herz klopfte wieder so gewaltig. „Soll ich denn wirklich mit, Vater?" fragte

sie, wohl schon zum sechsten Male. „Und warum nicht, Du einfältiges Kind?“ sagte der Vater. „Hat doch durch Dich der Herr das Herz des ehrwürdigen Herrn gerührt, so daß Du mir das Täublein mit dem Oelzweig werden durftest! Da ist ja billig, daß auch Du mit mir dankst für solch' unerhörte Großmuth.“ — „Des ehrwürdigen Herrn?“ lächelte Fränzchen vor sich hin. Seltsam, unter dieser Benennung hatte sie nie an ihn gedacht! —

In all' der fürstlichen Anmuth und Hoheit, die ein Erbtheil seines Geschlechts war, trat ihnen Kurfürst Karl entgegen. „Lassen Sie uns zusammen Gott danken,“ unterbrach er die Dankesworte Sebastiani's, „der mich zum Werkzeug gemacht, das Gewebe der Lüge und Bosheit zu zerstören.“ Und mit der leutseligsten Güte wußte er ihn wegzuführen über das peinliche Gefühl seiner wirklichen Schuld, über die schwere Erinnerung an die Kerkerzeit, auf den Einen Lichtpunkt seines Lebens, auf seine Tochter und ihre Treue.

Aber dies Kind selbst, das heute die schlichten, dunklen Gewänder abgelegt hatte, die sie während der Jammerzeit des Vaters getragen, und das lieblicher und anmuthiger als je blühte in ihrer Herzensfreude und in dem weißen Festgewand; sie, die den Muth der Liebe gefunden, vor den fremden Fürsten zu treten, um die Befreiung ihres Vaters, — wie war sie heute so gar still und scheu und wagte kaum die Augen aufzuschlagen und dem freundlichen Herrn zu antworten! Wenn eine Mutter und nicht ein Vater die Blicke beobachtet hätte, mit denen der „ehrwürdige Herr“ das Kind betrachtete, ihr hätte billig etwas bange werden mögen. Der Vater war sehr arglos, obwohl ihn die Jugend und männliche

Schönheit des Kurfürsten selbst überraschte; er war so glücklich in dieser Freundlichkeit, die ihm jedes peinliche Gefühl ersparte, und eilte wieder nach Hause zu kommen, wie um das neue Gefühl der Freiheit in Sicherheit zu bringen.

Auf dem Heimweg noch floß der Mund des Vaters über vom Lobe des gnädigsten Fürsten. Fränzchen blieb still, doch lächelte sie selig vor sich hin. Wie ein warmer Sonnenstrahl waren die Blicke des „ehrwürdigen" Herrn, die ritterlich feine Sitte, mit der er ihr begegnet, in ihre Seele gedrungen. „Hat er seine Gemahlin bei sich?" war ihre erste leise Frage an den Vater, und sie wurde sehr roth dabei; es war keine ganz ehrliche Frage, sie glaubte selbst nicht, daß der Kurfürst verheirathet sei. — „Du einfältiges Kind," sagte der Vater, „weißt Du denn nicht, daß Kurfürst Karl, wie weiland der hochselige Kurfürst Johann Hugo, ein geistlicher Fürst ist, von der Wiege an zum geistlichen Stande bestimmt, Prior des Maltheserordens, Domherr zu Köln und Trident? Wie kannst Du so frevelhaft sein und nach einer Gemahlin fragen?" Fränzchen wurde roth wie eine Purpurrose, dann wieder sehr blaß; auch daheim verhielt sie sich still bei all den beredten Lobpreisungen des Vaters und suchte in den nächsten Tagen viel ihr einsam Kämmerlein.

* * *

Es ist schwer, nach einer gewaltig bewegenden Zeit, sei sie nun traurig oder freudig, wieder in's rechte Geleise des Alltagslebens zu kommen. Für Sebastiani war das doppelt schwer, da er natürlich in sein vormaliges Amt nicht wieder zurückkehren konnte; — auch unter seinen Mitbürgern konnte er doch nicht so recht frei und mit freier Stirn sich bewegen;

die Söhne waren noch nicht in ihre vorigen Geschäfte wieder eingetreten, und die Mutter lag immer krank.

Da saßen sie denn wohl Abends wieder um den Tisch, wie vor Zeiten, aber des Vaters Haupt ruhte müde und schwer im Lehnstuhl; Fränzchen allein, wenn auch etwas blaß, blieb hell und heiter in sorgsamer Liebe. Ihr liebliches Lied am Abend vermochte den trüben Geist zu bannen, der so oft den kleinen Kreis überschlich. So stimmte sie auch einmal wieder ein altes Trostlied an, als die Thür sich leise öffnete, — Fränzchens Gesang verstummte mit einem Male. Sie saß doch mit dem Rücken gegen die Thüre, hatte sie denn geahnt, wer eintrat? — Es war Kurfürst Karl, in einfacher Kleidung. Er kam, um selbst nach seinen Schützlingen zu sehen, und wußte bald mit seiner gewinnenden Weise allen Zwang und Druck von dem kleinen Kreis zu entfernen; er setzte sich sogar an das Bett der kranken Mutter, ließ sich von ihr allen Jammer und alle Sorge der letzten Monate erzählen, und fühlte wohl aus ihren Worten, daß zwar der Jammer vorüber war, die Sorge aber noch nicht.

Beim Abschied bot er Fränzchen, die sich züchtig vor ihm verneigte, seine Hand. Sie zögerte einen Augenblick, dann aber reichte sie sie ihm und sah ihn dabei an mit einem Blick so voll ernsten und heiligen Vertrauens, daß diesmal der „ehrwürdige Herr" sein Auge vor ihr senkte.

Der Besuch des Kurfürsten, die Ehre, die damit ihrem Hause widerfahren, war die letzte irdische Freude der Mutter gewesen. Bald darnach trug man sie hinaus, um Sorge und Leid der Erde für immer zu verschlafen. Dem Rentmeister schien sein Leben nun noch leerer und zweckloser, und der kleine Kreis ward noch stiller und trüber als zuvor. Der

Kurfürst hatte durch einen Abgesandten sein Beileid an dem Tode der ehrsamen Frau versichern lassen, gesehen hatten sie ihn aber nicht wieder; nur Gottfried war zu jedermanns Erstaunen in eine geheime Audienz zu dem Herrn berufen worden, hatte aber daheim noch nichts von ihrem Inhalt verlauten lassen.

Nicht lange nach der Mutter Begräbniß war's, ein schöner, klarer Sommerabend, als Gottfried den Vater und die Schwester bat, mit ihm einen Gang in's Thal der Blind zu machen. „Es wird Euch gut thun und ein bischen zerstreuen," sagte er. Das war ein unerhörter Vorschlag von dem steten Gottfried, dem sonst am liebsten war, wenn er ungestört an seiner Schreiberei bleiben konnte. Sie folgten ihm gern und wandelten zusammen durch das liebliche Thal; aufwärts, wo die stolze Veste thront, blickte der Vater nicht ein einziges Mal. Gottfried schritt immer voran, immer das Thal hinauf. An der obern Mühle hielt der alte Mann endlich inne. „Laß uns hier ruhen!" bat er, und setzte sich mit Fränzchen auf eine Bank in dem Erlengebüsch des Ufers. All der Zauber der lieblichsten Einsamkeit, der tiefe Frieden der Natur kam über die Seele von Vater und Kind. „Oh, könnten wir hier bleiben!" seufzte der alte Mann aus tiefster Seele. — „So bleib Vater!" rief strahlend wie nie zuvor der stete Gottfried, öffnete die Thüre des freundlichen Wohnhauses, das zur Mühle gehörte und nöthigte Vater und Tochter einzutreten.

Ein kleines Paradies erschien die wohnliche, traute Stube, blinkend rein, mit zierlichem, einfachem Geräth versehen; das Murmeln des Bachs, das Rauschen der Mühle gab eine einförmige, beruhigende Melodie und von der Welt schaute nichts

herein, nur grüne Bäume, der blaue Himmel und ein Gärtchen im buntem Blumenschmuck. „Das sei Eure Heimat," sprach der Kurfürst, der aus dem Nebenzimmer trat, während Gottfried, ganz unstet geworden vor lauter Freude, sich die Hände rieb und einen kunstvoll geschriebenen Kaufbrief auf dem Tische ausbreitete, in dem „die obere und untere Mühle an der Blind," die Loh- und Krebsenmühle sammt dem dazu gehörigen Wäldchen, ingleichen mit den reichen und schönen Weinbergen, der ehrsamen Jungfrau Franziska Sebastiani als Eigenthum zugeschrieben war.

„Da mögt Ihr in der Tochter Hause Ruhe und Frieden finden, alter Freund," sagte freundlich wieder der Kurfürst, „und auch die Söhne dürften wohl Beschäftigung genug haben, wenn sie nicht verschmähen, die schönen Mühlen sammt all den Gütern dazu in Stand und Ordnung zu halten." Der Kurfürst entfernte sich, eh' Vater und Tochter Worte des Dankes finden konnten. Fränzchen hatte ihr Gesicht mit den Händen bedeckt, sie konnte sich noch nicht fassen, es war ja wie ein Traum.

Es war aber kein Traum gewesen. Eine schöne, stille, friedenvolle Freistätte fanden Vater und Tochter in der neuen Heimat, in der Fränzchen als anmuthig ordnende Hausfrau schaltete. Was die Welt sagte zu dieser unerhörten Großmuth des Kurfürsten, das drang nicht in ihr stilles Leben, so nahe den Menschen, und doch so weit von der Welt! Dem Vater freilich mochte diese Großmuth einiges Bedenken machen; aber die geistliche Würde des Herrn und die Reinheit und edle Haltung seines Kindes beruhigten ihn, wo er sich so gern beruhigen ließ. Stolz und glücklich zog die alte Sabine mit ihrer Herrschaft in das neue Besitzthum; sie rühmte sich,

selbst eine Müllerstochter zu sein und zeigte sich der jungen Herrin gar nützlich und hülfreich in allen Geschäften, die der Besitz mit sich brachte. Und wie fröhlich wandelte der alte Herr von der einen Mühle zur andern, studirte den geheimnißvollen Bau und freute sich des Ertrags.

Was war das ein stilles, heiteres und glückseliges Leben für Fränzchen! Wie viel hatte sie nicht zu beschicken und zu sorgen vom frühen Morgen an, und welche schöne, liebliche Ruheplätzchen, am Bach zwischen den grünen Erlen oder auf der Rasenbank in dem köstlichen, kleinen Blumengärtchen! So hell und glockenrein klang ihre Stimme wie nie zuvor, doch stimmte sie alle ernst und wehmüthig, die sie hörten; es lag ein Ton darin, der nicht von der Erde war. Fränzchen wußte wohl kaum, daß all ihr Thun und Schaffen und Sorgen vom frühen Tage an doch nur Ein Ziel hatte: — den Abend recht still, recht friedlich und heimlich zu machen. Den Tag über stand sie jedem freundlich Rede, am Abend aber war Sabine unumschränkte Königin über das Mühlgesinde. Fränzchen räumte und ordnete das Zimmer und schmückte es mit Blumen und rüstete zierlich und mundlich das einfache Abendmahl; dann aber setzte sie sich dicht, dicht an des Vaters Lehnstuhl, die feine Arbeit in der Hand, und plauderte oder ließ sich erzählen. Zwischen allem Reden und Plaudern vernahm ihr Ohr, und ihr Ohr allein, an gar manchem Abend einen leichten, männlichen Schritt durch die Weinberge herab: — es war das der Kurfürst, der sich einen eigenen Weg hatte erbauen lassen, wo er von seinem Palaste aus unbelauscht und unbeachtet die stille Mühle erreichen konnte, deren Licht ihm durch die Bäume schimmerte wie ein klarer Freudenstern. Wußte er doch, welch' liebe,

anmuthige Gestalt waltete bei diesem Lichte, welch' süße Lieder auch den trübsten Abend schön machen konnten und freudevoll.

Er traf Fränzchen immer an der Seite des Vaters, nie hatte er sie noch allein gesprochen, seit sie auf der Mühle hauste. Aber sie grüßte ihn mit ihrem süßesten Lächeln; die schönsten Lieder, die reichsten Töne ihres Instruments hatte sie für diese Abendstunde gespart. Auch der Vater lebte wieder auf. Jetzt erst frei von trocknen Amtssorgen und Geschäften, in die er nie recht getaugt, konnte er seinen Sinn für alles Bedeutende auf geistigem Gebiet nähren; sein rascher, lebendiger Geist, die frische Darstellungsgabe, die ihn früher, oft nicht zu seinem Besten, zu einem gesuchten Gesellschafter gemacht, entfalteten sich erst jetzt im ungestörten Frieden dieser Zurückgezogenheit. Und der Kurfürst fühlte selbst sich unendlich wohl in dem kleinen Kreise, enthoben alles Zwangs der Etikette, in lebendigem Wechsel von ernsten und heitern Gesprächen, in die der stete Gottfried sogar seinen trocknen Witz, und der ernste Eberhard hie und da eine gesunde Bemerkung mischte, und denen Fränzchens wunderbarer Gesang zum Schluß die Weihe eines Engelsgrußes gab, der den Fürsten geleitete auf seinem stillen Heimweg, zurück zum kurfürstlichen Palast.

War diese fröhliche und friedliche Abendunterhaltung alles, was er wünschte und suchte in der stillen Mühle draußen, alles, um deswillen er solche Opfer einer unerhörten Großmuth gebracht? — Er war ein geistlicher Herr; daheim im Palast lagen die prachtvollen Abzeichen des heiligen Standes, dem er in der Wiege schon geweiht war: — das Großkreuz des Maltheserordens, die gold- und perlengestickten bischöf-

lichen Gewande. — Er hatte seine Gelübde bis jetzt heilig gehalten; aber ob er sich je so in tiefster Seele als Geweihten des Himmels gefühlt, ob der heilige Beruf, den er ja nur bei ganz besonders feierlichen Gelegenheiten sichtbar ausübte, ob er so ganz sein Herz erfüllte, wie es sein muß, wenn das Cölibat eine ernste Wahrheit sein soll, — das ist schwer zu sagen. Er war ein Mann mit warmem, leicht erregbarem Herzen, mit raschem, feurigem Blut. Ohne Arg, ohne Absicht, ohne Bedenken der reichen Großmuth seiner Natur folgend, hatte er Güter und Gaben ausgegossen über das wunderbare Kind, dessen Anblick sein Herz so mächtig ergriffen, glücklich im Anblick ihres Glückes.

Wie nun, dem Druck des Leides und der Sorge entnommen, das Mädchen in neuer, süßer Lieblichkeit aufblühte, wie er in diesen tiefen blauen Augen oft mehr als bloße Dankbarkeit zu lesen glaubte — ach, da verlangte wohl auch sein Herz oft mehr als den holden, leisen Gruß, der sich mit dem des Vaters mischte! Den Vater selbst, so arglos er war, mochte wohl oft ein leises Bangen fassen, wenn er die dunkle Glut sah, mit der des Fürsten Auge in unbewachten Augenblicken auf dem Kinde ruhte; aber er vermochte nicht, etwas zu ändern und den Herrn zu kränken, dem er alles dankte; er wagte nicht einmal mit der Tochter zu reden, sie zu warnen. — Sie sah mit so klaren und unschuldigen Augen zu ihm auf! Er betete zum Herrn, daß er sein Kind behüte und ihm den Segen seiner Errettung nicht in Fluch verwandeln lassen möge.

Ein Herbst und ein Winter waren über der stillen Mühle hingegangen. Der Frühling war so wunderbar schön in diesem heimlichen Versteck, so duftig die Blumen, so lieblich der

Vögelgesang, so köstlich all dies tausendfache Regen und Leben im Grünen. Fränzchen hatte sich verspätet mit allerlei Arbeiten in den Gärtchen, die sie da und dort an besonders lieblichen Plätzchen angelegt. Sie ruhte noch auf der Bank im Erlengebüsch, umfangen von dem Zauber der klaren Mondnacht; träumerisch murmelte der Bach zu ihren Füßen und rauschte die Mühle; sie selbst hätte nicht sagen können, was sie denke und träume. — Es war einer der Augenblicke, wo das Herz so ganz eins ist mit der Natur, mit dem geheimnißvollen Geiste, der über den Wassern schwebt, daß nicht einmal mehr ein Gedanke dazwischen liegt.

Sie hörte diesmal selbst den Tritt nicht, den wohlbekannten, der heute, an einem sonst ungewöhnlichen Tage, die Weinberge herab kam; sie sah den Kurfürsten erst, als er vor ihr stand. „Der Vater ist oben," sagte sie rasch, fast ängstlich aufspringend; „wollt Ihr mir folgen, hochwürdigster Herr?" — „Bleibst Du gar nicht bei mir, Fränzchen?" fragte mit weichem, innigem Tone, wie sie ihn nie gehört, der Fürst und legte leise seinen Arm um sie. — Der lang gedämmte Strom hatte mit einem Male die Schleusen gesprengt, und Worte, leise, glühend und tiefgesprochene Worte tönten an des Mädchens Ohr; Worte von den ewig heiligen Rechten des Herzens, Rechten, älter, höher, heiliger als alle Rechte der Kirche. Das seien Dämme, von Menschenhand aufgebaut, während die Liebe ewig sei wie der Hauch des Geistes, der zwei Wesen erschaffen, damit sie Eins seien — berauschende, süße, gewaltige Worte, — die uralte Musik aus dem Venusberg.

Das volle, klare Mondlicht fiel auf Fränzchen's Angesicht, wie sie mit unwiderstehlicher Macht sich aufrichtete aus

dem Arm, mit dem der Kurfürst sie gehalten. Es war todesblaß, aber unbeschreiblich lieblich; ein Licht lag auf diesen Zügen, höher noch und reiner als der lichte Mondschein. „Das alles habe ich wohl auch einmal gedacht, geträumt vielleicht, wenn ich auch nicht Worte dafür fand, — von jener Zeit an, wo Ihr mir erschienen seid, als eine Hülfe vom Himmel," sagte sie leise. „Es ist ein Stich durch meine Seele gegangen, als ich gehört, daß Ihr der Kirche angelobt seid, und mein Herz hat sich empört gegen diese Bande. Nicht in diesem eignen, schwachen und thörichten Herzen habe ich Kraft gefunden stille zu werden, Euch zu lieben ohne Sünde, also daß ich all mein Lieben im Gebet vor Gottes Thron mitbringen kann, daß ich es einmal hinüber nehmen darf ohne Reue: — ich habe diese Kraft von Gott errungen im Gebet. Ob das Gesetz, das uns auf Erden trennt, von Gott ist oder von Menschen — ich weiß es nicht, ich kann es auch nicht entscheiden, aber ich weiß, daß Ihr ein heilig Gelübde ausgesprochen; ich weiß, daß Ihr gesetzt seid zum Licht und Führer für Viele, und daß Ihr Vielen zum Fall und Aergerniß würdet, so Ihr davon weichen könntet. Und wer um des Herrn willen verläßt, was ihm theuer war hienieden, der wird es hundertfältig wieder empfahen, dazu das ewige Leben."

Erstaunt, betroffen, beschämt über die Kraft und den Ernst aus den Worten des Kindes, hatte der Kurfürst sie losgelassen und starrte finster zur Erde. Wie er aber den Blick erhob und sah sie vor sich stehen mit demüthig gesenktem Haupt, ein schwaches Kind und doch stark in der Kraft dessen, der mächtig ist in den Schwachen, wie sie nicht scheu, sondern recht innig und vertrauensvoll ihr Auge senkt in das seine —

Da weicht von seiner Brust die Pein,
Da wird die Seele milde,
Sein Aug wird still, sein Herz wird rein
Vor Gottes Ebenbilde. —

Einen leisen Kuß drückte er auf des Mädchens Stirn, dann reichte er ihr die Hand, ehrerbietig wie einer Königin, und führte sie hinein zu Vater und Brüdern.

Der Kurfürst kam lange nicht nach diesem Abend; der Vater machte sich seine Gedanken darüber, aber fragen wollte er nicht. Endlich kehrte der Freund wieder. Mit sanftem, zuversichtlichem Lächeln, ohne Scheu, grüßte ihn Fränzchen. Manch traulichen Abend verlebte er noch in dem kleinen Kreise und stiller und stiller ward sein ungestümes Herz in ihrer reinen Nähe.

Einmal kam der Kurfürst am hellen lichten Tage und brachte einen Fremden mit, gar frischen und heitern Ansehens. „Mein Freund, der weltberühmte Maler Baptista, möchte lieber als die schönen Rheinthale auch die anmuthigen Bewohner des Thals auf seinen Bildern festhalten; wollt Ihr erlauben, Vater, daß er Fränzchen's Bild malt, für Euch und für mich?“ Sebastiani konnte nicht dem Wunsch widerstehen, des schönen Kindes Bild zu besitzen; der Maler schlug seinen Sitz in der untern Mühle auf und begann sein Werk, das aber kein Auge sehen durfte.

Das Bild wurde vollendet und der Vater erhielt es, ein liebliches, kleines Gemälde, das Fränzchen darstellte im kornblumenblauen Kleid, wie sie es gewöhnlich im Hause trug. Vater und Brüder waren entzückt darüber. — „Ihr habt noch ein größeres Bild gemalt,“ sagte Fränzchen zum Maler, als sie allein mit ihm war. — „Gewiß, schönes Fräulein,

dies zweite Bild, es ist vielmehr das erste, gehört dem Kurfürsten." — „Bitte, laßt es mich sehen," bat Fränzchen. — Der Künstler zog den verhüllenden Vorhang weg; es war dasselbe Bild, nur größer, in all ihrer blühenden Jugend und süßen Anmuth, aber — die weiße Tracht der Ursulinerinnen umwallte ihre zarte Gestalt. Still, viel stiller noch als sonst blickte das liebliche Angesicht aus den enggefalteten Schleiern und Tüchern, die es einfaßten. Einen langen, tiefen, seltsamen Blick warf Fränzchen auf das Bild. „So meinst Du's?" sagte sie leise und zog die Hülle wieder vor.

Das Bild begleitete den Kurfürsten, als er mit aller Entfaltung fürstlicher Pracht zur Kaiserwahl nach Frankfurt zog. Es war nun gar still in der Mühle, wo kein Gast mehr einsprach. Fränzchen aber war darum nicht schwermüthig und trübselig; sie blieb die emsige Biene, die duftende Rose, die liederreiche Nachtigall des einsamen Hauses. Die Briefe des Kurfürsten waren der lichte und liebliche Wechsel ihrer Einsamkeit. Sie las sie allein im Stillen in der Laube, wo sie damals seinen Schritt gehört, dann legte sie sie zutraulich in des Vaters Hand; es war nichts darin, was des Vaters oder was Gottes Auge hätte scheuen dürfen. Aber ernst, sehr ernst waren die Briefe aus der Mitte eines so bunten, reichbewegten Lebens, und überall sprach sich die innigste Sorge um die schöne Blume aus, die er gelernt hatte mit ruhigen und reinen Augen anzuschauen.

„Du bist noch so jung, mein Kind; Dein Vater ist frühgealtert und gebrochen; die Brüder sind nicht geeignet, Deine blühende Jugend zu schützen in einer stürmischen, verderbten Zeit: — geh' in's Kloster, mein Blümchen, da allein bist Du sicher! Nenne dich Angela, ein Engel bist Du den

Deinen und mir geworden; geh' in's Kloster, ich werde nicht lange leben, um Dich zu schützen," hieß es mehr als einmal. Diese Todesgedanken schienen seltsam einem Herrn, wie dieser, in Fülle der Jugendkraft, von dessen fürstlichem Auftreten und ritterlichem Wesen die Kunde selbst in die Einsamkeit der Mühle drang. Fränzchen sprach wenig über den Rath ihres fürstlichen Freundes; war sie doch die treue Pflegerin, der einzige Trost des Vaters, der von unerwartetem Siechthum befallen wurde, seiner Augen Licht und seines Herzens Freude: wie hätte sie denken können, ihn zu verlassen!

Es war im Sommer des Jahrs 1715, vier Jahre nach der schweren Haft, die ihn in's Lebensmark getroffen, als der ehemalige Landrentmeister Sebastiani begraben wurde. Sein Ende war sanft gewesen, es hatte ja ein holdseliger Engel an seinem Bette gewacht. Oft hatte er in tiefem Sinnen das Kind betrachtet, auf dessen seltnen Reiz und hohe Gaben er so stolze Pläne gebaut, — was war nun das Ziel? Sanft und bestimmt hatte Fränzchen jeden Werber abgewiesen, der die schöne Besitzerin der reichen Mühlen auch in ihrer Verborgenheit gefunden und gesucht; der Vater selbst hatte gefühlt, daß es nicht anders sein konnte, aber was sollte nun mit dem Kinde werden? Er fragte nicht mehr, als mit dem Scheiden sein inneres Auge klarer wurde und er eine höhere Krone als eine irdische auf dem Haupte seines Kindes sah: die Krone derer, die „überwunden haben, und haben ihr Leben nicht geliebet bis in den Tod."

Ein stilles Leichenbegängniß war das des von der Welt fast vergessenen Mannes; aber eine laute Trauerkunde erscholl im Dezember desselben Jahres: — Kurfürst Karl war in Wien plötzlich von der Blatternkrankheit hingerafft worden. Sein

Tod war schnell gekommen; doch scheint er ja oft schon in der Fülle seiner Kraft an ein frühes Ende gedacht und Vorsorge darauf getroffen zu haben. Unter anderem war eine bedeutende Summe angewiesen „der Jungfrau Franziska Sebastiani zu ihrer Ausstattung für den Eintritt in's Kloster."

Man hat von Fränzchen nicht viel Klagen und Weinen gehört, da die Kunde von dem Tode ihres Freundes zu ihr drang. Als unten das feierliche Hochamt für seine Seele gehalten ward, und alle Glocken im Thale zusammentönten, da stieg sie hinauf den alten Weg gegen den Ehrenbreitstein, bis zu der Stelle, wo sie zum erstenmal den Kurfürsten gesehen; da setzte sie sich nieder, senkte ihr Haupt in die Hände und weinte, weinte lange und schmerzlich um alles, was einst in ihr gelebt und geblüht von irdischem Hoffen; sie war ja noch jung! Und als sie sich so recht von Herzen ausgeweint, da wandte sie sich zu dem Bilde, das ihr einst Trost gegeben, und leise sprach sie die Worte nach: „Herr, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe." Da ward ihre Seele wieder stille, und sie dankte Gott, daß er ihre Liebe rein bewahrt, so daß sie getrosten Herzens an den denken durfte, der ihr nie hätte zu eigen werden können.

Bruder Eberhard war fortgezogen und hatte durch des Kurfürsten Verwendung bei einem auswärtigen Fürsten eine Stelle erhalten; an Gottfried gab Fränzchen die Mühlen zu freiem Eigenthum und freute sich, daß er eine heitere rührige Frau einführte, die in sein Wesen rüstige Bewegung brachte.

Einen Monat nach dem Tode ihres Freundes nahm Fränzchen, nun Schwester Angela geheißen, den Schleier im Kloster Allerheiligen zu Oberwesel. Sie hatte zuvor noch

einen Besuch gemacht bei den Ursulinerinnen zu Metz und den Schwestern dort ihren Entschluß verkündet. Bei ihnen eintreten wollte sie nicht; sie wäre so gerne der lieben Heimat nahe geblieben, dem schönen Rheinland, wo sie alles Leid und Glück ihres jungen Lebens genossen. „So ist's gekommen!“ sagte Schwester Ursula mit düsterem Lächeln; „hast gefunden, was es draußen ist, und kehrst nun wieder mit gebrochener Schwinge.“ — „Ei, ei, das hätt' ich nicht gedacht, so ein schönes junges Kind!“ meinte Schwester Rosalie; „Schätzchen, hättest Du's nicht noch eine Weile draußen probiren mögen? Wär' ja immer noch Zeit gewesen.“ — Klara aber sah sie freundlich an mit ihren stillen Augen: „Du hast das gute Theil erwählt, mein Kind! Es wird Dich nicht gereuen.“

Es hat sie nicht gereut; das sagte der selige Frieden auf dem Angesicht der Schwester Angela, so oft sie an die Pforte kam, den Ihrigen ihren Gruß zu entbieten. Der Engel der Armen, der Trost der Kranken, eine sanfte Mutter aller bekümmerten Herzen, die im Kloster eine Freistatt suchten, hat sie noch lange da im Frieden gelebt. Fast als Heilige verehrt, blieb sie stillen, demüthigen Herzens und wartete geduldig noch lange Jahre, bis die Stunde schlug, die sie heimrief in eine Welt, „wo wir nicht freien werden, noch uns freien lassen, sondern sein gleich den Engeln Gottes.“

II.

Franziska von Hohenheim,

1748—1811.

Franziska, „das Franzele des Karl Herzog selig," ist ein Name guten Klanges für jeden Württemberger. Ihre weibliche Liebenswürdigkeit, ihre treue Liebe und ächte Herzensgüte haben selbst über den Flecken, der der unauslöschlichste in einem Frauenleben ist, einen versöhnenden Schleier gebreitet. Sie ist im besten Sinne die liebevolle Gefährtin, später das treue Weib eines reichbegabten, aber üppigen und übermüthigen Fürsten gewesen; er hat in ihrer klaren Seele sein besseres Selbst, seine edlere Kraft wieder gefunden zu einer Zeit, wo das zügellose Gespann seiner tollen Leidenschaften im Begriff war mit ihm in den Abgrund zu rennen, und an ihrer Seite ist ihm, ohne all sein Verdienen noch das Glück einer treuen, steten, herzlichen Liebe, einer friede- und freudevollen Häuslichkeit zu Theil geworden.

Franziska Theresia von Bernardin wurde am 10. Januar des Jahres 1748 geboren, als die Tochter des

Herrn von Bernardin, eines Freiherrn von altem Adel und sehr beschränkten Besitz, der das Schloß Adelmannsfelden unweit der fränkischen Grenze bei Aalen bewohnte, an dem er einen Antheil besaß.

Im Kreise schöner, begabter Schwestern, unter der Leitung einer guten, aber weltunerfahrenen Mutter, verlebte Franziska ihre Kindheit und erste Jugend in größter Zurückgezogenheit, so still, daß uns keine nähere Kunde von jener Zeit mehr übrig ist. Es geschah das Möglichste, den Töchtern eine gute, ihren Talenten angemessene Erziehung zu geben; der verderbliche Hauch leichter Sitten und französischer Ueppigkeit, der damals durch die höheren Kreise der Gesellschaft wehte, drang nicht in das stille Asyl. „Es gab eine Zeit," schreibt Franziska in einem Brief aus späteren Tagen, „wo in dem Hause meiner Eltern mein Herz nur für die Tugend schlug." Der Segen einer rein und einfach verlebten Jugend hat sich an ihr nicht verleugnet. War er auch nicht stark genug, um sie fleckenlos zu erhalten in schwerer Versuchung, im Strudel einer vielfach verkehrten Zeit, so hat er ihr doch Kraft gegeben, sich über den Strudel zu erheben und zum Segen des Landes zu werden in einer Stellung, die Tausende vor ihr und nach ihr verderbt und zum Verderben gemacht hat.

Ihre Mutter war eine Frau von sanfter, trauriger Gemüthsart, die schwer trug an der Sorge um die Zukunft ihrer Kinder und an der düstern, heftigen Natur des Gatten, der den Groll über den gesunkenen Zustand seines Hauses nie unterdrücken konnte.

Als Beleg dafür, daß ein düsteres Verhängniß auf ihrer Familie ruhe, erzählte Frau von Bernardin eine Sage, die

unter verschiedener Form sich öfter in herabgekommenen Geschlechtern hoher Abkunft findet.

„Als das Haus Bernardin noch in Blüthe stand, genoß eine Urahnfrau desselben besonderes Ansehen wegen ihres thatkräftigen Wesens und ihrer großen Einsicht in allem, was damals in's Gebiet einer erfahrenen Burgfrau gehörte. Besonders geschickt war sie in der Pflege der Kranken, und wo einer Frau ihr schweres Stündlein schlug, glaubte sie sich geborgen, wenn Frau von Bernardin zugegen war.

„Da kam einst in tiefer Nacht ein junger Mann von feinem, fremdartigem Aussehen vor das Schloß und ließ die Edelfrau um Gotteswillen bitten, sie möchte ihm zu seiner Frau folgen. Die mitleidige Dame ging mit dem Fremden weite, unbekannte Wege, bis in ein einsames Haus am Berge, wo sie in einem seltsam und köstlich eingerichteten Zimmer eine wunderschöne, sehr junge und zarte Frau in schwerem Kampfe fand.

„Frau von Bernardin stand ihr getreulich bei; ihre glückliche Hand bewährte sich wieder und die junge Mutter durfte sich eines schönen Knäbleins freuen.

„Als sie der geheimnißvolle Fremde in der Nacht noch zurückbegleitete, gab er ihr als Zeichen seines Dankes eine fein gearbeitete Spindel von purem Golde. „Bewahre sie wohl," mahnte er sie; „so lange die Spindel im Besitz Deines Hauses ist, wird Glück und Segen nicht von ihm weichen."

„Frau von Bernardin hat das geheimnißvolle Ehepaar nicht mehr erblickt und nie erfahren, wer sie waren und woher sie gekommen sind; die Spindel aber ward als Heiligthum verwahrt und vererbt, auch blühte das Geschlecht im Segen,

bis ein leichtsinniger Enkel der weisen Ahnfrau nicht nur sein väterliches Erbe vergeudete, sondern zuletzt das Kleinod der goldenen Spindel verkaufte. Von da an war Glück und Segen von dem Hause gewichen, und keinem der Nachkommen gelang es mehr sich zu heben."

So natürlich der Zusammenhang der verschleuderten Spindel mit dem Ruin des Hauses zu erklären war, so ließ sich doch Herr von Bernardin nicht nehmen, daß eben damit ein geheimnißvolles, unabänderliches Verhängniß hereingebrochen sei.

Als später seiner Tochter Name von tausend Lippen mit Liebe und Segen genannt wurde, als aus ihrer milden Hand einem mißhandelten Lande Wohlfahrt und Gedeihen, ihrer eigenen Familie Glück und Ehre zufloß, — hätte er nicht glauben dürfen, die Spindel der Ahnfrau sei wieder gefunden und spinne goldene Fäden für sein Geschlecht? Aber er dachte nicht so, der alte stolze Freiherr. Nie hat er sich mit dem Weg versöhnt, auf dem seine Franziska zu dieser Höhe gestiegen, nie eine Gunst von seinem erlauchten Schwiegersohn angenommen: — es galt ihm alles nur als der Fluch der verlorenen Spindel.

Im Jahr 1765 reichte die siebzehnjährige Franziska dem Freiherrn von Leutrum, Baireuth'schen Kammerherrn, ihre Hand; ob gezwungen, ob durch kindliche Rücksicht für die Eltern und Geschwister bewogen, darüber hat sie sich nie ausgesprochen, aus Liebe geschah es in keinem Fall.

Friedrich Reinhard, Freiherr von Leutrum, Erbherr auf Würm, Heydach, Liebeneck und Neipperg, geboren 1742, war von auffallend häßlicher Gestalt, so sehr, daß er oft zum Gespötte der Pforzheimer Straßenjugend wurde, wenn er am

Fenster stand und sein unförmlich großer Kopf, der auf kleinem Rumpf mit breiten Schultern saß, kaum bis zum Gesims reichte. Daneben war er beschränkten Verstandes und, wie sich später erst zeigte, von heftiger, mißtrauischer Gemüthsart. Aber — der Besitz stand zu jenen Zeiten nicht niedriger im Werth als in den unsrigen, die man die materiellen schilt, und die Werbung des begüterten Freiherrn galt als ein seltenes Glück für das arme Fräulein, die nicht einmal durch glänzende Schönheit den Mangel an Reichthum ausgleichen konnte. Dazu war Franziska heitern und lebenslustigen Sinnes und fühlte sich bedrückt in der trüben Lebensluft des Elternhauses, über dem des Vaters düstere Gemüthsstimmung als beständige Wolke stand: sie sehnte sich nach Wechsel der Scene. Ihr lebendiger, regsamer Geist war sich der Kraft und Begabung zu reicherem Wirken bewußt; sie hoffte an der Seite eines angesehenen, begüterteten Gatten dazu Gelegenheit zu finden, — es lag in ihrer Hand, den Eltern eine Sorge vom Herzen zu nehmen: so that sie, jung und unerfahren, ohne ihr eigenes Herz und die Bedeutung der Ehe recht zu kennen, den Schritt, der so verhängnißvoll für sie werden sollte.

Wie sehr sie sich auch getäuscht fühlen mochte in ihren Erwartungen, was sie auch im Stillen zu leiden hatte an der Seite eines Gatten, der gar nicht fähig war, ihren Werth zu verstehen und ihre junge Seele zu leiten, — sie klagte nicht, sie fügte sich in die Umstände so gut sie konnte, und ihre Ehe war, nach außen wenigstens, in den ersten Jahren eine friedliche und unbescholtene.

Im Jahr 1770 kam Herzog Karl Eugen von Württemberg auf der Durchreise nach Pforzheim. Unter dem Adel

der Umgegend, der sich versammelte, um ihm seine Aufwartung zu machen, befand sich auch Herr von Leutrum mit seiner jungen Gemahlin.

Franziska war nach dem Urtheil aller Zeitgenossen keine Schönheit im eigentlichen Sinn; ihr Mund war etwas groß, ihre Augen nicht schön gefärbt, ihre Züge nicht regelmäßig. Eine schlanke, graziöse Gestalt im rechten Ebenmaß, reiche, blonde Haare, ein blendend weißer Teint und eine blühende Gesichtsfarbe waren alle ihre äußeren Reize. Aber es lag eine weibliche Anmuth und Schmiegsamkeit, eine herzgewinnende Güte, feine Sitte und jugendliche Fröhlichkeit in ihrem Wesen, die auf alle, die ihr nahe kamen, einen Zauber ausübten, und auf den Herzog mit wunderbarer Schnelle wirkten.

Von all' den schönen, hochbegabten Damen der Versammlung war es Frau von Leutrum, mit der er sich ausschließlich unterhielt und der er bald so auffallend seine Aufmerksamkeit zuwandte, daß es den Neid und die Verwunderung der Gesellschaft und die maßlose Eifersucht Herrn von Leutrum's erregte.

Daß sich Franziska durch die Huldigung des Herzogs, die ihr harmlos schien, geschmeichelt fühlte, daß sie nichts that, um ihn zurückzuschrecken, ist ihr vielleicht zu verzeihen. Er war jetzt noch, in seinem zweiundvierzigsten Jahre, ein schöner, stattlicher Mann, einer der schönsten Fürsten Europa's, wie die Baronin Oberkirch in ihren Memoiren behauptet; von reichgebildetem Geist und hinreißender Liebenswürdigkeit. «Il avait tant d'esprit, et savait si bien s'en servir,» rühmt dieselbe Dame. Er war ein Fürst, in Franziska's Augen noch mit all' dem märchenhaften Nimbus

der Herrscherwürde umgeben, und sie, das arme Fräulein, unbeachtet in der Dunkelheit beschränkter Verhältnisse erwachsen, das freudlose Weib eines ungeachteten Gatten: — war es ein Wunder, wenn schon die erste Annäherung überraschend, fast berauschend auf ihr junges, lebenswarmes Herz wirkte, das sich nicht klar und naturgemäß hatte entfalten können? — Sie selbst spricht sich in ihren späteren Briefen nicht ganz frei von dem Vorwurf, daß der Weg zu ihrem Herzen theilweise auch durch ihre geschmeichelte Eitelkeit ging. Doch war sie weit entfernt zu ahnen, wie nahe sie der Wendung ihres Geschicks stand, wie gefährlich es sei, von diesem Manne eine Huldigung anzunehmen. Herr von Leutrum, gereizt durch die augenfällige Aufmerksamkeit des Herzogs gegen seine Frau, noch gestachelt durch die Neckereien der Anwesenden, machte Franziska die plumpsten Vorwürfe, und als sie, noch ganz arglos, ihn mit einem Scherz begütigen wollte, vergaß er sich so weit, daß er ihr einen Schlag in's Gesicht gab.

Der Herzog, darüber wüthend, wollte Franziska sogleich unter seinen Schutz nehmen. Die schwer gekränkte und zwiefach bedrängte Frau lehnte dies aber ab, und willigte, um Aufsehen zu vermeiden, ein, sogleich mit ihrem Gemahl abzureisen.

Herzog Karl war aber nicht gesonnen, sie aufzugeben. Durchaus nicht skrupulös in der Wahl seiner Mittel, ließ er heimlich die Räder am Wagen des Herrn von Leutrum durchsägen. Dieser fuhr ab, unweit Pforzheim brach der Wagen; durch wunderbaren Zufall kam der Herzog unmittelbar hinten drein, nahm die betäubte und erschrockene Dame in seinen Wagen und ließ Herrn von Leutrum allein

mit seiner ohnmächtigen Wuth und seinem zerbrochenen Gefährt.

So erzählen einige die Geschichte dieser Entführung, über die freilich nur Privatquellen vorhanden sind. Andere behaupten, Herzog Karl habe die Dame, der er bei öftern Besuchen schon länger den Hof gemacht, aus ihrem eigenen Hause, vor den Augen ihres bestürzten Gemahls, entführt. Als ihn nämlich bei einem Besuch Herr und Frau von Leutrum vor die Thüre begleiteten, habe, nach vorhergegangener Ordre, sein Leibheiduk Sigrist Franziska rasch und plötzlich in den Wagen des Herzogs gehoben, der in rasendem Galopp mit der Beute davon fuhr und den betrogenen Freiherrn vor der Thüre stehen ließ. — Welche Lesart die richtige ist, läßt sich nicht bestimmen; fast scheint die erstere noch etwas minder nachtheilig für den Herzog, als ein solch' überdachter Mißbrauch des Gastrechts.

So viel steht gewiß, daß von einer Verabredung, von einem Mitwissen Franziska's bei dieser Entführung durchaus keine Rede sein kann. Sie selbst wurde damit überrumpelt und soll sich in der ersten Zeit sehr unglücklich gefühlt haben. Welche Künste der Gewalt und Ueberredung angewendet worden, um die Stimme der Pflicht zum Schweigen zu bringen, nachdem das Herz schon gewonnen war, das ist nicht bekannt geworden.

Franziska blieb auf dem herzoglichen Schloß Hohenheim; die Wuth des Herrn von Leutrum wurde durch Drohungen zum Schweigen gebracht, die Scheidung eingeleitet. Im Jahr 1772 wurde sie gerichtlich vollzogen. Franziska ward zur Gräfin von Hohenheim ernannt und blieb bei dem Herzog als seine Freundin und Gesellschafterin.

Es ist merkwürdig, daß sich unter all' ihren Zeitgenossen nicht Eine Stimme der Anklage, der Geringschätzung gegen Franziska erhebt. Freilich war es eine Zeit, in der viel geschehen war, um das feine Gefühl für Recht und Sitte abzustumpfen; eine Zeit, die den Großen der Erde fast noch die Vorrechte der alten Griechengötter zugestand. Doch hatte auch jene, wie jede verderbte Zeit, kräftige, lautere Seelen übrig gelassen, die ungescheut die Stimme der Wahrheit hören ließen. Aber selbst die Besten ihrer Zeit sprechen mit Achtung und Anerkennung von Franziska. Der strenge württembergische Staatsmann, der in seinen „Geheimnissen" so unverholen die Mißbräuche in Herzog Karl's Regierung verurtheilt, rühmt diese Frau als einen Segen für Württemberg. Hermann August Niemeyer, der fromme, ernste Pädagog, erwähnt ihrer in seinen Reisen mit der wärmsten Theilnahme; Frauen der höchsten Stände von tadellosem Ruf mieden ihren Umgang nicht und senkten die Waffe vor der anspruchlosen Liebenswürdigkeit und dem weiblichen Adel, den Franziska auch in dieser zweideutigen Lebensstellung zu bewahren wußte. „Herzog Karl," sagt die Baronin Oberkirch in ihren Memoiren, „hat allen Weibern den Hof gemacht, mit vielen das Leben genossen, — geliebt hat er nur Eine." — „Wenn etwas ein solches Verhältniß entschuldigen kann, so sind es die außerordentlichen Verdienste dieser Dame. Ihre Schönheit ist der geringste ihrer Vorzüge, sie liebte den Fürsten mit einer Hingebung und Uneigennützigkeit ohne Gleichen."

„Es steht mir nicht zu," bemerkt sie später, „zu bestimmen, in wie weit die Stellung der Gräfin Hohenheim, eine schiefe und delikate für ihre nächste Umgebung ist; so viel ist gewiß, daß die Achtung und Hingebung,

mit der man ihr begegnete, jetzt schon die Weihe anzuerkennen schien, die ihre Verbindung erst später erhalten hat."

So nachsichtig war ihre Zeit. Die Nachwelt sieht klarer und richtet schärfer. Anmuth und Liebenswürdigkeit können ihren Blick nicht bestechen; selbst Franziska's treue, uneigennützige Liebe zu dem Herzog, ihr wohlthätiges, segensreiches Wirken kann sie, in den Augen ihres Geschlechts wenigstens, nicht rechtfertigen. Aber es gibt eine Sühne, die in den Augen des Himmels selbst giltig ist, — das ist die Reue. In der Fülle ihres Glücks und Glanzes, angebetet von dem geliebten Manne, geschmeichelt, gepriesen und gesegnet von allen Seiten, hat Franziska doch tief und schmerzlich die Schuld empfunden, die in ihrem Verhältniß zum Herzog lag. Sie hat dieß wohl gegen niemand so offen ausgesprochen, als gegen den oben erwähnten Dr. Niemeyer, in den Briefen, die er nach ihrem Tode veröffentlichte, und aus denen wir einige Stellen anführen wollen.

„Könnte, dürfte ich Ihnen nach so kurzer Bekanntschaft meine ganze Geschichte erzählen," schreibt sie im Jahr 1783, „könnten Sie den Ernst und die Reue sehen, mit der ich darauf zurückblicke, Ihr Bedauern und Ihr Gebet würden mir nicht fehlen .... Hätte ich in meinem sechzehnten Jahr, wo ich ohne Erfahrung, ohne Weltkenntniß, mir ganz allein überlassen, mit Scenen umgeben, die ich gar nicht kannte, in die Welt trat, — hätte ich da einen treuen, warnenden Freund zum Rathgeber gehabt, hätte seine Vernunft, sein Herz, seine Sittenreinheit mir Achtung eingeflößt, — gewiß, ich wäre besser geworden." Später schreibt sie von einem genußreichen Abend, den sie bei der Fürstin von Dessau in Lavater's

Gesellschaft verlebt. „Unaussprechlich wurde ich durch die Versicherung gerührt, daß auch Sie meiner im Umgang mit so würdigen Menschen gedacht haben . . . . hätte ich mich selbst in solcher Gesellschaft würdiger gefühlt, so wäre freilich der Genuß reiner gewesen, aber so, — doch ich will nicht klagen." „Ich wußte ja wohl," sagte sie noch, als sie Niemeyer ihre endliche Vermählung ankündigt, „daß vor Gott das Leben keines Sterblichen ganz unsträflich ist. Aber es bleibt doch ein großer Unterschied, ob Ueberraschung der Grund von Verirrungen war, oder ob der Fehltritt langsam geschah. Niemand weiß wohl besser als ich, was die Ueberredung der Leidenschaft nach und nach für eine Gewalt hat."

Was diesen innern Stachel, der sie nicht zu vollem Gefühl des Glückes gelangen ließ, der sie aber auch mild und demüthig erhielt, am meisten schärfte, das war der unversöhnliche Groll ihres Vaters. In seinem finstern Trotz bedachte er nicht, daß doch auch er selbst einen Theil der Schuld trug, indem er seine Tochter in unerfahrener Jugend einem unwürdigen Gatten geopfert: — er brütete nur über der verletzten Ehre seines alten Hauses. Franziska ließ ihn einmal demüthig bitten, er möge ihr nur vergönnen, auf seinen Schloßhof zu kommen, damit sie noch einmal sein Angesicht sehe. Seine Antwort war: „Ja, sie möge kommen; ich will dann an's Fenster treten und die ungerathene Tochter erschießen."

Alle diese Dornen trug sie aber im Stillen; Klagen war ihre Sache nicht. Sie war keine de la Vallière, die sich in Thränen verzehrte; sie war eine heitere, elastische Natur, voll des Triebes nach nützlichem Wirken, und in ihrer herzlichen Fröhlichkeit, die doch keinen Augenblick die Grenzen

sanfter Weiblichkeit überschritt, lag wohl auch ein Theil des Zaubers, der den unbeständigen Herzog so unwandelbar an sie fesselte.

Der Herzog, auf den diese klare, liebevolle und feine Natur eine wunderbare Erneuerungskraft übte, quälte sich und sie nicht im mindesten mit Skrupeln. Für ihn war dies Verhältniß ein heiliges, im Vergleich mit seiner wilden Vergangenheit. Wie unbefangen er ihre Verbindung ansah, beweist ein Billet, das er, lange vor der Vermählung, Franziska an ihrem Namenstage schrieb und dessen Schluß lautet: „Lebe, Freundin, lebe der Tugend zur Zierde, der Menschheit zur Ehre, und Deinem Freunde zum ächten Vergnügen. Lebe, Freundin, lebe, bis zum entferntesten Ziele, wo endlich Tugend jene über alles gehende Belohnungen erntet, die nur Edeldenkenden Deines Gleichen bestimmt sind!"

Er hatte die Genüsse der Leidenschaft, die sich keine Schranke setzt, bis zum Uebermaß ausgekostet. Er war in seinem neunzehnten Jahr der Gatte der Prinzessin von Baireuth geworden, die ihm Staatsrücksichten zugeführt, die in seltener Schönheit, stolz, fremd und kalt, seiner feurigen Natur gegenüber stand und sich nach achtjähriger Ehe von ihm trennte wozu ihr freilich die Gründe nicht fehlten.

Was ein gutes, treues, verständiges Weib einem Gatten sein kann, das hatte er nie erfahren.

Bei Franziska fand er nicht nur weibliche Anmuth und herzliche Liebe, er fand den lebendigsten Sinn für alles Schöne und Gute, feinen Geschmack und sichern Lebenstakt; er fand das warme, tief eingehende Interesse für seinen Beruf, das dem klugen Rath aus sanftem Frauenmund immer eine gute

Stätte verschafft, er fand ein Herz für sein Volk. In Lieb und Leid, in Ernst und Scherz, bei wichtigen Staatsangelegenheiten und bei den Genüssen der Kunst und Natur war sie ihm zur Seite als die freundliche, liebevolle Gefährtin, voll innigen Verständnisses für alles, was ihn bewegte.

Darum hat sie auch einen tiefgehenden und segensreichen Einfluß geübt, wie es wenigen Frauen vergönnt war. Fast als ein Wunder steht die Umkehr und Aenderung dieses Fürsten in der Geschichte. Sein üppiger, prachtvoller Hofhalt verschwand; er begann jetzt erst die einfache Wahrheit zu begreifen, daß sein Volk nicht nur Pflichten gegen ihn, sondern heilige Rechte auf ihn habe, die er bisher oft freventlich verletzt. Im Februar 1778 erließ er jene denkwürdige Erklärung an sein Volk, in der er die bisherigen Fehler seiner Regierung bekannte und seinen Unterthanen eine bessere Zukunft verhieß.

Daß er darin zugibt, „Maßen wir aber Mensch seind, und unter diesem Wort von dem so vorzüglichen Grade der Vollkommenheit beständig weit entfernt geblieben . . . . so hat es nicht anders sein können ꝛc. ꝛc.“ ist zwar ein sehr mäßiges Zugeständniß, aber dennoch bleibt das ganze Bekenntniß eine That innerer Kraft für einen Fürsten im vollen Besitz seiner Macht. Das Volk begann wieder ein Herz zu fassen zu seinem Fürsten und erkannte auch hierin den Einfluß seiner guten und wahrhaften Gefährtin, wenn auch die unbestreitbare Wahrheit „maßen wir aber Mensch seind ꝛc.“ in dem spätern Leben des Herzogs noch oft genug zu Tage kam.

Der Herzog that, was er konnte, seinem Franzele zu Lieb und zu Ehren. Für sie baute er das Schloß Hohenheim aus, das im Jahr 1768 schon begonnen war, das aber erst unter Franziska's Augen mit der Pracht und dem Ge-

schmack vollendet wurde, die es zu einem kleinen Wunder der damaligen Zeit machten. Hier, unter den wunderbarlichen Tempeln, Kapellen und Denkmalen aller Zeiten und Völker, in den traumhaft schönen Wintergärten, wo man inmitten des Winters wie im Frühling lustwandeln konnte, unter prächtigen Blumen und den bunten Bogen üppig blühender Gesträuche, hier verlebte er die meiste Zeit mit ihr in idyllischer Zurückgezogenheit. An die Stelle der orientalischen Prunkfeste traten ländliche Vergnügungen und mit Stolz zeigte Karl seinen Gästen die neue Schöpfung und die anmuthige Herrin derselben.

Umgeben von der Ueppigkeit des Hofes, vergöttert von dem Herzog, der z. B. um ihr einmal auf einen Hofball die feinsten Atlasschuhe zu verschaffen, einen Kurier mit unterlegten Pferden nach Wien schickte, also daß dort die gesammte Diplomatie in Alarm gerieth, blieb Franziska doch einfach in ihrem Geschmack und ihren Gewohnheiten. Nichts weniger als weichlich, war sie gegen Kälte, Zugluft und schnellen Temperaturwechsel sehr abgehärtet und gestattete fast nie, daß ihr Schlafzimmer geheizt wurde. Sie schlief am liebsten in einem ganz schmalen, niedrigen Bette, war in Speise und Trank sehr mäßig und genoß in spätern Jahren nichts als einen Kinderbrei zum Frühstück und als Dessert nur etwas Obst. Persönliche Bedienung nahm sie nur an, soweit es ihr Rang und die unsinnigen Moden damaliger Zeit durchaus erforderten.

Wie sie mit herzgewinnender Güte verstand, sich den Aermsten zu nähern, ihnen ihre kleinen Bedürfnisse und Leiden abzufragen, um helfen zu können, so fehlte ihr auch in andern Kreisen der feine Takt angeborenen Adels nicht, der ihr den Höchsten gegenüber ihre Stellung sicherte.

Die oben erwähnte Baronin Oberkirch war im Jahr 1780 mit dem Großfürsten Paul und seiner Gemahlin am württembergischen Hofe. Sie spricht mit hoher Anerkennung von der Gräfin von Hohenheim, und gewiß wird das Zeugniß einer Frau und einer Dame hohen Standes von unbeflecktem Ruf für ein unparteiisches gelten können.

„Was die Gräfin auszeichnet," schreibt sie unter Anderem, „ist eine edle, seltene Einfachheit. Die vorzüglichen Eigenschaften ihres Herzens, ihr Geist und ihre umfassende Bildung stellen sie höher als die Mehrzahl der deutschen Frauen, deren Erziehung doch durchgängig eine vortreffliche ist. Sie liebt und pflegt die Künste und würde gerne aus Stuttgart ein neues Athen gemacht haben. Den Herzog liebt sie mit einer treuen, und uneigennützigen Liebe" . . . . „Wir gingen andern Tages zum Diner nach Hohenheim, wo die Gräfin von Hohenheim ihre Gäste mit dem feinsten, vollendetsten Takt empfing. Sie wußte ihren Platz zu behaupten und Andern den rechten einzuräumen. Sie zeigte sich dankbar für die ihr erwiesene Ehre, ohne darüber erstaunt zu sein . . . . Die Gräfin selbst führte die Großfürstin, nachdem diese sie darum gebeten hatte, und nichts konnte angenehmer sein, als ihre Unterhaltung ohne Pedanterie, ohne erkünstelte Bescheidenheit — gerade so wie sie sein sollte."

Die kühlsten und nüchternsten Stimmen ihrer Zeit vereinen sich in Anerkennung ihres innern Werthes und ihrer Liebenswürdigkeit: „Es waren nicht die sehr mittelmäßigen Reize ihres Körpers," sagt der schon erwähnte württembergische Staatsmann, „wodurch diese Dame den Herzog gefesselt hatte, sondern ihr gebildeter Verstand, ihre angenehmen Sitten, und die Geschmeidigkeit, womit sie sich seinen Launen anzuschmiegen

wußte, und denen sie sehr geschickt das Gepräge der liebenswürdigsten weiblichen Tugenden aufdrückte."

Darin liegt nun freilich ein versteckter Vorwurf, der mir aber ein ungerechter scheint; denn wenn dies Gepräge der liebenswürdigsten Tugenden ein ganzes langes Leben durch im Wechsel der verschiedensten Schicksale aushält, so muß der Stoff ein ächter und guter gewesen sein.

Auf's lebendigste interessirte sich Franziska für die hohe Karlsschule, das edelste Steckenpferd des Herzogs. Sie besuchte sie fast täglich mit ihm, wohnte in seiner Gesellschaft den Deklamatorien und theatralischen Aufführungen der Zöglinge bei, ermuthigte durch ihren freundlichen Antheil die jungen Leute und wußte mit ihrer sanften, klugen Weise die üble Laune des Herzogs über kleine Vergehen der Schüler zu mildern.

Selbst jugendlich und heiter, sympathisirte sie mit der Jugend, und da sie dazu noch die einzige Dame war, die die klösterlichen Räume dieser geistigen Bildungsanstalt betrat, eine anmuthige, reizende Dame dazu; so war es kein Wunder, wenn sie von den Zöglingen leidenschaftlich verehrt wurde.

Schiller namentlich, der erste Juwel der Karlsschule, soll ein begeisterter Verehrer Franziska's gewesen sein; auch sie, wie es scheint, erkannte besser als der Herzog seine Bedeutung und nahm ihn unter besondere Protektion. Sie hatte ihn aufgefordert, eine Geschichte Württembergs zu schreiben, und das Manuscript einer solchen fand sich in Franziska's Nachlaß; es war von Schiller im Jahr 1778 geschrieben und mit einem prachtvollen allegorischen Titelblatt geziert, das von andern Zöglingen gemalt war. Außer dieser Arbeit fanden sich unter Franziska's Papieren einige Gedichte Schil-

ler's an sie, in denen er mit dem maßlosen Feuer seiner ersten Jugendergüsse seine Verehrung für die hohe Dame ausdrückt.

Sie ist der Dürft'gen Trost, sie gibt der Blöße Kleider,
Dem Durste gibt sie Trank, dem Hunger Brod,
Die Traurigen macht schon ihr Anblick heiter
Und scheucht vom Krankenlager weg den Tod

. . . .

So wandelt sie dahin auf Rosenpfaden;
Ihr Leben ist die schönste Harmonie,
Umglänzt von tausend tugendsamen Thaten:
Seht die belohnte Tugend — Sie!

Außer diesem und einem ähnlichen noch schwungvolleren Gedichte theilt A. v. Keller in einer Einladung zur Schillerjubelfeier auch den Entwurf zu den Inschriften mit, den Schiller für ein Hoffest gemacht, ganz im Geschmack jenes Zeitalters der Inschriften und Freundschaftstempel.

Ueber die Pforte: „So thun sich Ihr alle Herzen auf." Im Tempel: „Wo Franziska hineintritt, wird ein Tempel." „Tugend und Grazien wetteiferten, sich selbst zu übertreffen, und Franziska ward!" „Die Tugend wollte geliebt sein und nahm ihr Bildniß an" ꝛc.

Diese Sprache jugendlicher Ueberschwenglichkeit beweist vielleicht nicht viel; doch ist an eine aufrichtige Verehrung Franziska's dabei zu glauben, und etwas liegt darin, das uns nachsichtig stimmen muß gegen das Kind einer Zeit, in der sie, die Freundin eines Fürsten, öffentlich so gepriesen werden konnte.

Auf ihren Reisen mit dem Herzog machte sich Franziska mit auswärtigen Erziehungsanstalten bekannt, setzte sich mit

Gelehrten anderer Länder in Briefwechsel, um tüchtige Lehrer für die Schulen zu gewinnen, und damit das weibliche Geschlecht nicht in seinem Antheil an Geistesbildung verkürzt werde, gründete sie eine Ecole de demoiselles.

Fast zu bekannt, um ihrer noch zu erwähnen, ist die Anekdote, daß Herzog Karl einst, als er mit Franziska die Karlsschule besuchte, einen Zögling wegen grober Fehler tüchtig ausschalt und zuletzt fragte: „Was thät' Er sagen, wenn Er der Herzog wäre und ich der Wohlzogen?" — „Ich würd' sagen," entgegnete der Gescholtene, „komm her, Franzel, laß den dummen Kerl stehen!"

Neben dem Feensitz in Hohenheim besaß die Gräfin noch ein Haus in der Stadt, das die Baronin Oberkirch schildert als „ein wahres Schatzkästlein, mit seltener Kunst und unerhörtem Reichthum ausgeschmückt." Am glücklichsten machte sie der Herzog durch schöne Reisen, hauptsächlich in die Schweiz, die er mit ihr unternahm. Da vergaß sie wohl am leichtesten den scharfen Dorn in den Rosen ihres Glücks und träumte sich als das, was sie im Herzen längst war: das treue liebende Weib eines glücklichen Gatten.

Endlich sollte ihr auch dieser Stachel aus der Seele genommen werden. Da der Herzog katholisch war, hatte er, so lange seine geschiedene Gattin lebte, nicht an Wiederverheiratung denken können. Im Jahre 1780 starb Friederike von Baireuth. Aber die Vermählung wurde aus Staatsrücksichten immer wieder hinausgeschoben, bis endlich, am 2. Oktober 1784, Franziska dem Fürsten angetraut und sie im Februar 1786 zur regierenden Herzogin erklärt wurde.

Rührend ist der Ausdruck ihrer Freude darüber in ihrem Briefe an Niemeyer:

„Ich eile Ihnen zu melden, daß durch die Gnade des Herzogs in meiner öffentlichen Anerkennung und Erhebung zu seiner Gemahlin endlich das so lang gegebene Aergerniß, wie ich wenigstens hoffe, in den Augen der Welt sein Ende erreicht hat.

„Wohl haben Sie mich oft bei der immer wiederkehrenden schmerzlichen Empfindung über mein früheres Verhältniß zu beruhigen gesucht, aber das Gefühl der Schuld wollte mich nie ganz verlassen . . . .

„Je mehr Menschen auf mich sahen, desto strafbarer erschien ich mir. Sie fühlen gewiß mit mir, wie drückend der Gedanke blieb, und wie gerecht meine Thränen noch jetzt darüber fließen, auch nur Einem Menschen zum Anstoß geworden zu sein. Für diesen Schmerz gibt es eigentlich keinen ausreichenden Trost, keine völlige Beruhigung. Ich finde indeß eine Erleichterung darin, mein Gefühl laut werden zu lassen, ob es mich wohl zuweilen hat gereuen wollen . . . .

„Erbitten Sie mir von Gott die Kraft, auch in dem höheren Wirkungskreis noch so viel Gutes als möglich zu thun. Es ist mein ernster Wille, dadurch auch im Lande gut zu machen, was ich im Lande verschuldet habe.

Franziska, Herzogin in Württemberg."

Der Herzog zeigte seine Vermählung der Landschaft an, die ihm Glück dazu wünschte und sowohl ihm, als der Herzogin ein Hochzeitsgeschenk von je zweihundert Louisd'or machte. Der Herzog gab seinen Theil dem Waisenhaus für Soldatenkinder zu Ludwigsburg, die Herzogin verwendete den ihrigen zu milden Stiftungen an verschiedene arme Gemeinden im Lande.

Nun der stille, schwere Druck von Franziska's Seele genommen war, nun sie sich mit freier Stirn zeigen durfte als das rechtmäßige Weib des geliebten Mannes, lebte sie erst

recht auf in all' der natürlichen Heiterkeit, der frischen, lebendigen Regsamkeit ihres Wesens. Ihr feiner Geschmack, ihre vielseitige Bildung befähigten sie vollkommen, in all' die edleren Liebhabereien des Herzogs mit vollem Interesse einzugehen.

Mehr als zuvor noch war sie die Genossin seiner Freuden, die Theilnehmerin seiner Regentensorgen, seine sanfte, kluge Rathgeberin und unermüdete Pflegerin. Von ganzer Seele freute sie sich des schönen Vorrechts, eine Wohlthäterin der Armen, eine Beschützerin der Unterdrückten zu sein.

Welcher Segen auf Franziska's wohlthätiger Hand ruhte, zeigt uns eine früher schon in den Baseler Sammlungen veröffentlichte liebliche Geschichte aus dem Leben einer verwittweten Pfarrerin.

In Schorndorf lebte die Wittwe des Pfarrers Sch., der in R., in der Nähe von Hohenheim, schon öfter Beweise von Franziska's Güte und Freundlichkeit erfahren hatte, in großer Dürftigkeit. In einem sehr kalten Winter war sie einmal in dringendster Noth, die sie jedoch niemand als dem Herrn klagte. Als sie unter bittern Thränen endlich eingeschlafen war, träumte ihr, daß ihr verstorbener Gatte zu ihr trete und ihr sage: „Schlage nur die Stelle in meiner Bibel auf (die er ihr nach Kapitel und Vers bezeichnete), Du wirst da ein Goldstück finden.“ Beim Erwachen erinnerte sich die Wittwe der Stelle; sie schlug sie auf und fand kein Gold, wohl aber einen Spruch, der einen besondern Trost für bedrängte Wittwen enthielt. „Das ist besser als Gold,“ dachte die etwas getröstete Frau, doch nicht ohne einen leisen Seufzer. In diesem Augenblick trat ein Bote ein, der ihr einen eigenhändigen Brief der neuvermählten Herzogin Franziska brachte, dem diese, obwohl durch niemand von ihrer Noth

unterrichtet, einen Dukaten beigeschlossen hatte. Der Brief, der noch als Heiligthum in der Familie aufbewahrt wird, lautet:

„Meine liebe Frau Pfarrerin! Erinnern Sie sich auch noch Ihrer alten Nachbarin? Wenigstens will ich durch eine Kleinigkeit, die ich Ihnen hiemit überschicke, beweisen, daß ich noch Ihre nämliche theilnehmende Freundin bin, wie da, wo wir noch näher beisammen wohnten; und ist Ihnen das Zeugniß, daß mir Ihr Wohlergehen, Ihre Zufriedenheit nicht gleichgiltig ist, so schreiben Sie mir, wie Sie leben, was Sie mit ihrer ganzen Familie machen und versichern sich aller guten Wünsche, sowie der wahren Ergebenheit Ihrer,

meine liebe Frau Pfarrerin,

wohl affektionirten

Franziska."

Von der Hand der Wittwe ist diesem Brief ein Blättchen beigefügt mit den Worten: „Gott, der Vergelter jeder guten Handlung, wolle ihr mit ewigem Segen vergelten, was sie auch uns Gutes erwiesen hat!"

Früher schon, als die Familie noch in ihrer Nähe lebte, hatte Franziska auf die zarteste Weise kleinen Verlegenheiten abzuhelfen gesucht. In einer Krankheit des Pfarrers, die sie zufällig erfuhr, schreibt sie der Pfarrfrau ihr herzliches Bedauern und fügt bei: „Hiemit überschicke ich ein wenig Himbeersaft, vielleicht nimmt solchen der Herr Pfarrrer gern mit Wasser vermischt zu sich. Ich weiß auch, daß man nicht immer baares Geld im Vorrath hat, und daß Sie solches, dem Herrn Pfarrer Gutes zu thun, doch brauchen könnten; also schließe ich eine Kleinigkeit bei und wünsche, daß Gott den Herrn Pfarrer wieder möchte vollkommen gesund werden lassen." In einer ganzen Reihe von Briefen an diese Frau

zeigt die Herzogin, daß sie in jeder Lage die innige, rein menschliche Theilnahme, das zarte Verständniß für die Zustände und die Gefühle Anderer bewahrt hat.

Ihr Vater hatte ihre Erhebung zur Herzogin nicht mehr erlebt. Die Mutter, deren Herz längst bei dem Kinde geweilt, vermochte nach seinem Tode keinen Groll mehr zu bewahren, und mit unaussprechlicher Freude durfte sie Franziska bei sich empfangen. Der Herzog behandelte seine Frau Schwiegermutter mit allem schuldigen Respekt und stellte sich gut mit ihr. Sie willigte endlich ein, als Geschenk des Schwiegersohns das Schlößchen in Oberensingen bei Nürtingen zum Wittwensitz anzunehmen und bewohnte es bis zu ihrem Tode. Und doch betrachtete sie den Glanz und das Glück der Tochter stets mit einer gewissen Scheu, — auch sie konnte den Weg nicht vergessen, der dazu geführt. Sie nannte sie nie „die Herzogin“, nur „meine Tochter von Hohenheim“; sie war nicht zu bewegen, ihren Wohnsitz in Stuttgart zu nehmen; ja, sie fuhr nie in einem Hofwagen, sondern besuchte die Tochter nur in einer besonderen Miethkutsche. Als einst Herzog Karl mit glänzendem Gefolge zu einer Jagd in der Nähe von Nürtingen ritt, rief ihm ein Kutscher aus dieser Stadt zutraulich zu: „Ew. Durchlaucht, d' Schwieger hab' i gestern gut heimgebracht!“

Franziska's Schwestern, schön und begabt wie sie, verheirateten sich alle standesgemäß, — man sagt der guten Herzogin nach, sie habe überhaupt eine große Freude am Heiratstiften gehabt, — und sie versorgte sie glänzend in ihrer Nähe. Diese Fürsorge für ihre Verwandten ist fast der einzige indirekte Tadel, den der gestrenge „württembergische Staatsmann“ gegen sie aufbringt. „Freilich,“ sagt

er, „versorgte sie ihre Familie mit den einträglichsten Aemtern,“ aber fügt er selbst hinzu, „doch erdreiste sich niemand, deßhalb einen Stein auf sie zu werfen; er sei denn gewiß, daß er in ihrer Lage nicht auch das Nämliche gethan hätte. Diese Dame hat im Ganzen sehr große Verdienste um Würtemberg.“ Ich möchte wohl wissen, ob er es edler gefunden hätte, wenn sie ihre Familien vergessen und in der Dunkelheit gelassen hätte!

Ihre und des Herzogs gegenseitige Liebe, die an Herzlichkeit und steter Innigkeit immer den Charakter ehelicher Liebe getragen hatte, wurde nicht abgekühlt durch das volle Recht des Besitzes.

Justinus Kerner theilt in seinem „Bilderbuch“ ein Billet mit, das der Herzog aus Kirchheim am Neckar an seine Gemahlin schrieb, und das ich mir nicht versagen kann, hier wiederzugeben:

„Herzallerliebstes Franzele! Schon der Anfang meiner Fahrt war sehr angenehm, um vier Uhr bin ich hier angekommen und habe bis diesen Augenblick einen fatiguanten Augenschein eingenommen. Jetzo stehen dreißig Personen vor meinem Tisch, um einen Vergleich wo möglich zu erzielen, welches noch lange dauern wird; doch werde ich mein Möglichstes thun, um nicht gar zu spät zu kommen. Aber ich lasse nicht nach bis verglichen ist, ich kann fast nicht mehr reden. Aber schönstes Weible! das Wichtigste! Hast Du mich auch gern? Ich habe hundertmal an Dich gedacht, auch daß Du meine Geduld belohnen würdest. Adieu, Engel! Ich küsse Dich tausendmal in Gedanken und bin von Herzen Dein bis in den Tod.

Der regierenden Herzogin

Meiner allerliebsten Frau in Stuttgart.“

Franziska kleidete sich mit dem Geschmack, der ihr eigen war, mehr zierlich als prächtig, übrigens aber ganz nach den Forderungen der damaligen Mode. Justinus Kerner erinnert sich ihrer noch „in weitem Reifrock mit schlanker Taille, hoher, gepuderter Frisur, auf der hoch oben eine gelbe Schleife wie ein Kanarienvogel saß.“ Uns scheint das freilich nicht sonderlich geschmackvoll; doch unsere jungen Damen, die sich gern in Rokoko maskiren, wissen wohl, daß ein hübsches Gesicht nichts verliert bei der gepuderten Frisur, und wer weiß, ob ein späteres Geschlecht nicht am Ende die hohe Frisur der Herzogin sammt Kanarienvogelschleife noch hübscher findet, als Coiffüren unserer Tage, die mit falsch unterlegten Scheiteln den menschlichen Kopf zur doppelten Breite ausbauchen oder mit großer Kunst eine viereckige Kopfform zu Stande bringen.

Die Liebe des gutmüthigen Volks, das unter einer besseren, gerechteren, wenn auch lange noch nicht tadelfreien Regierung wieder neu auflebte, wandte sich wieder in vollem Maße dem angestammten Herrscher zu, der freilich, wie wenige, die Gabe der Popularität besaß, die bei einem Regenten in den Augen des Volkes so vieles bedecken kann. Das häusliche Glück des Herrscherpaares wirkte wohlthuend und erwärmend in alle Kreise der Gesellschaft; der Herzog und sein Franzele, die fast unzertrennlich waren, wurden, wo sie zusammen sich zeigten, wohlbekannte, hochwillkommene Erscheinungen, die mit Jubel begrüßt wurden und jetzt noch beim Volke in freundlichem Andenken stehen.

Aber nicht lange durfte Franziska dies ungetrübte Glück genießen. Das Geschick forderte seine Sühne. Es hatte ihr die Mutterfreuden versagt; es führte sie, viel früher als sie gedacht, von dem Glanze des Thrones in die stille Wittwen-

kammer. Nach langer, beschwerlicher Krankheit und einem schweren Kampfe, in dem er die Bitterkeit und den ganzen furchtbaren Ernst des Todes empfinden mußte, starb Herzog Karl am 21. Oktober 1793, sieben Jahre nach Franziska's Ernennung zur Herzogin, zu Hohenheim, in ihren Armen.

Dieser schwere Wendepunkt im Leben einer Frau ist gewiß am schwersten für eine Fürstin, bei welcher der Wechsel der äußeren Lage ein so ungeheurer ist.

Es war Franziska nicht vergönnt, ihren geliebten Herrn im Frieden zu beweinen. Noch so lange der Herzog todt auf seinem Sterbebette lag, wurden in den Nebenzimmern Tapeten herabgerissen und alle Schränke versiegelt, „auf Befehl Serenissimi", wie man sagte; höchst wahrscheinlich aber auf Befehl unverschämter Hofherrn, die sich der neuen Sonne zuwandten.

Franziska, die in der letzten Zeit Tag und Nacht an dem Schmerzenslager ihres Gatten zugebracht, mußte sich von dem Hofgesinde die Oeffnung eines Schranks mit ihrer Garderobe erbetteln, nur um Wäsche wechseln zu können. Sie fügte sich mit Würde und Sanftmuth darein; ihr Leid war zu tief, als daß sie sich über Aeußerlichkeiten hätte betrüben können. Später, scheint es, hat der Regent besser eingesehen, was er der edlen Wittwe eines berühmten Vorgängers schuldig war. Es wurde ihr das Schloß in Kirchheim unter Teck als Wittwensitz angewiesen; sie zog in aller Stille ein und lebte dort als „eine rechte Wittwe" dem Andenken ihres lieben Karl's in den Uebungen der Wohlthätigkeit und einer anspruchslosen Frömmigkeit. Die Sommermonate verbrachte sie in dem Schlosse zu Sindlingen.

Sie bildete ihren Hofhalt zunächst aus ihren Schwestern und Verwandten, dann aus hohem und niederem Adel ver-

schiedener Art. Ihre große Güte und Wohlthätigkeit zog auch blutarme adelige Familien nach, und die kleine Stadt Kirchheim erhielt durch dies adeliche Element eine eigenthümliche Färbung.

Daß die Frau Herzogin wirklich einen zahlreichen, ihrem Rang angemessenen Hofhalt besaß, zeigt ein Auszug des Hof- und Staatshandbuchs vom Jahre 1809, wonach sie noch 58 Personen zu Diensten hatte, unter denen sich, außer einem Hofcavalier, zwei Hofdamen und zwei Hoffräulein finden, ferner ein Wittumsrath, der aus vier Beamten bestand, auch ein Hoffourier, ein Kaffeesieder, zwei Vorreiter, nebst anderem uns entbehrlich dünkendem Gesinde, das sich die sonst einfache Frau wohl nur im Gefühl ihrer nun berechtigten Würde gefallen ließ.

Die Trauergewänder um ihren seligen Herrn legte sie nie mehr ab. Die Schleppkleider von schwarzer oder grauer Seide, das Wittwenhäubchen, aus dem ihre blonden Löckchen hervorsahen, ließen sie älter erscheinen, als sie war, hoben aber ihre feine, weiße Farbe und die fürstliche Anmuth ihrer Gestalt vortheilhaft hervor.

Wie sie immer frommen Sinnes gewesen war, so beschäftigte sie sich jetzt mehr und mehr mit ernsten Dingen. Die Schriften Jakob Böhme's übten große Anziehungskraft auf sie, sie studirte sie mit großem Eifer und ließ sich gern darüber belehren.

Auch für den bekannten Mystiker Michael Hahn interessirte sich Franziska auf's lebhafteste. Wegen seiner Erbauungsstunden und der vielfachen Bewegung, welche sie hervorriefen, wurde der fromme Eiferer vielfach vor geistliche und weltliche Gerichte gestellt. Herzogin Franziska gab ihm ein

Asyl, indem sie ihn als untergeordneten Verwalter auf ihr Gut in Sindlingen berief, wo er bis zu seinem Tode unangefochten blieb und unter ihrem Schutze seine Versammlungen hielt, seine Schriften ausarbeitete und die eigenthümlichen Lieder dichtete, deren unendliche Länge wir eben so bedauern, als wir den Reichthum und die Feinheit der Gedanken darin bewundern müssen.

Auch mit der Brüdergemeinde in Herrenhut lebte sie in den letzten Jahren in lebhaftem Verkehr. Uebrigens hat sie ihre Frömmigkeit nie zur Schau getragen oder ihrer Umgebung aufgenöthigt; sie blieb anspruchslos, heiter und liebenswürdig und zeigte sich nicht als eine Heldin, aber als eine gute und liebenswerthe Dame, selbst in den Augen ihrer Kammerfrauen.

König Friedrich, der dritte Nachfolger Herzog Karl's, behandelte sie mit aller Rücksicht; sie erschien aber nie mehr bei Hofe, strebte nie mehr nach der vergangenen Herrlichkeit zurück, noch weniger nach einem Einfluß auf öffentliche Angelegenheiten. Sie fügte sich ohne Bitterkeit in das natürliche Loos einer gefallenen Größe, da und dort übersehen und vergessen zu werden; aber sie freute sich herzlich jedes Zeichens von Beachtung und Anhänglichkeit. Als sie einst durch Cannstatt fuhr, wurde sie von den dortigen Beamten ehrfurchtsvoll begrüßt und junge Mädchen überreichten ihr feierlich die ersten, frühreifen Trauben. Sie war darüber sehr erfreut und gerührt; „solcher Attention sind wir nicht mehr gewöhnt," sagte sie mit wehmüthigem Lächeln.

An ihrem kleinen Hofe, in dem Kreise, dessen Sonne sie war, hielt sie aber auf fürstliche Etikette neben all' ihrer natürlichen Güte und Freundlichkeit. Sie zeigte sich selten

anders als im Wagen von vier behäbichen Schimmeln gezogen, von einem Läufer und Heiduken begleitet, und bei den Gesellschaften, zu denen sie nicht nur den Adel, sondern auch die bürgerlichen Honoratioren des Städtchens einlud, konnte man über der liebenswürdigen Wirthin nie die Frau Herzogin vergessen.

Die angeborene Frische und Heiterkeit ihres Wesens verließen sie auch in spätern Jahren nie. Sie umgab sich gern mit der Jugend, besonders liebte sie es, verwaiste adelige Fräulein aufzunehmen und sie zu erziehen. Ihre höchste Freude soll gewesen sein, wenn sie ihre Schützlinge zuletzt noch glücklich unter die Haube bringen konnte. Ueber einen alten, ledigen, seltsamen Herrn von Bauz aus Sachsen soll sie sehr ungehalten worden sein, weil sich derselbe zwei Winter hindurch an ihrem Hofe fetiren ließ und dann doch schnöder Weise wieder ledig davon ging.

Obgleich sie dem fürstlichen Prunk entsagt hatte, so blieb ihr doch die Freude am Schaffen und Bauen. Sie liebte sehr, wenn auch in bescheidenstem Maße, unter eigener Aufsicht kleine Bauten ausführen zu lassen. So ließ sie sich im Schlosse zu Kirchheim zwei Zimmer bauen und einrichten, deren Tapeten mit Blumen und grünem Gebüsch bemalt waren, zum Ersatz für den feenhaften Wintergarten, der ihr zu Hohenheim im Januar den Frühling hergezaubert hatte.

Auch ohne Musik konnte sie nicht leben. An der Stelle der weltberühmten Kapelle des Herzogs hielt sie zwei Hofmusiker. Wenn sie Gäste hatte, so gab sie mit Hinzufügung der Kirchheimer Stadtmusikanten Konzerte, kleine Bälle für ihre Gäste und den Adel des Städtchens.

Wenn die Herrschaften dann geendet hatten, wurde der

geschmückte Saal der Dienerschaft geöffnet, welche nun ihren Nachball halten durfte, dem die Frau Herzogin mit herzlichem Ergötzen zusah.

Kinder liebte sie vor allem, und ihr Bild als das einer freundlichen Fee hat sich viel jungen Herzchen eingeprägt. Gar oft nahm sie ein paar kleine Lieblinge zu sich in den Wagen; an Ostern wurde in den grünen Büschen des Schloßgartens eine reichliche bunte Bescheerung für die glückliche Jugend verborgen; auch einige Mal des Jahres sandte die Herzogin den gallonirten Hoflakaien, um die Honoratiorenkinder des Städtchens einzuladen, und solche Einladungen waren ein unvergeßliches Fest für die Kleinen.

Mit welch' ehrfurchtsvollen Schauern zogen sie durch die Gänge des Schlosses bis zu dem Staatszimmer, wo sie die Frau Herzogin empfing! Es war Etikette, den Rock der Dame zu küssen, aber sie verhinderte dieß immer durch einen Kuß auf den Mund. Das Gespräch bestand aus einigen freundlichen Fragen und schüchternen Antworten; zuletzt aber überreichte eine Kammerfrau der Herzogin ein Kästchen mit vielen Fächern, aus dem sie den Kindern zierliche Geschenke: goldene Kreuzchen, Ohrenglöckchen, gläserne Herzchen &c. vertheilte, worauf sie die kleine Schaar zum Spiel in den schönen Schloßgarten entließ.

Am Geburtsfest der Frau Herzogin zogen sie dann in besonderem Staat in's Schloß, um mühsam erlernte französische Gratulationsgedichte zu deklamiren. Sie wurden immer mit der gleichen Güte und Freundlichkeit aufgenommen, wenn auch einmal die schüchterne Ludovike stecken blieb, als sie «qu'elle vive!» rufen und dazu mit der Hand nach den Wolken fahren sollte. Stadtschreibers Lotte war herzhafter und dekla-

mirte siegreich ihr Gedicht durch, wofür sie extra mit einem goldenen Kettlein honorirt wurde.

*
* *

Franziska hatte sich durch lange Jahre einer blühenden Gesundheit erfreut; kleine Leiden und Beschwerden verbarg sie, da sie nie liebte, daß viel Umstände mit ihrer Person gemacht würden. Erst im März 1810 berief sie ihren Leibarzt, den nachmaligen Professor Eschenmayer, um ihn wegen eines beschwerlichen und schmerzhaften Unterleibsleidens zu befragen. Aber alle verordneten Mittel, brachten keine Erleichterung.

Allzugroßes Vertrauen setzte die Herzogin nicht in die Macht der ärztlichen Kunst. Sie glaubte fest, daß ihr Lebensziel von jeher bestimmt und festgesteckt sei, und daß ärztliche Hilfe nur Linderung ihrer Schmerzen bringen könne. Deßhalb gebrauchte sie auch schmerzstillende Mittel viel häufiger als die Aerzte für gut fanden und auch verlangte sie von diesen immer nur Linderung der Schmerzen und wollte das Uebrige der Natur überlassen.

Ihre Leiden wurden aber so beschwerlich, daß sie sich im Sommer 1810 entschloß, nach Karlsbad zu reisen. Der Arzt in Karlsbad wies sie an einen Doktor Stark in Jena. Von Jena reiste sie, da man das Uebel immer bedenklicher fand, nach Leipzig; von dort wurde sie an einen erfahrenen alten Arzt in Dresden gewiesen. Von Dresden ging die müde Frau nach Herrenhut, wo sie einige Wochen ruhte und einen alten Doktor Schwertner brauchte, der ihr Uebel für minder gefährlich hielt.

Nur langsam konnte sie von da zurückreisen und mußte in Nürnberg mehrere Tage verweilen. Sie berief dort den bekannten Dr. v. Hoven, um sich mit ihm über ihre Zustände zu berathen. Der Arzt erkannte ihr Uebel als ein unheilbares

und konnte ihr nur Palliativmittel verordnen. Da ihr diese aber Erleichterung gewährten, so verweilte sie länger in Nürnberg und hoffte, noch hergestellt zu werden. Dr. v. Hoven war ein ehemaliger Zögling der Karls-Akademie und die Herzogin lebte auf, wenn sie sich im Gespräch mit ihm in die alten Zeiten zurückversetzen konnte; er mußte täglich mit ihr speisen, und sie war unerschöpflich in immer neuen Reminiscenzen, die ihr aus diesen Tagen ihres Glücks kamen.

Vom September bis November hatte sie in Nürnberg verweilt. König Friedrich, der gestrenge Herr, bemerkte — weiß nicht aus welchen Gründen — sehr mißfällig den langen Aufenthalt der Herzogin im Ausland; Dr. v. Hoven erhielt den Auftrag, sie zur Rückkehr zu bewegen, und sie entschloß sich dazu ohne Schwierigkeit. König Friedrich schickte ihr seinen eigenen Leibmedikus, Dr. Klein, bis Ulm entgegen, der sie zurückbegleitete und sich mit ihrem Arzt über die Krankheit berieth.

Am 6. Dezember kehrte die kranke und reisemüde Frau in ihr liebes Kirchheim zurück. Ihre Umgebung, von der sie mit großer Freude wieder empfangen wurde, fand die Frau Herzogin viel besser aussehend als sie gefürchtet; sie selbst verhielt sich still zu den vielen lauten Freudenbezeugungen ihres kleinen Hofes und ihrer getreuen Stadt.

Sie hatte sich in den letzten Jahren viel mit dem Gedanken an den Tod beschäftigt und war damit vertraut. Sie hatte früher den sehnlichen Wunsch geäußert, dereinst an der Seite ihres geliebten Karls begraben zu werden; aber sie fürchtete, es werde ihr, als einer nicht Ebenbürtigen, eine Stelle in der fürstlichen Gruft versagt werden und war zu bescheiden, um darum nachzusuchen. So bat sie denn, lange vor ihrem Tode, daß man sie einst in der Kirche zu Kirchheim beisetzen möge.

Während ihrer ganzen Krankheit blieb sie anspruchslos und bedürfnißlos, wie sie immer gewesen; mit äußerster Anstrengung leistete sie sich selbst alle Dienste, die sie für Andere lästig oder beschwerlich hielt, und beharrte trotz aller Bitten darauf, bis es die zunehmende Schwäche ihr unmöglich machte.

Noch bis in die letzten Tage widmete sie den ganzen Morgen bei geschlossenem Zimmer in tiefer Stille frommen Betrachtungen, der Lektüre religiöser Bücher, und öffnete ihre Thüre nicht vor zwei Uhr dem ersten ärztlichen Besuch; auch in Herrenhut hatte sie immer, so lange es ihre Kraft gestattete, dem Gottesdienst und Abendmahl beigewohnt.

Sie wollte nicht zugeben, daß jemand bei ihr wache und verlangte noch in der letzten Nacht, daß außer ihrem Leibarzt niemand bei ihr bleiben solle.

So gefaßt sie längst auf ihren Tod war, so glaubte sie ihr Ende doch nicht so nahe und sprach immer eine eigenthümliche Furcht vor dem Neujahrstag aus: „Ich scheue mich vor der Unruhe und der Bewegung der vielen Gratulationen,“ sagte sie oft.

Sie hatte das nicht mehr zu fürchten. Am Morgen des Neujahrstags 1811 verschied sie sanft, ergeben und freudig, in demüthigem Glauben und seliger Hoffnung.

Sie wurde am 6. Januar in der Kirche zu Kirchheim beigesetzt in einer dazu eigens gemauerten Gruft, tief und aufrichtig betrauert von allen, die ihr nahe gestanden. Was sie gefehlt, das sei der ewigen Barmherzigkeit zur Sühne anheimgegeben, auf die sie allein Vertrauen gesetzt; auf Erden ist es gesühnt worden durch den Segen des dankbaren Landes, dem sie ein guter Engel gewesen ist.

Dem Abgrunde zu.

Schicksalstragödien sind nicht mehr „Mode“, nur die antiken werden noch als Merkwürdigkeit gelesen; das Leben aber führt sie manchmal noch auf. Wenn wir jedoch aufmerksam dem dunkeln Faden folgen, der sich durch das Geschick mancher Menschen, ja ganzer Geschlechter zieht, so finden wir die einfache Wahrheit wieder, die schon in den Tragödien der Alten, die in Millners einst vielbewunderten Schicksalstragödien niedergelegt ist: Es gibt unverschuldetes Leid; die Sünde aber und der Jammer und Fluch, den sie bringt, ist nie bloßes Verhängniß, sondern Schuld des verkehrten Menschenwillen.

Auf manchem Geschick, ja selbst auf gewissen Tagen und Orten scheint freilich oft der Unsegen zu liegen wie eine drohende Wolke, von der man nicht weiß, wenn sie herabbricht als vernichtendes Gewitter. Nun, auch das liegt in höherer Hand und soll dem achtsamen Gemüth nicht erscheinen als unabwendbares Verhängniß, nur als Warnung, daß der Schlag, wenn er je treffen soll, doch nicht treffe als Strafe.

Da war denn auch ein hübsches kleines Landhaus in der Nähe einer Garnisonsstadt, vom Volke das „Schlößchen“, mitunter auch, — weiß nicht aus welchem Grunde, — die Unnoth benannt, über dem ein besonderer Unstern zu walten schien, und doch hatte ein Hauptmann Stromberg es erworben, um seine Neuvermählte darin einzuführen.

Abergläubischen Gemüthern dünkte es ein gewagter Kauf; denn von den bisherigen Bewohnern war noch keiner darin glücklich gewesen.

Das Schlößchen war noch ziemlich neu; vor etwa dreißig Jahren hatte es ein unternehmender junger Wirth erbaut zum Ziel der Ausflüge für die lebenslustigen Stadtbewohner, und er versprach sich große Dinge davon, da es das erste Café war, das in Stadt und Gegend errichtet wurde. Der halbfranzösirte Herr Wirth verbat sich den sonst üblichen frommen Zimmerspruch bei Aufrichtung des Hauses. „Das ist nur alter Aberglaube, davon weiß man in Paris nichts.“ Er taufte es selbst: „Zum angenehmen Plaisir“ und eröffnete es mit einem solennen Doppelball. Oben tanzten die Offiziere und Honoratioren nach der Trompetermusik der Garnison, unten Handwerker nach den gemischten Instrumenten des Stadtmusikus. Ein alter Maurer, der an dem Hause mit gebaut, schüttelte bedenklich den Kopf dazu: „Das ist ein leichtfertiger Anfang,“ meinte er, „das thut nicht gut; wo der Herr das Haus nicht bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen.“ Man lachte ihn aus, und oben bliesen die Trompeter und unten geigten die Zinkenisten, daß man seine Warnungsworte nicht mehr vernahm.

Ein junger Steinhauer, der sich dünkte ein halber Bildhauer zu sein, weil er einmal einen Posaunenengel auf einen Grabstein ausgehauen hatte, wagte sich eine Treppe höher auf den Ball ersten Ranges. Eines Finanzraths Töchterlein, das ihm einen Walzer bewilligt hatte, erfuhr in der Pause mit Entsetzen, daß ihr Tänzer ein Maurergesell sei; ihr Anbeter, ein junger Referendarius, bewies dem kecken Burschen schlagend, indem er ihn die Treppe hinunterwarf, daß er sich vermessen

in einen Kreis von höherer Bildung gedrängt habe. Der junge Mensch fiel unglücklich und brach das Genick; das gab große Empörung im Volke, und nur mit Mühe konnte eine blutige Schlägerei verhindert werden. Die bestürzte Honoratiorenschaft entfloh auf einer Leiter durchs Fenster, während die wüthenden Werkleute die verschloss'nen Thüren oben einschlugen, und der Wirth hatte die größte Noth, sein neues Eigenthum vor gänzlicher Zerstörung zu sichern. Durch Militärgewalt wurde Ruhe geschafft; aber es war eine unselige Einweihung, und die Nacht, die mit Trompeten und Flötenlauten begonnen hatte, endete in Flüchen und Todesstöhnen.

Allmählich verwischte sich freilich der peinliche Eindruck jener Nacht. Vom Volke wurde zwar das Wirthshaus zum „angenehmen Plaisir" beharrlich gemieden, aber Beamte und Offiziere brachten allein oder mit Familie manchen heitern Abend hier zu. Doch wollte kein rechtes Gedeihen in die Wirthschaft kommen. Die Damen speisten mit den lieben Kleinen meist saure Milch, oder tranken Thee, den sie selbst mitbrachten und sich vom Wirth nur Wasser und Milch dazu ausbaten; die Herren tranken Bier, von dem er nur geringen Vortheil hatte, und die lieben Kleinen, die man mitbrachte, verderbten oft mehr an Haus und Garten, als die ganze Gesellschaft verzehrte.

Als dann der Besitzer einer romantisch gelegenen Mühle der Nachbarschaft, Vater einer hübschen Tochter, eine Wirthschaft eröffnete, da wurde es Mode zum schönen Müllerstöchterlein zu lustwandeln, und das „angenehme Plaisir" stand verlassen. Nach einem Jahr wurde die Inschrift über dem Portal abgenommen, das Haus versteigert, und der

Wirth ging mit den geringen Trümmern seiner Habe nach Amerika.

*
* *

Ein strebsamer Apotheker, der sich Chemiker nannte und der sein sichres Geschäft aufgegeben hatte, um Seidenraupen zu ziehen, kaufte das angenehme Plaisir. Die Tische und Bänke im Garten wurden weggeschafft; die Akazien, die eben anfingen Schatten zu geben, wurden ausgereutet, und der ganze Garten mit Maulbeerbäumen bepflanzt. Die untern Räume wurden zum Quartier für die Raupen eingerichtet, oben war der Gelaß für Spinnereien und zum Abhaspeln der Cocons; ja, es standen schon die Webstühle bereit, an denen später die Seide der zukünftigen Raupen gewoben werden sollte, die sich von den neugepflanzten Maulbeerbäumen dereinst ernähren würden.

Ehe die Maulbeerbäume wuchsen, sollten die Raupen künstlich ernährt werden. Als der Chemiker dachte, jetzt werden sie das Futter gewöhnt sein, das er sehr geschickt nach den Grundbestandtheilen der Maulbeerblätter präparirt hatte, waren die einfältigen Thiere sämmtlich krepirt. Es wurden andre angeschafft, die bis zum Einspinnen kamen; da wurden aber die Cocons im Haspeln verdorben, und als endlich die Maulbeerplantage in's Gedeihen kam, da hatte der Herr des Hauses selbst gänzlich abgesponnen und das Anwesen wurde zum zweiten Mal verkauft.

*
* *

Ein Kunstgärtner wagte sich an das Schlößchen. Der riß die Maulbeerbäume heraus und legte den Garten in

schöner, geschmackvoller Weise an; jetzt schmückten ihn schöne Rosenbäume und blühende Gesträuche, auch ein anmuthiges kleines Bassin mit einem Springbrunnen in der Mitte von alter Zeit her. Der Garten wurde vielfach bewundert und der Gärtner hatte gute Zeit, wenn ein Ball, eine Hochzeit oder ein Leichenbegängniß in höheren Kreisen einfiel, hatte auch wohl hie und da Blumenstöcke zu einer Geburtstags-feier zu liefern. Aber die Stadt war nicht groß und reich genug, um einen Kunstgärtner zu ernähren; ein schweres Hagelwetter zerschlug die Scheiben seiner Frühbeete, vernichtete Blumenflor und Gemüse und bald hauste in dem angenehmen Plaisir hinter den blühenden Rosen- und Granatbäumen der stille Mangel und die bittre Sorge.

Der Gärtner hoffte immer noch sein Anwesen in's Blühen und Gedeihen zu bringen; da stürzte er im Frühling von einem hohen Baum und starb nach langer Krankheit an den Folgen dieses Falles. Seine trostlose Wittwe suchte lange vergeblich das ominöse Lusthaus zu verkaufen.

* * *

Heute aber, an einem herrlichen, sonnenwarmen Tag im wunderschönen Monat Mai schienen alle Spuren einer so traurigen Vergangenheit von dem Schlößchen verwischt zu sein. Wie die verjüngte Erde selbst prangte es in bräutlichem Schmuck, um ein glückliches junges Paar zu empfangen. Im Garten unten blühte und duftete es von allen Seiten um die Wette, frühe Pfingströschen und die rothen Apfelblüthen dazwischen; am Schlößchen waren Blumengewinde von einem Fenster zum andern geschlungen; über dem Portal prangte ein „Willkommen" von einem riesigen Kranz eingefaßt, sogar die breite

Freitreppe war noch mit Blumen und Grün bestreut, das von der Bekränzung übergeblieben war.

Ein junger Hauptmann von Stromberg hatte sich diesen anmuthigen Sitz für seinen neubegründeten Ehestand erkoren und er hoffte, mit dem Sonnenschein seines jungen Glückes alle Nebel trüber Vorbedeutungen zu zerstreuen. Keine Wohnung war ihm sonnig und freundlich genug erschienen für seine junge Frau, die, obgleich früh verwaist, doch bis jetzt ein verwöhntes Kind des Glückes gewesen war. Er konnte ihr nichts bieten, als den ehrenvollen Namen eines tapfern Kriegers, eine schöne männliche Gestalt; sie aber gab ihm mit ihrer vielgesuchten Hand, mit der ganzen Grazie und Liebenswürdigkeit ihres Wesens ein reiches Vermögen mit freudigem Herzen hin. Sie hatte um seinetwillen mit ihrer ganzen Familie gebrochen, die in „spießbürgerlichem" Vorurtheil die Heirat mit einem Soldaten durchaus nicht zugeben wollte; — da sollte es denn seine Sorge sein, ihr Leben so sonnig als nur möglich zu machen und ihr das todte Geld als lauter lebendige Glückseligkeit und Lebensfreude zurückzugeben. Dies Landhaus schien ihm nun wie geschaffen für seine Wünsche. Emilien's Vermögen war bedeutend genug, daß er den Ankauf und die Kosten einer eleganten Herstellung wagen konnte; die Entfernung von der Stadt war nicht zu groß, und sollte ihn seine Pflicht noch einmal in's Feld rufen, so war das eine allerliebste Einsamkeit für eine junge Strohwittwe.

* * *

Heute nun sollte das glückliche Paar nach einer kleinen Hochzeitreise seinen Einzug in den Feensitz halten, und die

großartigen Anstalten, die Stromberg's Freunde zum Empfang getroffen, hatten zahlreiche Zuschauer aus dem Städtchen herbeigelockt: Buben und Mädchen jeden Alters, Mägde, die schaulustiger waren als die schreienden Kinder, welche sie als Vorwand mitgeschleppt, und vor allem die ominösen alten Weiber mit häßlichem Gesicht und zerlumpten Kleidern, die sich überall am meisten vordrängen, wo es was zu sehen gibt, — sei es ein Hochzeitzug oder ein Sarg.

Der wartenden Menge wurde die Zeit lang, den Offizieren, die oben im Salon den Freund mit einer kleinen Collation empfangen wollten, noch länger, und bald hätten sie einen Vorangriff auf die Champagnerflaschen gemacht. Kein Wagen zeigte sich weit und breit; — endlich sah man zwei Reiter nahen. „Das werden die Vorreiter sein!" rief ein Bube. „Dummer Kerl, ein König ist er grad noch nicht!" fuhr ihn der andre an, „nur Könige haben Vorreiter!" „Eine Frau, eine Frau reitet mit!" schrieen die ersten Vorposten, und die Masse drängte sich mit Jubel und Verwunderung dem hier noch unerhörten Schauspiel einer reitenden Dame entgegen.

Es war Stromberg und seine junge Frau, die im fröhlichen Uebermuth des neuen Glückes auf der letzten Station eins seiner prächtigen neuen Reitpferde bestiegen hatte und nun aber, überrascht durch die unerwartete Zuschauermenge, sich doch etwas schüchtern näher an ihn drängte.

Es war ein anmuthiges Bild, des schönen Maitags würdig. Die feine graziöse Gestalt der jungen Frau im grünseidnen Kleid, dem schwarzen Hütchen mit wallenden Federn an der Seite des stattlichen Kriegers, der in seiner männlichen Haltung mit dem Ausdruck berechtigten Selbst-

gefühls so recht ein passender Schutz für das zarte, schmiegsame Wesen schien.

Etwas beklommen durch den Zudrang der gaffenden Menge, ritt das schöne Paar voran. Als militärischer Gruß schallte ihnen vom Schlößchen ein lustiges Peletonfeuer entgegen; auf dem Balkon standen in glänzendem Waffenschmuck Stromberg's Kameraden und riefen ihnen ein jubelndes Hurrah zu. So zogen sie ein durch die Allee blühender Bäume im goldnen Sonnenschein, jung und schön, reich und glücklich, liebend und geliebt, voll zuversichtlicher Hoffnung, keine Wolke am lichtblauen Himmel, keine trübe Ahnung in ihrer Seele; — wer weiß das Ende?

Die Kameradschaft ist eine schöne Beigabe des Militärstandes und gedeiht in ihm mehr als in jedem andern Beruf, wo selten eine Männerfreundschaft die Studienjahre überdauert. Auch bei Emilien schwand der letzte Rest vom Vorurtheil gegen den Soldatenstand bei der offnen, herzlichen Begrüßung der Waffenbrüder; sie fühlte sich geschätzt und gehoben als das liebende Eigenthum des Einen unter der treuen Hut des ganzen Kreises.

Kaum fand sie Zeit und Muße, die schönen Zimmer, die freundliche Aussicht ihrer neuen Heimat zu bewundern; zu Ruhe und innerer Sammlung konnte sie hier so wenig kommen als auf der raschen Hochzeittour durch die Herrlichkeiten einer glänzenden Residenz. Im Gartensaal unten war das Festmahl bereit; der Oberst selbst führte sie mit ritterlicher Galanterie an den Ehrenplatz und stellte sie den Frauen der Offiziere vor, die sich dazu eingefunden hatten.

Die Damen waren durch den auffallenden Einzug etwas eingenommen gegen die junge Frau; aber Emilien's anspruch-

loses Auftreten, ihre natürliche Munterkeit und leichte Unterhaltungsgabe gewannen ihr bald die Herzen. Die Heiterkeit stieg, es folgten sich immer stürmischere Toaste; die Liebe der Kameraden zu Stromberg steigerte sich zu leidenschaftlicher Begeisterung; sein Bild verklärte sich von dem eines braven Offiziers zu einem Ritter ohne Furcht und Tadel, bis sich endlich um Mitternacht die Gäste trennten.

So waren sie nun allein. Ein Gedanke an die Bedeutung des Tages, an den Ernst des neuen Lebenskreises, in den sie nun eintrat, stieg in Emilien's Seele auf; sie fühlte das Bedürfniß ruhiger Sammlung und suchte nach dem kleinen Testament, das ihr die alte Tante noch in die Reisetasche gesteckt hatte. Da ertönte drunten schmetternder Trompetentusch; eine vollständige Militärmusik brachte noch den Gruß der Kameraden, und in rauschenden Allegros ging der letzte ernste Gedanke Emiliens unter.

So wurde das Schlößchen zum vierten Mal eingeweiht.

Ihre zierliche, bewegliche Gestalt und die ganze Frische und Lebendigkeit ihres Wesens gaben Emilien ein sehr jugendliches Ansehen, und doch war sie nicht mehr eine Dame in „ihren Zehen“, wie der Engländer sagt. „Das ist Dein größtes Glück, daß ich nicht mehr achtzehn bin,“ sagte sie scherzend zu ihrem Gemahl; „wenn ich nicht schon mündig wäre, wie hätt' ich den zehnstimmigen Widerspruch überwinden können, den Vetter und Basen, Onkel und Tanten, ja meine Brüder selbst gegen unsre Verbindung erhoben?“ „Meinte ja doch Deine Tante, Dein ehrwürdiger Papa Commerzienrath würde sich im Grab umwenden, wenn er wüßte, daß seine Emilie nebst seinen lang gesparten Thalern

einem Offizier zu Theil würde!" sagte Stromberg halb scherzend, halb gekränkt; „wenn er vollends gesehen hätte, wie sie zu Roß eingezogen in ein lustiges Landhaus, da käme er am Ende wieder!"

Emilie schwieg; sie wußte wohl, wie ihre Heirat gegen die Vorurtheile ihrer verstorbenen Eltern anstieß, und es blieb ihr ein verletzbarer Punkt. Und doch, sie war ja ihr Lebenlang eine gute, treue Tochter gewesen; sie, die heitere Königin der Bälle, die Zierde fröhlicher Gesellschaften, hatte Monate lang ohne Klage an der Eltern Krankenlager verweilt in unermüdeter Pflege: sollte sie nun nicht das Recht haben, ihrem Herzen folgen zu dürfen? Sollte ein spießbürgerliches Vorurtheil seine Macht noch über's Grab hinaus üben? Sie hatte sich immer von diesen Schranken beengt gefühlt und gar nicht für nöthig gehalten, gerade zu sein wie alle Leute. Sie hatte sich der ganzen natürlichen Lebhaftigkeit ihres Wesens hingegeben, doch mit so viel Verstand und sicherem Takt, daß ihr Ruf nie darunter litt, und gerade an der freien Sitte, dem leichten gefälligen Anstand des Militärs hatte sie stets besonderen Gefallen gefunden.

Sie stand unter der Obhut einer Tante, als Hauptmann Stromberg unter ihren zahllosen Bewerbern den Preis davon trug und sie hatte ihre Wahl ritterlich vertheidigt gegen die zahllosen Angriffe ihrer Familie. „Weißt Du denn, daß Stromberg von ganz geringer Herkunft ist?" sagte die Tante. „Sein König hat ihm auf dem Schlachtfelde den Orden und den Adel verliehen!" sagte Emilie triumphirend; „was ist schöner, Tante, den Adel erben oder den Adel erwerben?" „Er ist arm; denkst Du denn nicht, daß er eine reiche Frau suchen mußte?" Welch höhern Werth kann

mein Reichthum haben, als daß er mir möglich macht, meinem Herzen zu folgen; zudem ist er als einfacher Soldat an die frugalen Sitten des Feldes gewöhnt und schätzt meinen Reichthum nur, weil er ihm die Mittel gewährt, mir das Leben recht schön und freundlich zu machen."

„Das wäre!" lächelte die Tante ungläubig. „Dann aber denke, Kind, ein Soldat! Wir sind ja gar nicht sicher vor einem neuen Krieg!" „Ach, siehst Du, Tantchen, das eben denke ich mir schön! Ich meine, es müsse schrecklich langweilig sein einen Mann zu haben, um den man nie ein bischen Angst haben darf, dem gar keine Gefahr droht, als wenn ihm etwa auf dem Heimweg von der Kanzlei ein Dachziegel auf den Kopf fiele. Wie schön dagegen, wenn ich meinen Mann noch mit Thränen begleite, wenn er hoch zu Roß bei hellem Trompetenklang in's Feld zieht, wenn mein Schicksal verflochten ist mit dem ganzer Völker und Königreiche, und wenn er dann heimzieht mit Lorbeeren bekränzt und ich ihm entgegenfliege!" sie sprang auf, als ob der Sieger schon vor der Pforte stünde und harrte auf ihren Gruß.

„Gott verzeih Dir den Leichtsinn!" seufzte die Tante, die den Hauptschlag auf die Letzte verspart hatte; „Kind, ich weiß noch etwas." „Was denn?" fragte Emilie erschrocken über die gar bedeutsame Miene der Tante.

„Er spielt," sagte diese mit vielsagendem Ton.

„O, ist's nur das!" rief Emilie erleichtert, „das ist auch so einer von den Popanzen, mit denen sich der gute Papa, der keine Karte gekannt hat, plagte; als ob es nicht eine Menge respektabler Männer gäbe, die bis an ihr Lebensende spielen, ohne daß es mehr damit auf sich hätte, als

das Brettspiel, das der Papa alle Abend mit der Mama machte."

„Er hat schon sehr hoch gespielt und sich in bedeutende Verlegenheiten gebracht," fuhr die beharrliche Tante fort.

„Auch das hat er mir selbst vertraut," entgegnete eifrig Emilie; „so offen und ehrenhaft ist sein Charakter. Aber gerade, daß er schon Unglück gehabt, ist eine Warnung für ihn gewesen; es wäre viel bedenklicher, wenn er besonders glücklich spielte."

„Ich würde ihm wenigstens als Bedingung sein Ehrenwort abfordern, keine Karte mehr anzurühren."

„Das wäre ein unedles Mißtrauen! Sie wissen gar nicht, Tante, was eine gute, gescheidte Frau über einen Mann vermag! Ich will ihm schon sein Haus so schön und angenehm machen, daß er von selbst der Karten vergißt."

Kurz alle Pfeile prallten ab; man ließ geschehen, was man nicht hindern konnte. Emilien's bräutliche Glückseligkeit, das treuherzige und ehrenhafte Wesen Stromberg's entwaffnete auch die Bedenklichkeiten in etwas. Ein Gelehrter war er freilich keineswegs; es fehlte ihm dazu nicht nur die Erziehung, sondern auch Sinn und Begabung. Aber keinem Stande wird es so leicht wie dem seinen, geistige Lücken mit einem gewissen chevaleresken Anstand zu überkleiden, der den Mann des Wissens weit in Nachtheil stellt. Wenn Emilie am Fenster saß und Stromberg an der Spitze seines Korps mit klingendem Spiel vorbeizog und zu ritterlichem Gruß den Degen neigte, oder wenn er auf dem edlen Roß, — das er seit der Brautzeit hielt, — an der Pforte ansprengte, sich leicht aus dem Sattel schwang und die Zügel zur Seite warf; wenn dann der grundgelehrte junge Bibliothekar,

der auch einst um ihre Hand geworben, bescheidentlich im schwarzen Röckchen mit ein paar Folianten unter dem Arm vorbeiging und seinen Filshut zog: — da lachte sie den Bruder aus, der ihr hohe Geistesbildung eines Mannes als wesentlich zum ehelichen Glück vorgestellt hatte und trällerte aus Körner's Nachtwächter:

Ich verlang' einen hübschen Jungen,
Von offenem Sinn und geradem Verstand.
Geliebt will ich sein und nicht gezwungen,
Dann gebe ich fröhlich Herz und Hand.

— — — — — — — — —

Auch religiös war Stromberg, wie Emilie der Tante versicherte. Er ging nicht nur jedesmal in die Kirche, wenn Königs Geburtstag war, auch sonst hie und da, wenn ein famoser Prediger auftrat, und er hatte nichts dagegen, wenn sie darein ging, so oft sie wollte. „Viel Worte kann ich nicht darüber machen," sagte er, „ich bin Soldat. Wenn aber einer nur ein ehrlicher Kerl ist, das ist die Hauptsache; mehr verlangt unser Herrgott nicht."

Es war kein Grund gewesen, die Hochzeit lang zu verschieben. Stromberg's liebende Ungeduld, und, sei's gestanden, die Unbescheidenheit einiger Gläubiger, drängten zum Ziel. Daß er in eine neue, entfernte Garnison versetzt wurde, war ihm und Emilien lieb; in der neuen Heimat sollte ein neues Leben beginnen. Und so waren sie beide voll fröhlicher Zuversicht in das Schlößchen eingezogen, für das der junge Gatte den Namen „Emilienlust" vorschlug.

Und ein fröhlicher Anfang war es für das junge Ehepaar, zumal für den Gatten eine Zeit voll angenehmer

Ueberraschungen und erfreulicher Entdeckungen. Der spießbürgerlichen Erziehung verdankte die junge Frau eine Fülle praktischer Tugenden, die eine sehr erwünschte Zugabe waren zu den leichten, anmuthigen Gaben, die sie zu einer so liebenswürdigen Gesellschafterin machten. Sie war die beste Köchin, wußte die einfachsten Gerichte so schmackhaft und in so gefälliger Form zu geben, daß den „einfachen Krieger“ nie eine Sehnsucht nach den Fleischtöpfen der Table d'hôte ankam; sie war flink und emsig wie eine Biene, und die feinen Finger, die nur für zierliche Phantasiearbeiten geschaffen schienen, stellten sein Weißzeug, das sich unter der eleganten Uniform in einem unnennbar bösen Zustande befunden hatte, in kurzer Zeit auf den anständigsten Etat. Daneben zeigte sie bei allem Sinn für's Schöne und Elegante viel ökonomisches Talent. Bald nach der Hochzeit war er genöthigt, ihr den letzten und höchsten Beweis seines Vertrauens zu geben, indem er ihr seine Schulden offenbarte. Emilie nahm die Mittheilung auf als eine feinfühlende und liebevolle Frau und erleichterte ihm ein volles Geständniß durch die Entschuldigungsgründe, die sie selbst für ihn fand. Bezahlt mußte alles werden, auch sämmtliche Kosten der Wohnung und Einrichtung; das Vermögen, das noch überblieb, war ansehnlich genug. Emilie entwarf einen Etat für die Zukunft, bei dem für die Wünsche und Bedürfnisse des Mannes reichlich vorgesehen war; sie selbst unternahm mit einer verhältnißmäßig bescheidenen Summe, den Haushalt anständig zu bestreiten und sie zeigte, daß sie durchführen könne, was sie versprochen. Jede Arbeit schien bei ihr Spiel zu sein, und doch verstand sie jede, als ob sie davon leben müßte; daneben war sie stets frisch und munter, bereit zu jedem geselligen

Scherz ihre Hand zu leihen und unerschöpflich in sinnreichen Erfindungen.

Schon daheim war ihre Vielseitigkeit anerkannt worden; nun aber fühlte sie sich durch die laute Bewunderung ihres Mannes erst recht gehoben und zu neuen Leistungen angefeuert. In der Küche wie am Nähtisch, als Wirthin, wie als Gast, im Ballsaal, wie zu Pferde, überall erschien sie gerade an ihrem Platz; es war nur eine Stimme über Strombergs ungeheures Glück in einer solchen Wahl, und mit einem nie gekannten Gefühl der Sicherheit und des Behagens sah er mit dieser Hausfrau sein Haus auf Felsen gegründet.

Emilie that ihr Bestes, ihn ohne allen Anschein von Zwang an's Haus zu fesseln. Die vielen Stunden, die ihm der Dienst frei ließ, wurden auf Spaziergängen, in Gesellschaft, oder im Garten zugebracht. Emilie freute sich, daß sie schon als Braut zum Entsetzen der Tante reiten gelernt hatte; das Reitpferd, sonst ein Feind des ehelichen Glücks, weil es Mann und Frau unvermeidlich trennt, führte sie gerade auf die angenehmste Weise zusammen. Wie herrlich, miteinander durch Wälder und Felder zu fliegen; welche reizende Abhängigkeit, die den Mann zu beständiger zärtlicher Sorge und Aufmerksamkeit nöthigte! Emilie wünschte die ganze bedenkliche Verwandtschaft zu Zeugen ihres Eheglücks herbei, und recht stolz trug sie ihre ungetrübte, fröhliche Häuslichkeit zur Schau, wenn sie Besuche von Angehörigen hatte; Onkel und Tanten konnten über die soliden, gemüthlichen Eigenschaften ihres Gatten gar nicht erstaunter und gerührter sein, als dieser selbst war. „Ich hab's ja immer gesagt, ich bin ein ungeheuer guter Kerl und habe den größten

Geschmack für Solidität, wenn man mich recht behandelt," sagte er mit behaglicher Verwunderung.

Immer konnte man nun freilich nicht reiten und im Garten spazieren, es gab auch Regen- und Wintertage. „Herrliches Wetter zum Daheimbleiben," sagte Emilie, als Stromberg vom Exerciren zurückkam; „nun wollen wir etwas Hübsches miteinander studiren, Geschichte zum Beispiel. Weißt Du, der Papa wollte mich nichts lernen lassen; er meinte, Lesen und Schreiben sei schon zu viel für Mädchen, weil sie dann nur Romane lesen und Liebesbriefe schreiben; da habe ich mich denn immer gefreut, als Frau noch zu studiren." „Na, was hast Du denn Schönes?" fragte der Gatte mit gelindem Gähnen. „Da hat mir Bruder Heinrich ein interessantes Geschichtswerk mitgegeben; nun liest Du mir vor, während ich nähe, nicht wahr, Liebster? Und morgen repetiren wir uns das heut Gelesene, ehe wir weitergehen, da werden wir gelehrt im Umsehen." „Ist wirklich kommod, wenn's so leicht geht," sagte Stromberg und schickte sich gefällig dazu an. Er las auch eine Stunde unverdrossen, mit einigem Stolpern über die fremden Wörter; dann aber sagte er mit ganz gewaltigem Strecken und Gähnen: „Schatz, das ist langweilig, die Kerls da sind alle schon so lang todt. Wenn wir bei Babylon anfangen, so kommen wir heuer nimmer nach Leipzig; gib Acht, morgen bringe ich einen historischen Roman, da lernt man Geschichte in einem Nu."

Emilie ließ sich den Roman gefallen, wollte es aber doch mit einer andern Branche des Studiums versuchen. „Was verstehst Du denn für Sprachen, Lieber?" „Deutsch. Wenn ich das nicht könnte, so müßte ich bellen," war Stromberg's prompte Antwort. „Ich kann auch nichts, als ein

klein wenig Französisch," sagte Emilie, ihren Verdruß über die naive Antwort verschluckend; „wie wär's, wenn wir zusammen eine französische Stunde nähmen?" „Was, ich mich noch schulmeistern lassen? Mein Schatz, das muthest Du mir nicht zu; wenn man einmal so gut deutsch dreingeschlagen hat, fängt man in meinem Alter nicht erst an, Französisch zu lernen."

„Weißt was, Kind," schlug er dagegen vor, „ich muß auch hie und da wieder Abends in's Kreuz zu meinen alten Freunden. Es schadet sonst Dir; man hält Dich für eine gewaltthätige Frau, die den Mann einsperrt; ich bestelle Dir dann Frau von Neubert zur Gesellschaft." Emilie konnte nichts dagegen haben; auch ohne Studien war dem emsigen Frauchen die Zeit nie lang, und es freute sie, wenn Stromberg immer gut gelaunt und zu rechter Zeit zu ihr zurückkehrte.

Sie hatte kein Gelübde gefordert, das Spiel zu unterlassen. „Ich weiß, daß Du mich zu lieb hast, um mich je damit zu betrüben;" sagte sie zuversichtlich. Nun, betrüben konnte sie's nicht, wenn er in Gesellschaft hie und da ein Spielchen mitmachte, doch war ihr von der Tante und vom Vater her ein leises Grauen davor geblieben, und sie freute sich, daß er meist ihrer Bitte folgte, mit ihr nach Hause zu gehen, wenn die Spieltische aufgeschlagen wurden oder wenn sie fand, daß er beim Spiel begann eifriger und pikirter zu werden, als sich mit leichter Unterhaltung vertrug. Sie lernte ihm zu lieb leichte Kartenspiele und bald wurde dies statt aller Lektüre zur häufigsten Abendunterhaltung des Ehepaars.

Stromberg's gerühmte Religiosität bewährte sich, indem er seiner Frau bei Religionsübungen durchaus nichts in den Weg legte; sie durfte sich erbauen, wie und wo sie wollte.

Sie fiel ihm auch damit in keiner Weise lästig; sie lachte über die schlechten Witze, mit denen er sich vom Gottesdienst und erbaulicher Lektüre dispensirte, und dispensirte sich allmählig selbst. Sie hatte es zuvor für gar leicht gehalten, einen so braven, gutmüthigen Mann für den Glauben zu gewinnen; nun aber gewann er sie, eben weil er so brav und gutmüthig war, unabsichtlich für die tolerante Lehre: „Wenn einer nur ein ehrlicher Kerl ist," für den bequemen Glauben an den ‚Dieu des bonnes gens‘.

* * *

Stromberg mußte noch einmal in's Feld ziehen, ehe er sein erstes Kind hatte begrüßen können. Emilie wurde das Herz doch etwas schwerer als sie geglaubt, da sie vom Balkone einer Freundin in der Stadt dem abziehenden Korps nachsah, das unter Trompetenklängen, mit wehenden Fahnen abzog. Aber die Zeit der Einsamkeit verflog ihr schnell in emsiger Sorge für das erwartete Kindlein, und als ihr Gatte aus dem rasch beendeten Feldzug nach wenigen Monden siegreich zurückkehrte, von leichten Wunden geheilt, zum Major befördert, mit neuen Orden geschmückt, da konnte sie ihm schon den neugeborenen Sohn entgegenbringen. Wieder erblühte ein fröhlicher Lenz im „angenehmen Plaisir" und ein wolkenloser Himmel wölbte sich darüber.

In den kurzen Erholungsstunden während des Feldzugs hatte Stromberg wieder mehr und höher gespielt als seit lange. Man setzt leichter den Besitz auf's Spiel, wo man sein Leben einsetzt; die spannenden Stunden des Wartens zwischen dem Kampf kürzt man am liebsten mit der angenehmen Aufregung

des Spiels, und man zählt nicht mehr Gewinn oder Verlust, wo vielleicht die Augenblicke des Lebens gezählt sind.

In die Heimat zurückgekehrt, fand er selbst natürlich, daß er auch wieder in's alte, solide Geleise zurückkehre, zumal er nun mit der Vaterwürde bekleidet war. Er hatte unbeschreibliche Freude an dem kleinen Jungen. Es war so hübsch, mit der genesenden jungen Mutter in der Laube neben dem kleinen Korbwagen zu sitzen und des Kindes Erwachen zu belauschen; so vergnüglich, das kleine Ding auf den Armen zu schaukeln, wenn die Händchen nach seinem Schnurrbart krabbelten. Nur Abends, da war es minder angenehm, den Kleinen schreien zu hören oder als müßiger Zuschauer im Wege zu stehen, wenn die Mutter mit tausend zärtlichen Sorgen und Geschäften um den kleinen Hausgötzen bemüht war. So brachte denn der glückliche Vater seine Abende regelmäßig in Gesellschaft zu; daß dort gespielt wurde, war natürlich, womit sollte man sonst seine Zeit todtschlagen?

Anfangs kam er pünktlich nach Haus; aber die junge Mutter, deren Nachtruhe durch den kleinen Schelm geschmälert wurde, traf er dann meist schlafend oder doch schläfrig; so hielt er für unnöthig, das Spiel früher abzubrechen. Zudem fand er sich, wie jeder gewissenhafte Hausvater neuerer Zeit, verpflichtet, sich für seine Familie zu erhalten und darum seine Nachtruhe zu schonen; deßhalb bezog er ein stilles Hinterzimmer, wohin das Kindergeschrei nicht drang und wo er unbemerkt heimkehren konnte, so spät er wollte.

Emilie war wieder vollkommen bei Kräften, fast blühender als zuvor; auf Stromberg's Wunsch lud sie eine Theegesellschaft ein. Als der Theetisch mit der gewohnten Zier-

lichkeit arrangirt war, kam der Gemahl herein und setzte mit triumphirender Miene ein prächtiges silbernes Theeservice auf die Tafel. „Woher das?“ fragte Emilie, die sorgsame Verwalterin der Einkünfte, fast erschrocken; „das ist doch zu kostbar für unsre sonstige Einrichtung!“ „Es ist Beute,“ sagte Stromberg lächelnd. „Vom Krieg?“ fragte sie zweifelhaft. „Nun, nimm es wie Du willst,“ beschwichtigte er; „es ist mein eigen, das erste Geschenk beinahe, das ich Dir aus eignen Mitteln bringe.“ „Ein Spielgewinnst,“ rief sie jetzt und schob fast mit Grauen das glänzende Geräthe zurück. „O, das freut mich nicht!“ „Und wenn ich nun einmal glücklich war im Spiel,“ sagte er, nun seinerseits gekränkt, „so hätte ich freilich wohl besser gethan, für meinen ersten Gewinn mich allein zu belustigen, statt daß ich Dir eine Freude damit machen wollte, nun Du es so aufnimmst.“ „O, ich bitte Dich, verdenk mir's nicht, Du weißt, die Furcht vor dem Spiel ist mir anerzogen. Gewiß erkenne ich Deine Freundlichkeit; aber, nicht wahr, Du versprichst mir, nimmer so hoch zu spielen?“ „Nun ja, Du Närrchen, bilde Dir nicht so einfältige Dinge ein. Da sieh, das ganze Offizierkorps, vom General bis zum Lieutenant, macht jeder zu Zeiten sein Spielchen, und noch hat sich keiner damit ruinirt; purer Aberglauben! Es haben auch schon Leute ihr Vermögen vertrunken oder in Spekulationen verloren: soll's darum gar keine Spekulanten mehr geben, oder niemand mehr Wein trinken?“

Emilie schwieg und suchte das peinliche Gefühl zu überwinden, mit dem sie der Anblick des kostbaren Gerätthes durchzuckte; es ist so viel angenehmer das Beste zu hoffen, selbst wo man Schlimmes sieht! Man läßt den harmlosen

Schmetterling fliegen; aber es kann eine Raupe daraus werden, die alle Blüthen unsers Glücks zerfrißt, bis der Baum kahl steht.

* * *

Dem ersten Sohn folgte ein Töchterlein, dann noch ein Knabe, gesunde, helle, lebensvolle Kinder. Emilien's lebendiges Wesen förderte ihre frühe Entwicklung; sie entsagte gern der Gesellschaft, in der sie sich doch so leicht und heiter bewegte, um bei ihrem Kindervölkchen zu weilen und den Vater immer wieder mit ihren neuen Kenntnissen und kleinen Künsten zu überraschen. Stromberg war auf's neue avancirt. „Er trägt den General in der Tasche," sagten seine Bekannten, und doch war der jungen Frau, als ob sich allmälig mehr und mehr ein Schatten ausbreite und über ihr freudenhelles Haus lege. Es war Regel geworden, daß der Vater jeden Abend außer dem Haus zubrachte; es wurde leider auch beinahe zur Regel, daß er verstimmt oder unnatürlich aufgeregt nach Hause kam. Emile blieb um so mehr daheim; ihr Wunsch war ja doch nicht mehr mächtig genug, ihren Mann vom Spieltisch loszureißen, und spielen konnte sie ihn nicht sehen. Das unheimliche Feuer, das in seinen Augen aufging, sobald die grünen Tische aufgeschlagen waren, machte ihr weh um's Herz. Allmälig zog Stromberg die Verwaltung des Vermögens an sich. Emilie bemühte sich noch mehr als zuvor, alles recht zweckmäßig einzutheilen; ihr Gatte belächelte oft die alte Sparsamkeit des Vaterhauses, die wieder bei ihr auftauchte. Er brachte den Kindern kostbares Spielzeug, ihr selbst die reichsten Geschenke zur Ergänzung ihrer einfachen, doch stets zierlichen Toilette; sie konnte sich nicht mehr darüber

freuen: der Boden auf dem sie stand, kam ihr immer unsicherer vor. Sie bemerkte, daß Capitalien heimbezahlt und nicht wieder angelegt wurden; daß ihr Mann bisweilen seinen Gehalt zum voraus einnahm; Bekannte neckten ihn hie und da in ihrer Gegenwart mit seinem hohen Spiel; endlich wagte sie ihm Vorstellungen zu machen. Stromberg nahm sie mit dem aufbrausenden Trotz des bösen Gewissens auf und schloß ihr für immer den Mund mit dem unedeln Wort: „Natürlich, es handelt sich um Dein Vermögen. Da steht Dir das Recht zu, meine Ausgaben zu kontroliren; willst Du mir vielleicht gefälligst ein Taschengeld aussetzen?“ Emilie schwieg. Sie deckte die sorgenvollen Falten, die sich auf ihrer klaren Stirn zogen, mit heiterem Lächeln, zumal wenn sie mit ihren Verwandten zusammentraf; aber sie sagte sich leise: „Es geht abwärts, ich will noch aufhalten, so viel ich kann.“

* * *

Es ging abwärts. Zehn Jahre nach der Geburt ihres jüngsten Sohnes finden wir Emilie nicht mehr in dem heitern Schlößchen mit dem blumengeschmückten Balkon; sie haben es um hohen Preis vermiethet und eine Wohnung in der Stadt bezogen, eine von denen, die Stromberg vor fünfzehn Jahren viel zu eng und düster fand. Emilie litt viel an Rheumatismen. „Es sei ihr draußen zu luftig,“ sagte sie, „und Stromberg wolle wegen der Kinder näher bei dem Arzte sein;“ ihre Freunde wußten wohl, was der Wohnungswechsel zu bedeuten habe. Doch verstand Emilie auch die trübe Stadtwohnung nett und gefällig zu erhalten; man konnte noch keinen Mangel ahnen hinter dieser hübschen, ge-

schmackvollen Einrichtung. Emsig, wie immer, saß sie früh und spät an ihrem Nähtischchen; aber man hörte nicht mehr den fröhlichen Gesang, mit dem sie sonst ihre Nadel beflügelt hatte; selbst die muntern, wohlgestalteten Kinder konnten ihr nur noch ein wehmüthiges Lächeln ablocken.

„Nun, was machen wir aus den Jungen?“ fragte Stromberg in einer der vertraulichen Stunden, die selten, ach wie gar selten zwischen den Eheleuten geworden waren. „Ich denke Soldaten, das ist das einfachste.“ „O, lieber nicht!“ bat Emilie ängstlich und bewegt. „Na, warum nicht?“ entgegnete Stromberg aufbrausend; „ich denke, der Stand, in dem sich ihr Vater Adel und Orden geholt, wird auch für sie gut genug sein!“ „O, ich bitte Dich, sei nicht böse!“ bat Emilie mit stockender Stimme; „aber, siehst Du, ich fand die Knaben neulich spielend mit alten Karten, mit solchem Eifer! Meinst Du nicht, im Militärstand sei wirklich die Versuchung dazu größer als in jedem andern? Wie meinst Du, wenn wir Julius, der so talentvoll ist, das Gymnasium fortbesuchen ließen und für eine gelehrte Laufbahn bestimmten? Wilhelm mit seinem gefälligen, lebhaften Wesen würde gewiß zum Kaufmann taugen; die Zucht und Aufsicht der Lehrzeit wäre ihm wohlthätig. Und, wenn Du es gestatten wolltest, würde ich Amelie in das Erziehungsinstitut der Residenz schicken, so ungern ich sie entbehre. Das Mädchen ist sehr begabt, ihr lebendiger Sinn ist hier nicht beschäftigt genug, meine eigne Bildung ist zu mangelhaft. Lieber Mann, wir wissen ja nicht, wie sich unserer Kinder Zukunft gestaltet, wollen wir ihnen nicht wenigstens eine gute Erziehung sichern?“ Sie sprach so innig bittend, ohne Vorwurf und doch lag ein unausgesprochnes, unsagbares Weh in ihrem Ton, das Stromberg tief er-

schütterte. Aber er wollte keiner Bewegung nachgeben. „Nu, nu, nimm nicht alles gleich so tragisch! Meinetwegen mach aus ihnen, was Du willst, an mir soll es nicht fehlen; wer weiß, ob ich nicht für ihre Zukunft noch brillanter sorgen kann, als Du denkst!“ So geschah es denn nach der Mutter Willen.

* * *

Emilie saß allein bei ihrer Arbeit; sie stickte einen polnischen Rock für Julius, ihren Aeltesten, ihres Herzens Stolz und Freude. Ein polnischer Rock war das Eleganteste, was dazumal ein aufblühender Jüngling tragen konnte; die Ausgabe dafür beim Schneider wäre ihr zu hoch gewesen, aber ihr Liebling sollte doch nicht hinter andern zurück stehen. Sie wurde immer heitrer, während sie so mit geschickter Hand die kunstreichen Schnörkel ineinander verschlang. „Es muß ihm prächtig stehen!“ dachte sie, „und kommt eben noch recht zur Prüfung; gewiß erhält er wieder einen Preis! Er muß einmal eine gute Carrière machen als Jurist, und wer weiß, wenn dann der Vater seinen Sohn sieht in ehrenvoller Stellung, die er sich durch eigne Tüchtigkeit erworben, ob ihn dies Gefühl nicht hebt und ihm leichter macht, den Spielteufel auszutreiben. Und Amelie! wie hübsch das Mädchen ist, wie sie singt und spielt und die netten kleinen Liedchen dichtet, und wie flink und gewandt, wenn sie mir in der Ferienzeit im Häuslichen zur Hand geht! Und wenn wir ihr auch nicht viel mitgeben können, es müßte wunderlich gehn, wenn sie nicht doch eine gute Partie machte, und eine schöne Aussteuer muß sie auf allen Fall haben, dafür bin ich noch da. Dann Wilhelm, der kleine Schelm, nun, der ist nicht

so begabt wie Julius, aber so ein netter Bursche, so freundlich und gewandt! Solche Leute machen am leichtesten ihr Glück, die Welt steht ihm ja weit offen!"

Eben war sie fertig und betrachtete wohlgefällig ihr gelungenes Werk, da trat ihr Mann ein mit verstörter Miene. Sie ging ihm heiter entgegen: „Da sieh," sagte sie scherzend, „was Du für eine geschickte Frau hast! Da habe ich nun wenigstens vier Gulden erspart; sitze aber auch zwei volle Tage daran, und gestern die halbe Nacht!" Er hörte sie zerstreut an und stotterte verlegen und eilig: „Höre, hast Du nicht noch etwas baares Geld? Gib doch geschwind her!" „Noch zehn Gulden vom Haushaltungsgeld," sagte sie; „hab' ich nicht gut Haus gehalten?" Ohne, wie sie gehofft, über ihre Sparsamkeit zu staunen, sagte er nur unruhig: „Zehn Gulden, das reicht nicht, hast Du sonst nichts? Gib doch rasch, ich kann nicht warten! Es ist eine Ehrenschuld an W., der in einer Viertelstunde abreist! Hast Du nichts?" „Gar nichts?" sagte die arme Frau, der jetzt erst die Augen ganz aufgingen. „Gar nichts?" fragte er heftiger, „Du sollst es ja schon morgen wieder haben!" Sie schüttelte traurig den Kopf. „O doch!" sagte er nach einigem Besinnen; „Du hast ja noch das große Goldstück!" „Meiner Mutter Hochzeitmünze, ein heiliges Erbstück!" sagte sie langsam. „Ach, sei nicht so kindisch! Ich löse Dir es später ja wieder ein; ist Dir ein alter Dukaten lieber als Deines Mannes Ehre?"

Emilie schloß schweigend die Kommode auf und holte aus einem verborgenen Fach, sorgsam in feines Papier gewickelt und in einem Etui verwahrt die alte, schwere Goldmünze; sie trug auf einer Seite die Inschrift: „Der Herr segne euch je mehr und mehr, euch und eure Kinder!" Auf

der andern: „Dein Weib wird in Deinem Hause sein wie eine Rebe und Deine Kinder um Deinen Tisch wie Oelzweige," mit symbolischen Bildern dazu nach alter Weise.

Emilien's Mutter hatte es als Hochzeitgeschenk von ihrer Großmutter erhalten. Stromberg wich dem Blick aus, mit dem seine Frau die Münze in seine Hand legte und eilte damit fort. Emilie setzte sich nieder und legte das Haupt in beide Hände, das Herz war ihr zu schwer zum Weinen. Nun hatte sie den Segen aus dem Hause gegeben.

Wenige Tage darauf erhielt sie einen Brief von der Vorsteherin des Töchterinstituts, wo Amelie war; sie freute sich stets auf diese Briefe, sie waren eine der wenigen Freudenquellen, die der armen Mutter noch geblieben. Auch diesmal kamen gute Zeugnisse. „Etwas flüchtig zwar, etwas eigenwillig; aber doch ist sie ein gutes Kind, voll der reichsten Gaben, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigen." Das lockte wieder eine Freudenthräne in der Mutter Augen, aber weiter: „Ich bin genöthigt, Sie aufmerksam zu machen, daß der Pensionsbetrag für Fräulein Amelie vom letzten Jahr noch nicht bezahlt ist, während bereits für das kommende Halbjahr vorausbezahlt werden sollte. Nach den Gesetzen unsrer Anstalt, die Ihnen bekannt sind, wäre sie dadurch schon entlassen, wenn wir nicht auf eine so talentvolle Schülerin besondre Rücksicht genommen hätten." Emilie legte sinnend die Hand an die Stirn; hatte sie denn nicht schon vor drei Monaten das Geld verpackt und abgesandt? Mit einem Mal ging ihr ein trauriges Licht auf; ihr Mann selbst hatte ja das Packet mitgenommen, als er Amelie zum letzten Mal besucht hatte. Also so weit war es schon gekommen!

Lange sann sie trostlos über diese neue Entdeckung; was

konnte sie thun? Längst schon hatte sie ja alles erschöpft: Bitten und Thränen, Vorwürfe und Klagen; sie hatte oft heftige Entgegnungen, oft finsteres Schweigen, oft aber auch Betheurungen und heilige Versprechungen erhalten, daß alles anders werden müsse. Von Jahr zu Jahr hatte sie gehofft, das Landhaus wieder beziehen zu können; nun war es mit Schaden verkauft worden, um nöthige Schulden zu decken. Stromberg konnte nie den Muth finden, seiner Frau zu gestehen, bis zu welchem Grad seine Finanzen schon ruinirt waren. „Dies wahnsinnige Unglück, das mich seit Jahren verfolgt, muß sich wenden!" dachte er; „es ist nicht möglich, daß es so fortgeht! Hat sich dann einmal das Blatt gewendet, kann ich auch nur die tiefsten Lücken ausfüllen, dann gut Nacht, Spiel! Wenn sie nur nicht glaubte, ich spiele mir zur Freude! Mir zur Qual spiele ich; aber ich stecke zu tief drin, es führt kein anderer Weg mehr zurück."

Er verrannte sich ganz in dem Gedanken, daß er jetzt nur noch um seiner Kinder willen spiele, die er wirklich zärtlich liebte; er hoffte darum, Gott müsse seinen Segen dazu geben. — Gottes Segen zum Spiel?!

Und leise, langsam, mit kleinem Gewinnst und großem Verlust zog ihn der Dämon tief und tiefer — bis zum Abgrund.

* *
*

Endlich erhob sich Emilie aus ihrem dumpfen Brüten; sie öffnete ihren niedlichen Glasschrank, nahm das silberne Theezeug und wickelte es ein. Sie hatte es stets mit Widerwillen betrachtet, und doch kostete es sie schmerzlichen Kampf; es war das erste Stück aus dem Haushalt, das sie verkaufte,

und ihr, die in der geordneten Fülle eines reichen Elternhauses aufgewachsen war, galt das für ein Zeichen schmählichen Herunterkommens. Aber sie wußte sonst keinen Ausweg; wenn alles bereinigt wäre, so wollte sie es Stromberg mittheilen. Sie hoffte das Letzte von seiner Beschämung.

In der Dämmerung ging sie zu einem bekannten Silberarbeiter. Wenn man auch beim Lampenlicht die glühende Röthe ihres Gesichts nicht sah, so mußte man an ihrer stockenden Stimme hören, daß ihr ein solches Geschäft neu war. „Herr Berner," begann sie, „ich möchte gern das Theezeug, das mir wirklich entbehrlich ist, da ich bei meiner schwachen Gesundheit nie mehr größere Gesellschaften sehe, verwerthen, um meinem Mann eine kleine Ueberraschung zu bereiten; zu welchem Preis könnten Sie es übernehmen?" Der Silberarbeiter betrachtete das Geräth und betrachtete die Frau zuerst mit verwunderten, dann mit mitleidigen Blicken. „Gnädige Frau," sagte er endlich, „das Silberservice, das Ihr Gemahl vor etwa vierzehn Jahren bei mir kaufte, habe ich vor einem halben Jahre zum Silberwerth wieder von ihm angenommen und baar bezahlt; dieses Service hier, von sehr ähnlicher Arbeit, ist plattirt, und für mich ganz ohne Werth." „Ah so," sagte Emilie mit tonloser Stimme, aber möglichster Fassung, „da beabsichtigt mein Mann, scheint's, dieselbe Ueberraschung; er weiß längst, daß mir das Silbergeräth zu kostbar war. — Entschuldigen Sie meinen Irrthum." Arme Frau, deine großmüthige Lüge täuscht niemand mehr!

Sie ging heim und legte sich zu Bette, geschüttelt vom Fieberfrost; das war zu viel.

Am andern Tag legte sie ihrem Mann den Brief der Vorsteherin vor und sagte ihm ohne allen Zusatz, in welcher

Weise sie die Schuld hatte decken wollen. Er stierte zu Boden und sagte kein Wort. Zuletzt entschied er mit dem unsichern Trotze der Schuld: „Man nimmt das Mädchen nach Haus; sie hat genug studiert, ich brauche keine Gelehrte zur Tochter.“ Die Mutter verkaufte ihre goldne Kette, um die rückständige Pension zu bezahlen und Amelie kam nach Hause.

* * *

Sechs Jahre sind wieder hingegangen, lange, schwere Jahre mit bleiernen Flügeln, und sie haben eine viel merklichere Veränderung in Stromberg's Hause hervorgebracht. Sie waren nun in ein finstres Hinterhaus gezogen, wo Emilie im Verein mit dem Töchterlein noch mit äußerster Mühe und Sorgfalt aus den Resten ihres Besitzthums eine anständige Wohnung herzustellen wußte. Sie hatte längst aufgegeben, mit dem bösen Genius ihres Mannes zu ringen, und dieser selbst auch. Er spielte nicht mehr um sich aufzubringen; er spielte nicht zu seinem Vergnügen, nicht zu seiner Qual: er spielte, weil er spielen mußte. Emilie sorgte fort und fort für seine Bedürfnisse, für seine häusliche Bequemlichkeit mit rührender Treue, — ob er es fühlte, das sah niemand. Er erkundigte sich sorgsam jeden Morgen nach ihrer leidenden Gesundheit; er trug und legte sie, wenn sie zu schwach war zum Gehen; er brachte ihr je und je eine Erquickung nach Hause: aber Abend für Abend schlich er fort, — zum Spiel.

Der Hausarzt, der die arme Frau bedauerte und bewunderte, nahm nie eine Belohnung; sie aber verschwieg ängstlich ihre quälenden Gliederschmerzen aus Furcht, er könnte

ihr eine Badereise vorschreiben, deren Kosten sie nicht erschwingen könnte.

Niemand hatte je eine Klage von ihren Lippen gehört; sie hatte den Umgang mit ihren Brüdern aufgeben müssen, seit dieselben ihrem Mann einmal ernstliche Vorstellungen gemacht. Die Tante hatte ihr angeboten, sie und die Kinder zu sich zu nehmen und zu versorgen, wenn sie sich von ihrem Manne trennen wollte: — sie hatte das ein- für allemal dankend abgelehnt.

Den General hatte Stromberg noch nicht aus der Tasche gezogen. Er hatte schon ernstliche Warnungen von seiner Behörde erhalten und war nur aus Rücksicht für seine Familie noch im Besitz seiner Stelle und seiner Orden geblieben; ein Theil seines Einkommens war mit Beschlag belegt und das Damoklesschwert einer unfreiwilligen Entlassung hing beständig über ihm.

Julius hätte längst die Universität beziehen sollen, — aber die Mittel fehlten. Die Tante hatte sich erboten, die Kosten seiner Studien zu bestreiten, wenn der Vater selbst sie darum bitte und ihr sein Ehrenwort gebe, nie mehr eine Karte anzurühren: das hatte dieser verweigert. So war Julius nun als Gehilfe bei einem Rechnungsbeamten eingetreten; der Prinzipal konnte seine Talente nicht genug rühmen und die Mutter trug sich noch mit der leisen Hoffnung, daß diese ihm doch einst den Weg zu einer bessern Stellung bahnen sollten. Wilhelm war noch Lehrling bei einem Kaufmann.

Stromberg's Freunde und Waffengenossen hatten sich allmählich von ihm zurückgezogen und er mußte seine Spielgesellschaft in niedrigeren Schichten suchen; es war nicht mehr ehrenvoll für einen höhern Offizier, mit ihm umzugehn.

Natürlich! Ein ruhigeres Temperament, die Gunst der Fortuna, je und je auch vernünftige Grundsätze machen es manchem möglich, gefahrlos mit dem Dämon zu spielen, dem ihre Ehre und Sitte Eingang in ihre Kreise gestatten; wenn aber dieser Dämon sich einen unter ihnen zum Opfer ersieht, ihn fester und fester an sich zieht, bis er ihn in den Abgrund stürzt: — dann wenden sich die Männer von Ehre nicht mit Grauen von dem Dämon ab, o nein, sie zucken die Achseln über das Opfer und — fahren fort, ihr anständiges Spiel zu machen.

Und doch war in dem freudlosen Hause eine helle Blume aufgeblüht, eine Blume, die in reiner Luft und gutem Boden die Zierde jedes Hauses hätte werden können: Amelie, das einzige Töchterlein. Sie war ein eigenthümliches Wesen, diese Amelie, so voll kindlicher Treuherzigkeit und neckischer Lust, so flüchtig und so vielgestaltig, daß es schwer ist, ihr Bild festzuhalten. Sie war nicht eben schön, sie hatte nicht die zierliche Gestalt und die feinen Züge ihrer Mutter, nicht die frische Blüthe schwäbischer Schönheiten, mehr den farblosen Teint und die funkelnden Augen der Französin; aber ein Hauch von Leben und Jugend, eine bewegliche Anmuth, weibliche Schmiegsamkeit neben schelmischem Trotz lag auf ihrem Wesen, der sie vor vielen anerkannten Schönheiten anziehend und gesucht machte.

Ein helles Element war sie in der trübseligen Heimat, und wie oft auch die Mutter auf ihren Leichtsinn schalt, sie fühlte doch selbst eine Regung der lange begrabnen Jugendlust im Einfluß dieses lebensfrischen Wesens. Amelie's Wissen freilich blieb lückenhaft; aber sie war voll guter Einfälle, stets bei der Hand mit einer drolligen Entgegnung und wußte die

Reste ihrer früh unterbrochnen Institutsbildung mit bestem Erfolg zu zeigen und zu benützen.

Ihre Finger waren zu allem geschickt; namentlich zeigte sie ein unübertreffliches Talent, Püppchen zu bekleiden und sie mit reicher Phantasie zu Gruppen zu bilden; ihre Schöpfungen waren fein und niedlich wie Werke von Elfenhand und wurden durch die wenigen Freunde, welche noch die Mutter besuchten, bald in weitern Kreisen bekannt und gesucht. So ward, was anfangs Spiel gewesen, bald eine reiche Erwerbsquelle für Amelie. Zu Weihnachtsgaben, zu geselligen Scherzen, zu heiterem Schmuck von Hochzeitstafeln wurde ihr Talent benützt; sie saß vom frühen Morgen bis tief nach Mitternacht in dem trüben kalten Zimmer und bildete mit unerschöpflicher Phantasie Räubergruppen, ländliche Scenen, idyllische Bilder: — das ganze reiche, bunte Leben, für dessen Freude sie nicht bestimmt war. Der Mutter, deren Lebensmuth gebrochen war, wie ihre Körperkraft; die nur in rastloser Pflichterfüllung das Mittel fand, von einem Tag zum andern hinzuleben ohne vor- und rückwärts zu blicken, war es ein Räthsel, wie Amelie auf diesen sinkenden Brettern so leicht und heiter wie ein Vöglein hinhüpfen konnte.

„Sag' mir, Mädchen, wo nimmst Du noch den Muth her zum Singen?“ fragte sie seufzend, als Amelie Morgens, ein heitres Liedchen trällernd, sich an's Fenster setzte mit des Vaters alter Weste, die anständig herausgeflickt sein mußte, eh' sie an ihr zierliches Tagewerk ging. „Ach, lieber Gott, Mutter, beim Seufzen kommt auch nichts heraus!“ sagte Amelie entschuldigend; „da sieh, ob nicht die Weste jetzt wie gestickt aussieht, und spürst du nicht, wie warm es ist im Zimmer? Ein ganzes Klafter Holz liegt unten, alles von

meinen Einkünften!“ „Gott segne Dich dafür!“ seufzte die Mutter; „aber hast Du denn gar nichts für Dich übrig behalten?“ „O gewiß,“ sagte Amelie triumphirend ihr Beutelein empor haltend, „zehn ganze Gulden!“ „Nun Gottlob! das reicht beinah' für ein gutes Winterkleid.“ „Ja, Mütterchen, Du mußt nicht böse sein; ich habe mir einen rosa Atlashut bestellt und dann reichts noch zu einem kleinen Sonnenschirmchen; das ist allerliebst jetzt im Herbst. Weißt, wenn der Winter kommt, findet sich wieder Rath!“ „Es ist Deine Sache, Kind, ich kann Dir nichts dreinreden; aber ich wollte, Du lerntest für Deine Zukunft sorgen, für die ich, leider Gottes, nicht sorgen kann.“

„Nun, hab' ich nicht fünfzig Gulden baar von meinem Erwerb, die mir der Vater in die Sparkasse besorgt hat?“ „Hat er?“ fragte die Mutter und schämte sich selbst wieder des Argwohns, der in der Frage lag. „Freilich! und die tragen Zins auf Zinsen, das ist in zwanzig Jahren weiß kein Mensch wie viel! Da darf ich mir schon einen Hut und ein Schirmchen zur Freude kaufen, rosa steht so gut!“ „Ach armes Kind, wer sieht denn, was Dir gut steht! Kommst ja nirgends hin, wenn Dich nicht die Cousine einmal nach Sensheim einladet!“ „Je nun,“ lächelte Amelie schelmisch, „der Besuch der Promenade ist gratis, und da begegnet man Leuten genug. Lach' mich nicht aus, aber gestern begegneten mir zwei, von denen einer noch lang den Kopf nach mir wandte und den andern fragte: Ist das nette Kind wohl eine Fremde? Nachbars einäugiges Minchen, die ich zum Spaziergang abgeholt hatte, hat er schwerlich mit dem netten Kind gemeint.“ „Was für zwei?“ fragte die Mutter argwöhnisch. „Offiziere, natürlich! Was gibt's denn sonst für Leute? Die

Kanzleiherren und Kaufleute und was alles, sieht man ja gar nicht in ihren dunklen Röcken!“ Gott helfe uns hinaus! dachte die Mutter bei sich mit schwerem Herzen; die Buben sitzen mit Karten beisammen in der ersten Stunde, wo sie heimkommen, und das Mädchen hat nichts im Kopf als Soldaten, wie ich leider Gottes in jungen Jahren! Weiß nicht, ob des Vaters oder der Mutter Erbe trauriger ist für die Kinder!“

Wer auf dem Schiff geboren ist, hält seine Bewegung für Stillstand. Die stille Sorge und der bittre Mangel, dem ein Spielgewinnst nur für kurze Zeit abhelfen konnte, all' diese kümmerlichen Verhältnisse waren für Amelie ein Zustand, den sie seit Jahren gewohnt war und den ihr die Freiheit, mit der sie sich hier bewegen durfte, weit aufwog im Gegensatz zu der pedantischen Beschränkung des Instituts; der Mutter war es ein qualvoller Gegensatz zu einer behaglichen und ehrenhaften Vergangenheit. Amelie war eine freundliche Erscheinung und wurde überall freundlich aufgenommen; so fühlte sie die Geringschätzung nicht, mit der ihr Vater behandelt wurde, und sie war jung! Die duftige Ferne, — Zukunft, die geheimnißvolle Fee, stand noch vor ihr, die alles, alles wieder bringen konnte!

Wenn einmal die Mutter den lang verschwiegnen Gram ihres Herzens ausschüttete in des Kindes Herz, da umschlang sie sie wohl bitterlich weinend, und als die Mutter bat: „Aber nicht wahr, Amelie, Du behältst Deinen Vater darum doch lieb? Siehst Du, er hat ja auf der Welt niemand mehr als uns allein?“ — da konnte sie ihr nur unter Thränen zunicken; aber bald hob sie wieder das Köpfchen: „Weißt Du, es könnte aber alles noch gut werden, wenn Julius sich gut hält und Wilhelm sein Glück macht, und ich . . . Siehst Du,

es gibt ja doch auch noch Männer, die ein Mädchen lieb haben und heimführen, auch wenn sie nicht reich ist. Dann würden wir von hier wegziehen, und alles würde vergessen, und alles noch gut!" Und sie schüttelte die schwarzen Locken zurück und sah verstohlen in den Spiegel, ob das Weinen ihre Augen nicht verdorben habe.

Sie war ein Elementargeist, diese helläugige Amelie, der nur auf der Oberfläche der Lebenselemente schwebt, eine Undine, ehe sie eine Seele gewonnen hat. Weichen Herzens und leicht erregt weinte sie mit der Mutter und pflegte sie mit unermüdeter Treue; opferte die Freude ihrer Tage und den Schlaf ihrer Nächte, um durch ihre mühsamen Arbeiten den bittern Mangel fern von ihr zu halten und ihr kleine Erquickungen zu verschaffen: — aber vom Krankenbett flog sie an's Fenster, wenn unten ein Säbel klirrte, und eine einzige Fensterparade konnte sie lange Sorgentage und Leidensnächte vergessen machen. Die Mutter suchte, wo sie konnte, der Vorliebe zum Militärstande entgegen zu wirken. „Um alles, Kind, häng mir Dein Herz an keinen Soldaten! Bedenk nur, wie hoffnungslos und aussichtslos eine Offiziersliebschaft ist mit einem vermögenslosen Mädchen!" „Ohne Zweifel, Mütterchen, Du hast recht!" seufzte Amelie gesetzt und altklug und senkte das Köpfchen wie in ernster Erwägung, um besser zwischen der Mutter und Tante, die eben zu Besuch da war, auf den Exercierplatz hinübersehen zu können.

Oft freilich brach auch ihr der gute Muth zusammen; ernste und heilige Bewegungen zogen durch ihr flüchtiges Herzchen, — in der Undine regte sich die Sehnsucht nach einer lebendigen Seele. Aber der schmale Weg ist in keiner Lage leicht zu finden, und sie, der so viel versagt war, was

die Jugend andrer schmückt, glaubte sich doppelt berechtigt, die leichten Genüsse zu pflücken, die sich ihr noch boten.

An der Mutter wäre es nun gewesen, mit dem Kinde und für dieses den Halt zu suchen, der die leichten Stützen ihrer Erdenhoffnungen überdauert hätte; aber ach, wer am wolkenlosen Himmel nicht nach den Sternen geschaut, der findet sie schwer, wenn sich der Himmel umzieht! Emilie hatte nicht gelernt, ihren Gott zu suchen und zu finden zur Zeit ihrer frischen Kraft. Der Dieu des bonnes gens hatte sie verlassen; die Flügel ihrer Seele waren gelähmt zum Aufschwung, das Wort wurde ihr nicht zum Leben und eine dumpfe Resignation war die einzige Frucht ihres Gebets. Mehr konnte sie auch der Tochter nicht geben.

Amelie's lebhafter, bildungsfähiger Geist war brach liegen geblieben, seit sie im zwölften Jahr die Schule verlassen hatte; ohne alle ernste, gesunde Nahrung: was Wunder, wenn er seine Kraft vergeudete in Kinderspiel, in den kleinlichen Künsten harmloser Koketterie und sich für die Zukunft luftige Traumschlösser baute, statt nach der Einen Perle ohne Preis zu ringen!

Sie fing freilich auch Studien an, die sie interessirten, so lang etwa der Lehrer sie interessirte; aber es dauerte nie lange, es waren lauter Strohfeuer, die der Wind verwehte.

Und doch lebte sie so gern! Selbst wenn Tage kamen, wo sie ihr heitrer Muth, ihr leichter Sinn, alle Hoffnung auf bessere Tage verließ, konnte sie nie an den Tod denken. Wenn sie auf einem Gang mit einer Freundin, der ein besseres Lebensloos gefallen, dieser ihr Herz ausschüttete in heißen Klagen über den Jammer ihrer Mutter, über ihre verkümmerte Jugend, so wandte sie sich doch mit Grauen um an der Thüre

des Todtengartens, der der liebste Spaziergang der glücklichen Freundin war; nie war sie zu bewegen, einen Friedhof zu betreten, auch wenn er im herrlichsten Blüthenschmuck stand.

Unter den Vielen, die gern in ihre schwarzen Augen blickten, die von dem Reiz ihres beweglichen Wesens gefesselt wurden, wäre wohl mancher gewesen, der das flüchtige Kind gern für immer festgehalten hätte, und ihr anscheinend leichtes Gemüth war einer selbstlosen, hingebenden Liebe fähig, die noch all die andern edlen Keime in ihm zur Entfaltung gebracht hätten; aber Armuth, — und mehr als Armuth, ein Haus, dessen Ruin, dessen Schmach der noch lebende Vater ist, dies zu überwinden war keine Liebe stark genug. Es schien, die Blume sollte einsam verwelken.

Und doch war einer, auch ein Offizier, ein ehrliches Gemüth mit treuherzigen blauen Augen, der es ernstlicher zu meinen schien als die andern. Sie unterschied bald das Klirren seines Säbels von den andern allen, sie grüßten sich allmählich am Fenster, sie begegneten sich höchst zufällig auf Spaziergängen; Amelie hatte ihr Taschentuch verloren, Er war wunderbarer Weise der glückliche Finder gewesen und beim Zurückgeben hatten sie einige Worte getauscht. Das blieben nicht die einzigen, und als grüne Oase tauchte diese junge Liebe in der trostlosen Oede ihres Alltagslebens auf. In ihr Elternhaus konnte er nicht kommen, auch fürchtete sie die Seufzer der Mutter über eine so hoffnungslose Liebe; aber es gab schon eine gefällige Freundin, die ihnen eine Zuflucht bot. Doch ach, was sollte es werden! Vierzehntausend Gulden Eigenthum, — fordert der unbarmherzige Staat, — soll ein Lieutenant nachweisen, ehe ihm gestattet wird, einen eignen Herd zu gründen, und sie waren beide arm! „Das Glück

ist uns doch vielleicht günstig!“ meinte die immer hoffnungsreiche Amelie, „wir wollen's wagen mit der Lotterie!“ In der geheimnißvollen Sylvesternacht, während die Mutter ihr müdes Haupt schlummerlos und thränenlos auf's Kissen legte; während der Vater mit innerlichen Flüchen sein letztes Geld wagte, saßen Amelie und Hugo, der junge Lieutenant, bei der gefälligen Freundin, die unter allerlei mysteriösen Ceremonien ein Gefäß mit Nummern auf den Tisch stellte, aus der sie eine ziehen sollten, um ihr Glück zu wagen. Amelie hatte lange gespart und gearbeitet, um die Einlage zu erschwingen.

Sie beteten vorher zusammen, — Amelie hatte das Beten nicht ganz verlernt; aber sie dachte sich den Herrn etwa wie eine gütige Fee im Märchen, die ihre Gunst und Macht nur dadurch zeigen kann, daß sie uns Wünsche erfüllt; nicht wie einen weisen Vater, der im Geben und Nehmen segnen kann. Hätte er durch einen Wunderschlag ihren Vater zum General gemacht und sie zur glücklichen Braut, — sie wäre gewiß fromm und dankbar gewesen. Sie suchte den Herrn wie man einen reichen Gönner aufsucht, der wohl helfen könnte, wenn er wollte und den man gekränkt und unbefriedigt verläßt, wenn er es nicht thut; nicht wie einen Vater, an dessen Herzen man ruhen will, sei es in Freud oder Leid.

Die verhängnißvolle Nummer war gezogen. Nun war dem Glück ein Pförtchen geöffnet, — es konnte seinen Einzug halten, wenn es wollte.

* * *

Bruder Julius war immer noch der Mutter Stolz und Hoffnung gewesen. Seine Gewandtheit und Geschäftstüchtigkeit wurden fortwährend gerühmt; er erfreute sie hie und da

mit kleinen Geschenken von seinem Gehalt. Sie erwartete keine glänzende Carrière mehr für ihn, aber doch eine sichere, ehrenvolle Laufbahn; bei ihm konnte doch vielleicht Amelie einst eine Heimat finden, für sich selbst hoffte sie bald auf eine andre Zuflucht.

Mit Stromberg war es dasselbe, nur daß er allmählich zu immer niedrigerer Gesellschaft herabsank. Er war pensionirt worden. Wo er immer Mittel zum Spiel hernahm, war räthselhaft, noch räthselhafter fast, wie die Familie doch noch leben konnte, da Pension und Ordensgelder fortwährend mit Beschlag belegt waren; Amelie's verwachte Augen hätten davon sagen können.

Sie saßen nach Tisch beisammen, der Vater dumpf vor sich hinbrütend, — er sah nicht gern in das bleiche, verhärmte Gesicht seines Weibes, — die Mutter und Amelie mit einer Handarbeit. „Von Julius und Wilhelm wissen wir doch schon lang nichts mehr," sagte die Mutter besorgt. „Vielleicht kommt Julius bald," tröstete sie Amelie. Fast in diesem Augenblick trat er ein, bleich, mit verstörtem Aussehen.

„Was ist's mit Dir, Julius? was hast Du? ich bitte Dich!" rief ängstlich die Mutter. Er warf ihr einen Brief seines Prinzipals auf den Tisch, aus dem sie es nur zu bald erfuhr. Julius hatte die ihm anvertrauten Amtsgelder angegriffen; der Prinzipal versprach um seiner bisherigen Tüchtigkeit willen Stillschweigen und Schonung, wenn der Rest augenblicklich gedeckt werde. Von seinem Wiedereintritt in die Stelle könne natürlich keine Rede sein, auch könne er ihn Gewissens halber auf keine andre empfehlen.

„Aber um Gotteswillen, Julius, Du hast doch so einen schönen Gehalt, so manchen Nebenverdienst; wozu hast Du

denn all das Geld gebraucht?" „Verspielt!" sagte Julius mit dumpfem Lachen. Ein schweres Stöhnen, ein fast grauenvoller Ton drang aus des Vaters Brust, als er das Zimmer verließ. — Amelie hatte eine Summe gesammelt gehabt, um Holz und warme Kleider für den Winter zu bestreiten: die reichte zur Deckung der Schuld hin. Julius nahm Dienste als gemeiner Soldat.

* * *

Die grauen Tage gehen vorüber wie die sonnenhellen, auch über Stromberg's Haus zog noch manches Jahr, mancher Wechsel, aber keine Freude.

Noch einmal, nach dem neuen Jammer mit Julius hatte die Mutter einen Sturm auf ihres Gatten Herz versucht; alle Kraft der innigsten Bitten, der eindringlichsten Vorstellungen hatte sie erschöpft. Er war ohne ein Wort zu reden in heftiger Bewegung in sein Zimmer gegangen und hatte die Thüre verschlossen; sie hörte ihn rastlos umhergehen und seine Pistolen laden und bekam keine Antwort auf ihre Fragen und Bitten. Amelie fand sie am andern Morgen halberstarrt und ohnmächtig auf der Schwelle des Zimmers. Sie rief dem Vater, der sich nicht erschossen hatte; er half ihr, die Arme auf ihr Bett zu tragen. Ob er nach diesem ein paar Tage aufgehört zu spielen, was half's? Er mußte doch wieder spielen, und die Mutter sagte nun nichts mehr.

Emsig wie immer, treu im kleinsten; vereint mit Amelie bemüht durch höchste Ordnung und Sparsamkeit den äußern Anstand noch zu erhalten, sah sie doch ihr untergrabenes Haus mehr und mehr zusammensinken. Ihr Geschmeide, ihr Silberzeug, alles hatte sie dahingegeben; ihr schönes Linnen, —

ach, an dem Tage, wo sie die langentwöhnte Gastlichkeit wieder üben und den Lehrherrn ihres Wilhelm bewirthen wollte, mußte sie das feine Tischzeug sich für den einen Tag von der Trödlerin erbitten! Sie trug alles, sie klagte jetzt noch bei keiner Seele ihren Gatten an, den das Gefühl seiner Schuld und Schmach tiefer beugte, als die Last der Jahre; ein tiefes Mitleid, ein unendliches Erbarmen hatte alle anderen Gefühle ersetzt, die sie einst gehegt für den Gatten ihrer Jugend.

Wilhelm hatte ausgelernt und war auf Reisen. Sein Lehrherr rühmte seine Gutmüthigkeit und Freundlichkeit; „nur hat der Junge eine desperate Lust zu Karten und Würfelspiel! Ich habe ihn unter dem Daumen gehalten und keine Karten im Ladenstübchen gelitten; aber wie's gehen wird, wenn er mehr Freiheit hat . . ?“ Auch hier also zog der schwarze Faden durch, auch hier wagte die arme Mutter nicht mehr zu hoffen.

Ein schweres Nevenfieber hatte Stromberg's Leben in Gefahr gebracht. Die Welt meinte, der Verlust wäre nicht groß und der armen Frau ein ruhiges Wittwenstübchen zu gönnen; sie aber und die Tochter pflegten ihn mit der höchsten Treue und rangen um sein Leben, als ob er des Hauses Stütz' und Krone wäre. Gott ließ ihm noch einmal Frist, er genas wieder. Mit Freudenthränen begrüßten ihn Mutter und Tochter wieder im Leben; sie hofften, mit der schweren Krisis werde auch der Dämon überwunden sein. Die Frau, die seit Jahren nicht mehr die Schwelle ihres Hauses überschritten hatte, suchte mit glückseligem Lächeln die verblichenen Reste ihres Sonntagsstaats zusammen, um ihn auf dem ersten Gang in's Freie zu begleiten. Er ging hinaus zwischen

seinem treuen Weib und seinem guten Kinde; Blumen, Licht und Sonnenschein grüßten ihn auf's neue, lauter freundliche Boten, die ihn zu einem edleren Leben locken wollten. Er begleitete Frau und Tochter nach Hause; auf der Schwelle kehrte er um, weil er, wie er sagte, noch einen nöthigen Gang zu machen habe — ins Spielhaus.

Julius trug das Joch des Dienstes, seine niedrige Stellung mit männlicher Kraft. Seine Talente zeichneten ihn auch hier bald aus; man ignorirte gern frühere nachtheilige Gerüchte und machte ihn zum Offizierszögling, nach wenigen Jahren zum Offizier. Diese Rückkehr ihres Lieblings, seine rasche, ehrenvolle Beförderung war ein Lichtblick in dem Leben der Mutter. Der Abend, den der neuernannte Lieutenant zum ersten Mal im Kreis der Seinigen zubrachte, war der erste frohe nach langer Zeit, auch der Vater blieb zu Hause.

Mit etwas weniger Sorge als früher sah die Mutter ihren Julius in eine entfernte Garnisonsstadt abgehen; ach, sie mußte es natürlich finden, daß ihre Söhne wünschten, möglichst weit von der Heimat wegzukommen, an Orte, wo ihr Vater nicht gekannt war.

Amelie, ihre helle Blume, sah die Mutter nach und nach an ihrer Seite verblühen; sah dies leichte, lebensfrohe Gemüth mehr und mehr verkühlt und verbittert unter dem Druck der Sorge, der Zurücksetzung. Das Glück war nicht eingezogen durch das geöffnete Pförtchen; der blauäugige Lieutenant war fern, und sie erfuhr, daß er, des langen Wartens müde, die Tochter eines wohlhabenden Restaurateurs heimgeführt habe. Ihre jugendlichen Hoffnungen, — und ihr Herz war sehr hoffnungsreich gewesen, und besaß eine wunderbare Erneuerungskraft, — waren eine nach der andern gesunken,

der Leichtsinn, der so reizend gewesen an dem jugendlichen Geschöpf, war nun, wo er bei dem verblühenden Mädchen noch auftauchte, fast unheimlich. Auf die Mutter war mit der Jugend des Kindes doch noch ein schwacher Abglanz ihrer eigenen Jugend gefallen, nun sank sie doppelt zusammen.

Emilien's körperliche Leiden wurden zu groß, als daß sie sich länger hätten verbergen lassen. „Sie müssen in ein warmes Bad," entschied der Arzt. „Das kann ich nicht, Herr Doctor," erklärte sie bestimmt; „unsre Verhältnisse erlauben das nicht." Stromberg, der dabei saß, stierte schweigend zu Boden und kaute an seinen Fingern; der Mann, der sie einst auf den Händen hatte durch's Leben tragen wollen, der sie lieb gehabt hatte wie sein Augenlicht,

. . . dem selbst des Himmels Winde
Zu rauh für seiner Liebe Antlitz schienen,

der sollte sie nun elend hinsterben sehen, weil er die Mittel verschwendet, die ihr hätten Linderung verschaffen können!

Amelie wandte sich endlich an den einzigen noch lebenden Bruder ihrer Mutter, der fern im Ausland war. Er kam und sah mit tiefem Erbarmen den Zustand seiner armen Schwester und ihres Hauses. Der Schwager imponirte ihm jetzt nicht mehr, machte auch keinen Versuch dazu; er schlich ihm aus dem Wege, wo er nur konnte. Der Bruder nahm sich nun mit Kraft und Umsicht der zerrütteten Verhältnisse an, traf ein Abkommen mit den Gläubigern und streckte die nöthigen Summen vor, um das Haus wieder in ordentlichen Stand zu setzen. Er entwarf einen Etat für die Zukunft der Familie, der ihr, wenn er gewissenhaft eingehalten wurde, ein einfaches aber sorgenfreies Leben sicherte. Die Kinder

opferten zu diesem Zweck ihren Antheil an dem Erbe der Großtante, das freilich geringer ausgefallen war, als sie gehofft; vor allem verschaffte der Bruder der armen Frau Schwester die nöthigen Mittel zu der Badereise.

So war die Last der Verschuldung und Schmach von ihnen genommen und für die Mutter gesorgt! Alle athmeten neu auf. Stromberg selbst schien ein ganz andrer Mensch, er brachte die Tage und Abende daheim zu und verhieß das Beste. Schon halb gesund durch die Freude, reiste die Mutter mit Amelie, ihrer unermüdet treuen Pflegerin, in das Bad ab.

Zwei Monate Aufenthalt in guter Luft und neuer Umgebung thaten ihr unbeschreiblich wohl; heiter und gestärkt kehrte sie zurück: sie traf ihr Haus fast ausgeleert; die Summe, die auf ein Vierteljahr hätte reichen sollen, voraus verbraucht; ihr Mann hatte fast alles Verkäufliche verkauft, um neue Spielverluste zu decken! „Was hätte ich inzwischen thun sollen? Ich hatte gehofft, Dich mit meinem Gewinn zu überraschen," war seine einzige Entschuldigung. Das brach ihr das Herz. Es fließt kein Heilquell auf Erden, der solche Leiden heilen könnte. Julius, der versprochen hatte, sobald als möglich die Opfer zu ersetzen, die die Schwester für seine Equipirung gebracht, ließ lange nichts von sich hören; so fürchtete sie, daß auch ihn der Dämon wieder gepackt habe. Die Mutter legte sich zum Sterben nieder mit wundem Herzen, mit todmüdem Haupte,

Das erst noch mußte denken
Der Zukunft lange Noth,
Eh es sich durfte senken
Beschwichtigt in den Tod.

Ihr brechendes Auge war flehend nach oben gerichtet; sie wußte nicht, was sie beten sollte. Das eine nur hatte sie

gelernt, sich rückhaltlos als hilfeflehendes Kind in die Arme des Vaters zu legen, der seine Pforte offen läßt bis zur elften Stunde.

Kaum hätte man denken sollen, daß ihr noch ein bittrer Tropfen vom Lebenskelch erspart geblieben sei, und doch war es so.

* * *

Amelie saß allein in tiefer Trauer in der Mansarde, die sie nun mit dem Vater bewohnte; das Gewicht einer schweren, dumpfen, thränenlosen Trauer lastete auf ihr. Die Mutter lag im Grabe, der Vater war mehr als je zuvor dem alten Fluch verfallen; die wenigen Freunde und Verwandten, die um der Mutter willen noch die Familie besucht hatten, waren todt oder in der Ferne, oder mieden scheu das unglückliche Haus; alle ihre alten fröhlichen Plane und Hoffnungen vernichtet auf immer! Nur der eine, schaurige Trost war ihr geblieben: viel unglücklicher können wir nicht werden! Und der Trost noch war zweifelhaft.

Es klopfte rasch an der Thür. So ungewöhnlich war eine Unterbrechung ihrer Einsamkeit, daß ihr Herz doch wieder schneller schlug in Erwartung, ob nicht etwas Gutes komme. Ach, nein! es war ein Unteroffizier mit einigen Polizeibeamten. „Hält sich hier Ihr Bruder, Lieutenant Julius von Stromberg, auf?“ „O nein, er ist in P. in Garnison.“ „Nicht mehr; er ist flüchtig, er hat anvertraute Gelder verspielt und sich mit Hinterlassung ungeheurer Schulden aus dem Staub gemacht. Sie müssen uns erlauben, daß wir einige Nachsuchung nach ihm halten.“

Regungslos ließ Amelie alles geschehen, die Nachsuchung

blieb vergeblich. Von Holland aus schrieb er ihr noch: „Der Fluch, der mir angeboren ist, trieb mich in's Verderben. Ich habe nicht ernstlich mit ihm gerungen, da es noch möglich gewesen wäre, ihn zu überwinden. Nun ist er gewaltiger als ich; er treibt mich hinaus, wohin weiß ich nicht. Fluche Du mir nicht, dem Bruder, der Deine Stütze hätte werden sollen!"

In den sumpfigen Gegenden Guianas hat man Julius noch einmal gesehen; er ist nun lange verschollen.

Amelie opferte den letzten Rest ihres Erbes von der Tante, um wenigstens die Schulden zu decken, unter denen Unbemittelte gelitten hätten. Sie wollte die Zuflucht zu ihrem äußersten Nothpfennig nehmen, zu der kleinen Summe, die sie vor langen Jahren in die Sparkasse gelegt; aber sie suchte vergeblich den Schein, — ihr Vater hatte ihn lange schon abgelöst und verspielt.

Noch lange Jahre schleppte Stromberg sein Dasein hin. Amelie hielt treulich bei ihm aus; war es noch Kindestreue und Liebe, war es Mitleid, war es Instinkt, mit dem sie sich an die letzte Stütze klammerte, die ihr noch geblieben? Ach, eine morsche Stütze!

Der Held der Schlachten, der mit Ehren bedeckt einst von der blutigen Wahlstatt heimgezogen war; der treue, fröhliche Kamerad; der zärtliche, aufmerksame Gatte; der gutmüthige, liebevolle Vater, der sein Herzblut für seine Kinder gegeben hätte, nur nicht einen Spielabend: der schlich jetzt scheu, verstört durch die Straßen und wich ängstlich zur Seite, wenn er einem Soldaten, zumal wenn er einem alten Kameraden begegnete. In elenden Winkelkneipen suchte er noch seine Spielgesellschaft, und wenn ihm die Mittel auch zum niedrigsten Spiel fehlten, suchte er seine arme Tochter zu

berauben. Jede edlere Kraft des Geistes und Herzens war längst in ihm erstorben; allein der Spielteufel noch blickte aus den erloschnen Augen. So vegetirte er noch Jahre lang, der jammervollste Anblick auf Erden: ein Greis, der seine grauen Haare mit Unehre trägt, bis seine letzte Frist verlaufen war und die einsame Tochter mit thränenlosen Augen die seinigen schloß.

Kein Säbel glänzt und kein Helmbusch weht,
Kein Genosse der Schlacht mit der Leiche geht,
Die Träger tragen die Bahre so stumm,
Sie sehen mit leisem Grauen sich um. . . .

*
* *

Und Amelie war nun allein auf der Welt, ganz allein. Wilhelm, ihr jüngster Bruder, war bald nach der Mutter Tode nach Amerika gegangen; ob ihn nur das Grauen forttrieb vor seinem unheimlichen Vaterhause, oder ob auch ihn der Dämon gefaßt und ihn genöthigt hatte, sich über's Meer zu flüchten, sie konnte es nie gewiß erfahren.

Sie empfand den Tod des Vaters doch als einen Verlust; ihm war sie noch nöthig gewesen: nun gehörte sie niemand mehr auf Erden, und niemand konnte ihr helfen. Es fehlte nicht an mitleidigen Freunden und entfernten Verwandten, die sich ihrer angenommen hätten; eine alte Jugendfreundin ihrer Mutter bot ihr ihr Haus als Obdach an. „Ich danke, ich kann mich nicht aus Mitleiden erhalten lassen.“ „Aber Du kannst ja arbeiten!“ „Meine Augen sind fast erblindet von Weinen und Nachtwachen, ich kann keine feinere Arbeit mehr versehen.“ „So wollen wir ein Plätzchen in einer Haushaltung für Dich suchen.“ „Ich verstehe keine

Haushaltung; ich habe nur gelernt, im Elend einen Tag um den andern hinzuschleppen, aber nicht einen geordneten Haushalt zu führen. Meine Brust ist auch zu schwach und angegriffen für jede Art anstrengender Arbeit, und gelernt habe ich nichts." „Aber, was willst Du denn thun, armes Kind?" „Fort will ich, weit fort, dahin wo kein Mensch uns gekannt hat!" sagte sie mit leidenschaftlichem Weinen; Thränen kehrten sonst selten mehr ein in ihren erstorbenen Augen.

„O bleib hier!" bat die gute Frau, „ich will Dich nicht verlassen, und Gott wird gewiß ein Plätzchen für Dich finden."

„Gott!" sagte Amelie mit bitterem Lachen.

„Glaubst Du nicht an Gott?" fragte Frau Berg erschrocken. „O ja, er ist ein starker und eifriger Gott, der die Sünde der Väter heimsucht bis in's dritte und vierte Glied," entgegnete Amelie düster. „Aber er thut wohl denen, die ihn fürchten bis in's tausendste Glied, und Deine Mutter hat so brave Eltern und Großeltern gehabt; siehst Du, da muß ja der Segen viel länger halten als der Fluch," tröstete sie die gute Frau. „Ich habe von dem Segen nichts empfunden," sagte die Waise und ging zurück in ihre Mansarde, einsam, schweigend, gesenkten Hauptes, kein Schatten von der hellen Blume mehr!

Und doch wollte sie noch nicht sterben! Noch immer vermied sie die Friedhöfe; das Grab der Mutter hatte sie nur einmal besucht; den Arzt, den ihr die treue Freundin zusandte, versicherte sie, ihr Blutauswurf komme nur vom Nasenbluten, ihr trockner Husten sei bloßer Katarrh.

Fort trieb sie's, nur fort, nun sie keine Pflicht mehr band; fort, wo niemand sie kannte und die Geschichte ihres unseligen Hauses. Nach Amerika, war der erste Gedanke. Sie raffte den dürftigen Rest ihrer Habe zusammen und suchte sich zu

bereiten; da bot sich Gelegenheit als Reisebegleiterin, als Kammerjungfer mit einer Dame nach Paris zu gehen.

Das regte sie ein Mal noch an, obgleich sie längst alle Hoffnung abgeschlossen glaubte, als ob für sie noch Glück möglich sei auf Erden. Paris, das war ihr in der Zeit der Mädchenträume erschienen als eine Stadt der Wunder, wo am Ende jedes sein Glück machen könne und sie nahm einmal noch die alte Kunstfertigkeit zu Hilfe, ihre Toilette passend herzustellen für die Weltstadt.

* * *

Wenn Amelie noch Hoffnungen und Illusionen mitgenommen hatte, so waren sie alle gründlich vernichtet worden. Das sagte ihr todtbleiches Gesicht, ihr düstres Auge, als sie, wenige Wochen nach ihrer Ankunft in Paris auf einer abgelegenen Bank in den Tuilerien saß, allein, ohne Heimat, ohne Freunde, das letzte Fünkchen ihres alten guten Muthes und leichten Sinnes erstorben und erloschen.

Die Dame hatte sie bald nach der Ankunft in Paris entlassen, da sie dort ihre frühere Dienerschaft angetroffen. Amelie hatte versucht bei einer Putzarbeiterin, als Caissière in einem Laden, als Kammerjungfer Dienste zu finden: es war gar nicht oder nur auf kurze Zeit gelungen. Ihre Elasticität hatte sie verlassen; ihr mangelhaftes Französisch hätte man einer hübschen, naiven Deutschen oder Schweizerin gern verziehen, hier in dem bleichen Gesicht und der welken Gestalt ward es auch zum Hinderniß. «Vous ne nous convenez pas» war der einfache Bescheid, den sie erhielt, bis sie mit ihrem schmalen Köfferchen in ein trübseliges Kämmerlein zu einer Zimmervermietherin gezogen war.

Von dorther kam sie so eben. Sie hatte nicht bleiben wollen, nicht bleiben können; denn die tiefsten Stufen, die am Ende jeder noch offen stehen, die konnte Amelie nicht hinabsteigen, sei es ein Rest von Glauben, von Gottesfurcht, ihr selbst unbewußt, sei es ein Schutzengel, der jeder Frau in's Herz gegeben ist, sei es der gute Geist des Ahnenhauses. — Der Tod, der so gefürchtete Tod, erschien ihr doch noch besser, als sich selbst aufzugeben.

Da saß sie und sann, vielleicht welcher Weg am leichtesten, am schmerzlosesten zur endlichen Ruhe führe. Denn in's Vaterland zurück, wo sie doch so hilflos nicht gewesen wäre, wollte sie nicht, es fehlten ihr alle Mittel, und als Bettlerin wiederkehren, — das schien ihr unmöglich. „Der Spielverlust Eines Abends vom Vater daheim, hätte mich gerettet,“ dachte sie, und ein bitteres Lächeln überflog das blasse Gesicht.

Da saß sie, von niemand beachtet. Eine Bonne, die ein paar spielende Kinder beaufsichtigte, saß neben ihr, rückte aber scheu ab, so weit sie konnte; auch die Kinder blickten nur verstohlen von der Seite nach ihr hin.

Doch, so wenig sie geeignet schien, besonders männliche Beachtung auf sich zu ziehen, ein Mann, der nicht ferne von ihr stand, schien die Augen nicht abwenden zu können von dem zerfallenen Gesicht und dem düstern Blick des verlassenen Wesens; immer wieder, von verschiedenen Seiten sah er nur nach ihr hin, nicht nach den leichten, eleganten Gestalten, die sich manchmal selbst in diesen abgelegenen Gang verirrten.

Der Beobachter sah nicht gerade aus wie einer der edlen Menschenfreunde, die durch Romane, hie und da auch noch durch's Leben gehen, die verborgne Noth jeder Art aufsuchen, um sie zu lindern; sein Bart und Angesicht und auch sein

Anzug sah dazu etwas zu verwahrlost und struppig aus, und doch war dies Gesicht wieder zu offen und gutmüthig, als daß man einen verkappten Bösewicht hätte in ihm vermuthen sollen, der Gehilfen oder Opfer für verbrecherische Absichten sucht.

Eins der Kinder, die um die Bank spielten, ein kecker kleiner Knabe, wagte endlich, trotz seiner heimlichen Scheu, Amelie von hinten am Kleid zu zupfen, was bei dem vermürbten Stoff desselben wohl gefährlich war. „Laß mich!“ rief sie, heftig und ärgerlich auffahrend, so daß die Kinder erschrocken fortsprangen und die Bonne Mühe hatte, ihnen zu folgen.

Der Fremde war rasch näher getreten. „Sie sprechen deutsch?“ fragte er Amelie. „Ja,“ sagte sie kurz. „Nun, das freut mich immer, obgleich es hier öfter vorkommt,“ fuhr er fort, im augenscheinlichen Wunsch, ein Gespräch anzuknüpfen; „bin zwar Russe von Geburt, aber deutsch ist mir gewöhnter und geläufiger als meine Heimatsprache. Damit nicht wieder so ein kleiner Schlingel kommt, darf ich Sie begleiten, wenn Sie heimgehen?“ erbot er sich gutmüthig.

„Danke,“ sagte Amelie, „ich habe keine Heimat.“ „So, ei, das ist betrübt,“ sagte er betroffen. „Nun, wenn's so ist,“ fuhr er etwas muthiger fort, „möchten Sie nicht mit mir kommen in ein recht anständiges Quartier, wo Zimmer für Damen vermiethet werden? Ich habe,“ begann er wieder verlegen, als Amelie sich gänzlich abwandte, „Zimmer und Atelier bei einer honetten Waschfrau, die sich Ihrer annehmen würde, und — ich will's lieber gerad heraus sagen, Sie könnten mir einen großen Gefallen thun. Ich bin Maler und habe Auftrag zu einem Freskobilde in eine Grabkapelle, die Hoffnung und die Verzweiflung einander gegenüber. Zur Hoffnung habe ich nun ein allerliebstes Original gefunden, ein

Gärtnerstöchterlein, nahe bei meinem Quartier; aber mit der Verzweiflung, da hat sich's nicht schicken wollen, obgleich es verzweifelte Weibsbilder genug hier gibt, — die waren mir zu schlecht. Wenn nun Sie, — ich will Sie nicht beleidigen, — mir hätten sitzen wollen mit dem Gesicht, wie Sie vorhin da gesessen sind, — wir sind ja gesetzte Leute, nach mir dürfen Sie fragen, — nu, erzwingen will ich's freilich nicht ..."

Er erschrack fast, als sein Verzweiflungsmodell hell auflachte, und es war nicht ganz das Lachen bittrer Ironie; es klang ein Fünklein alten Humors durch, über das naive Anerbieten, das ihr da gemacht wurde.

„Ja, lachen dürften Sie ohnehin nicht," sagte er bedenklich, „da wär's nichts."

„Ich will mit Ihnen gehen," sagte nun Amelie, „das Gesicht von vorhin wird mir nicht schwer werden."

Er trug ihr den Koffer und sie folgte ihm. — Sie hatte ein unwillkürliches Vertrauen gefaßt und — sie war eine Ertrinkende; wenn ein Strohhalm auch nur einen Augenblick Aufschub bot, warum sollte sie ihn nicht fassen?

* * *

Die Hauswirthin räumte ihr ein Oberstübchen ein; sie schien wirklich ein ehrliches Weib, und bald saßen sie im Atelier des Malers friedlich beisammen und die Verzweiflung machte gute Fortschritte, wenn auch ihr selbst unbewußt wieder leichte Lichtblicke in Amelie's verdüstertes Herz eingezogen waren.

Es gab Ruhepunkte zwischen der Arbeit, die Hoffnung kehrte zuweilen ein im Atelier, das liebliche Gärtnerskind von drüben mit den klassischen Zügen und den blühenden Wangen. Sie war recht gut Freund mit dem Maler

geworden, weil er ihr eine kleine Copie ihres Bildes für ihren Liebsten versprochen hatte, und sie brachte manchmal einen frischen Blumenstrauß oder ein paar schöne Früchte zur Erquickung. „Plus tard, après," sagte abwehrend der Maler in seinem gebrechlichen Französisch, „si vous venez, c'en est rien avec mon désespoir." — Doch er hätte nicht sorgen dürfen, es war nicht schwer für Amelie, die düstere Miene zu bewahren, angesichts des fröhlichen Kindes.

Sie hatte ihren Koffer mit seinem spärlichen Inhalt vorläufig der Hausbesitzerin versetzt und versprochen, ihr beim Ausbessern der Wäsche zu helfen; weiter hinaus wollte sie nicht denken.

Es war die letzte Sitzung zu dem nun bald vollendeten Bild, als der Maler einmal plötzlich unterbrechen mußte: „Verzeihens', ich kann nicht mehr weiter malen, da ist mein Rockärmel ganz zerrissen; — 's ist ein Elend um so einen Junggesellen, man fällt ganz auseinander!" „Nun, ziehen Sie einen andern Rock an, so bessere ich Ihnen den da geschwind aus," schlug Amelie vor.

Und der Maler kam im Ausgangsrock aus seinem Kabinet und schaute bewundernd zu, wie seine Verzweiflung aus einem kleinen Täschchen, das sie anhängen hatte, das Nöthige nahm, um nett und flink den Schaden an seinem Malerkittel gut zu machen. „Nein, was Sie noch nette Finger haben und so geschickt! Ja, da sind wir Mannsleute doch ein hilflos Volk," sagte er anerkennend.

Und er wurde immer zutraulicher und erzählte Amelie von seiner kümmerlichen Jugendzeit, wie er, der Sohn armer Eltern, mühselig, unter schwerem Ringen sich den Pfad zu der Kunst gebahnt, zu der er frühe schon Liebe empfunden, und die ihm bis jetzt

wenig Lorbeern, aber doch Befriedigung für sein inneres Streben und für seine bescheidenen äußeren Bedürfnisse gebracht hatte.

„Ich bin nicht jung mehr,“ gab er zu; „es ist nicht viel Hoffnung, daß ich noch Höheres erreichen werde. Aber ich meine manchmal, wenn ich eine ordentliche Häuslichkeit hätte, eine brave Frau, die für mich sorgen wollte, ich würde doch noch manches erringen können. Bin dazu aber noch nicht gekommen,“ schloß er seufzend.

Auch Amelie wurde allmählich mittheilend über ihre Vergangenheit, wenn sie auch über das Trübste und Schwerste nicht gern reden wollte. Es lag ihr daran, daß der Maler nach jener eigenthümlichen ersten Begegnung nichts Unrechtes von ihr denken sollte; — einer leisen Bemerkung von ihr, die dahin deutete, kam er aber mit der gutmüthigen Versicherung entgegen: „Sehen Sie, warum weiß ich nicht, aber von Ihnen hätte ich gleich vom ersten Augenblick an nichts Schlimmes denken können, nur recht Mitleid mußte ich haben. Weiß nicht, wie ich nur den Muth gehabt, damals Sie zu mir zu bitten; aber Sie haben mir so gar gut gefallen zu meiner Verzweiflung.“

Nun das Bild war vollendet und hatte dem Maler Beifall und reichen Lohn getragen; — eine Copie, wie das Gärtnerskind, hatte Amelie für sich nicht verlangt. — Bei ihr konnte es wieder Ernst werden mit der Verzweiflung, obgleich im gemüthlichen Verkehr mit dem Maler die düstre Miene fast ganz geschwunden war: — es galt auf's neue einen Weg zu suchen, um ihr Leben zu fristen, da ihre schwachen Augen das beständige Ausbessern feiner Wäsche, wie die Waschfrau es verlangte, nicht ertragen konnten.

Eh' sie diesen neuen Ausweg ersonnen, trat der Maler zu ihr mit der einfachen Frage: „Glauben Sie jetzt nicht,

daß am besten wäre, wenn wir Zwei ganz beisammen blieben? Ich glaube, wir würden gut zusammen taugen. Sie wissen ja, was Sie mit mir übernehmen; es ist kein glänzendes Loos. Aber so viel ich kann, wollt' ich's Ihnen gut machen, daß Sie nicht mehr so viel an die schweren Tage denken dürften; mit der Verzweiflung sind wir ja jetzt fertig. Wollen Sie nicht? ich mein's gut."

Das war nicht ein Strohhalm im Sinken, es war eine treue redliche Hand, die sich ihr bot; es ging für einen Augenblick ein Licht auf in Amelie's Augen, das lange schon, auf immer erloschen geschienen. Und doch, — sie hielt plötzlich die Hand zurück, die sie schon in die dargebotne Rechte des Malers legen wollte und fragte scharf, eindringlich: „Spielen Sie?"

„Spielen? Nein das thu ich nicht," sagte er gleichmüthig. „Zu lustigen Spielen, da bin ich zu alt; Kartenspielen hab' ich einmal als Junge probiert; mein Vater aber, obwohl er ein milder Mann war, hat mir dermaßen Prügel darob gegeben, daß ich's mein Lebenlang nicht wieder versucht habe. Hab' auch keine Freude d'ran, sind so wüste Gesichter auf den Kartenblättern."

„Mit mir aber bekommen Sie auch kein schönes mehr," sagte Amelie, unendlich erleichtert, als sie mit einem hellen Lachen, wie sie es lang nicht mehr gekannt, ihre Hand in die seine legte.

„Thut nichts," meinte der Maler seelenvergnügt. „In den Augen da sitzt doch noch etwas außer der Verzweiflung; wollen sehen, ob wir's nicht wieder herauslocken!"

Eine bescheidne Häuslichkeit war's nun freilich, die sich gründen ließ mit den Mitteln des Malers. In Amelie aber wachte das alte Geschick wieder auf, das so lange noch das trübselige Elternhaus etwas erhellt hatte, das Vogeltalent,

auch aus Hälmchen ein zierliches Nest zu bauen, und sie wurde belohnt durch immer neue Bewunderung, mit der ihr Mann seine eigne Häuslichkeit stets auf's neue anstaunte und nie begreifen konnte, wie sich das aus so wenigen Mitteln hatte herstellen lassen.

Auch ihre Gesundheit hob sich allmählich. „Taugst nimmer zur Verzweiflung," sagte der Maler, sie vergnüglich betrachtend, „wenn Du auch nicht mehr so schön wirst wie meine Hoffnung."

„Nun, vielleicht gebe ich doch noch eine Zufriedenheit," meinte sie lächelnd. „Bist fast zu braun dazu," sagte der Gemahl, dessen Stärke gerade nicht die Galanterie war.

Wenn es auch jetzt noch nicht der Genius des Malers zum höchsten Aufschwung brachte, jetzt, wo ihm sein Haus so lieb und behaglich geworden, weil, wie er sagte, die Photographie als ein brauner Strich durch alle farbenhelle Kunst gekommen war: so reichte sein Erwerb doch, den Herd warm zu halten, durch die emsige Hand der so viel geprüften Frau; er reichte auch noch aus für einen schwarzaugigen Knaben, der Lust und Leben, wie sie es nicht für möglich gehalten, in die Künstlermansarde brachte.

Mit der Jugend Heimat, mit der Vergangenheit, hat Amelie nicht viel Anknüpfung gesucht. „Wenn ich an meines Mannes Seite sitze, mein Kind auf dem Schooß, so ist mir alles Frühere nur wie ein schwerer Traum," stand im letzten und einzigen Brief, den sie einer Verwandten schrieb.

Ein sehr langes Lebensziel war ihr nicht gesteckt; aber sie hat vor ihrem Tod noch erkennen dürfen, daß der starke und eifrige Gott, der die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern, auch der erbarmende und treue Gott ist, der Kindestreue segnet, der sie, die Letzte des unseligen Hauses, vom Rande des Abgrunds noch in einen Friedensport geführt.

Im Sanitätsverein.

Nicht zum ersten Mal ist's, daß ich versuche die kleinen Städte zu Ehren zu bringen, denen man sonst so wenig zutraut; sinds doch meine liebsten Erinnerungen, die mich zurückführen in die alten Mauern einer kleinen Stadt und mancher schon hat solch engumkränzten Kreis als bessern Boden für das erste Aufkeimen des innern Lebens erkannt, als die wechselreichen, vielbewegten Kreise einer Großstadt.

Auch die alte Stadt Sonderhausen ist, obschon eine der kleinsten, so doch nicht die geringste unter den deutschen Städten, und wenn sie gleich bis heute noch an keiner Eisenbahn liegt, so ist sie doch nicht unangeregt geblieben vom Flügelschlage großer Zeiten, wie er je und je über die deutschen Lande geweht hat.

Wie leider in der Geschichte der Völker die Zeitperioden selten nach Werken und Thaten des Friedens, sondern meist nach Kriegen und Kämpfen abgesteckt werden, so hat auch Sonderhausen seine merkwürdigsten Erinnerungen vom Kriege her. Da stehen noch die Trümmer einer Kapelle, die vor Zeiten der Melac abgebrannt und gehen Sagen von allerlei Kostbarkeiten und Schätzen, die selbiger Mordbrenner aus einem Rathhause einst geraubt haben solle, das auch durch ihn zerstört worden ist.

In die Napoleonischen und in die Befreiungskriege sind seiner Zeit auch Sonderhauser Bürgerskinder ausgezogen. Es

wird noch erzählt von einem schönen Jüngling, dem Sohne des damaligen Stadtschreibers, der in den russischen Eisfeldern erfroren und verschollen ist, und ein alter Stadtpoßler und Invalide ruht seit wenigen Jahren auf dem städtischen Kirchhof, der bis zu seinem Tod behauptet hat, er habe den Napoleon, — den alten, rechten Napoleon, — in seine eignen Ohren hinein sagen hören: „Mit zwölf Regimentern württembergischer Kavallerie und zwölf Regimentern württembergischer Infanterie, da wolle er den Teufel aus der Höll herausholen." Das hat nun, glaub ich, der Napoleon nicht probiert; aber patriotische Stadtkinder freuen sich heutzutage, daß die württembergischen Regimenter doch wenigstens geholfen haben, den Teufel zu verjagen.

Also Theil genommen an den großen Zeitbegebenheiten hat Sonderhausen jeder Zeit, wenn auch, wie die alte Frau Stadtpfleger meint, der Beistand, d. h. die Fürsorge von daheim für die Krieger draußen, — dazumal noch nicht so Mode war, wie jetzt.

Während der Befreiungskriege ist, so viel mir bekannt, der Beistand allerdings noch nicht so allgemein gewesen, nicht so weit ausgedehnt worden, wie in unsern Tagen. Später, im Befreiungskampf der Griechen,

Als hinten tief in der Türkei,
Die Völker ineinander schlugen,

da wurde doch auch bei uns schon Charpie gezupft und wurden Beiträge abgesandt für die armen Griechen, von deren Mißhandlung durch die Türken man erschreckliche Sachen erzählte.

Mehr noch geschah für die Polen zu Anfang der dreißiger

Jahre. Da zupfte man nicht nur Charpie in Masse, man strickte Socken, je größer, je besser, nähte Hemden und Binden; es wurden auch Polenbazars und Polenlotterien veranstaltet, darin viel unnütze Dinge, deren Zweck räthselhaft geblieben, ausgestellt waren; es wurden Polenlieder gesungen bis in die späte Nacht, bis, — eben Polen doch verloren ging und die Polengesänge verklungen und verstummt sind.

Anno achtundvierzig da gings erst gefährlich her und war zunächst von Beistand keine Rede. Der Sturm, der in die Zeit gefahren ist dazumal, der hat auch durch die Gassen in Sonderhausen geblasen und viel Staub aufgewühlt. Dem Oberamtmann wurden die Fenster eingeworfen und dem Stadtschultheiß eine Katzenmusik gebracht; der dürre Huber hat vom Rathhausbalkon aus verkündet, daß man „keinen König mai" brauche und sich nachher sinnreich damit ausgeredet, daß man ja schon einen habe; Jünglinge sind zur Freischaar ausgezogen und ruhige Bürger haben exerziert mit langen Musketen: ist aber alles glücklich und friedlich vorübergegangen und die Glaser haben dabei einen schönen Verdienst gehabt, bis all die im Patriotismus eingeworfnen Scheiben wieder gemacht waren.

* * *

Dann ist es ja ruhig geblieben in der Welt eine gute Weile, bis es im Jahr 1866 wieder Gelegenheit gab, für den Beistand zu sorgen, wo auch Sonderhausen nicht zurückblieb.

Da es nun aber besser ist, diesen Krieg mit dem Mantel der Liebe zuzudecken, so hat man ihn auch zu Sonderhausen patriotisch vergessen.

Und nun es wieder Ernst geworden war, gewaltiger Ernst mit dem Kriege, da wurde es auch Ernst mit „dem Beistande“ in Städten und Städtchen Land auf und Land ab.

Auch in Sonderhausen hat sich ein Sanitätsverein gebildet; die Weißzeugschränke und alten Klostertruhen wurden geöffnet, und gespendet wurde, nicht nur was entbehrlich, nein alles, was nur zu brauchen war. Wer mußte und wer nicht mußte von den jungen Söhnen der Stadt, zog zum Kampf und die Schwestern nähten sich fast blind, um die unvermeidlichen Cigarrentaschen zum Abschied noch mit Perlen zu sticken.

Der große Rathhaussaal wurde bereit gemacht zum Arbeitslokal; die Frau Adlerwirthin hatte ein Leintuch und einen Plümeauüberzug geopfert, um eine rothe Fahne mit weißem Kreuz herzustellen, die nun von den Zinnen wehte.

Da füllte sich der Saal, wie wohl nie zuvor. Jungfrauen und Frauen jeden Alters pilgerten zum Rathhaus und es war wohlthätig, daß von den Bäumen im Hofe frische Luft wehte in den überfüllten Raum; denn es war gekommen, nicht nur was Füße, sondern auch was nur Hände hatte, wie das alte, lahme Nähchristele, die mit ihrer langjährigen Erfahrung ein sehr schätzbares Mitglied des Vereins wurde.

Am Tisch in der Mitte, am Regententisch, wie er im Scherz genannt wurde, da thronte die Frau Oberamtmännin; da saß Fräulein Wilhelmine Fischer, die Geheimeräthin von Stadt und Umgegend: da wurde zugeschnitten und Arbeit ausgetheilt an alle die vielen hilfbereiten Hände.

War keine leichte Aufgabe am Regententisch. — Regieren ist ein schwierig Stück Arbeit unter allen Verhältnissen, und ohne den Beistand ihres ersten Ministers Wilhelmine, wäre

Frau Oberamtmännin wohl schwerlich damit zu Stande gekommen.

Da galt's, alle zu beschäftigen und für jede die rechte Arbeit zu finden: die Frau Kameralverwalterin nahm's übel, wenn man ihr grobes Zeug zu nähen gab und doch konnte sie das feine nicht mehr sehen, konnte auch nicht leiden, wenn man ihr die Nadel einfädeln wollte; Frau Kaufmann Marz war ärgerlich, wenn sie altes Linnen ausbessern sollte und ein paar Schulmädchen, die Baumwolle zu zupfen hatten, zerzausten sie dergestalt, daß man sie ihnen wieder abnehmen mußte.

Da waren Bürgerstöchter, die empfindlich wurden, wenn die Honoratiorenfräulein sich besonders setzten oder zusammenflüsterten; waren einige, die lechzten nach frischer Luft und andere, die seufzten über Zugluft: — deutsche Einheit ist allenthalben schwer zu erhalten. — Fräulein Wilhelmine aber, als tapfere Führerin, hatte die Augen überall, obgleich sie hinter einer Brille vorschaute. Sie wußte alle zu begütigen, mit einem Scherz heiter zu stimmen und jedes auf die rechte Weise zu verwenden; sie machte die vortheilhaftesten Einkäufe und wußte die ältesten Stücke noch nützlich herzurichten. Und merkwürdiger Weise, von Wilhelmine ließ sich jedermann alles gefallen, und doch war sie keine Honoratiorentochter, nicht einmal ein Burgerskind der Stadt; sie war ein Landmädchen und erst durch Erbschaft in Besitz des Ladens zu Sonderhausen gekommen, den sie mit vieler Umsicht betrieb.

Als jedoch das ganze, große deutsche Reich eins geworden war im Sturme, da waren auch die Frauenherzen zu Sonderhausen zur Eintracht geneigt, und es war meist ein friedliches und fröhliches Schaffen in ihrem Vereine.

Die Männer, die nicht mit ausgezogen, die wollten doch nicht ganz zurückbleiben, wenn sie auch nicht mit Nadel und Scheere wirken konnten. Der pensionirte Amtspfleger Müller, Sekretär und Kassier des Vereins, erschien jeden Morgen mit der Zeitung, um die neuesten Kunden vom Kriegsschauplatz zu bringen, und gar emsig rührten sich all die Frauenhände bei den Botschaften der kühnen Waffenthaten, beim Gedanken, wie heiß jetzt die Männer im Feuer stehen.

Der junge Vikar Braun fing an zur Ermunterung und Belehrung der Damen die Geschichte der Befreiungskriege vorzulesen. Aber es kam gar zu viel Störung dazwischen durch geschäftliche Fragen aller Art: „Säumt man die Tüchlein da mit Vorstichen?“ „Hier eine Ueberwendlingsnaht?“ „Das Kopfnetz da ist aber für einen kleinen Kopf!“ „Diese Binde wäre für einen Falstaff zu weit!“ Dazu klirrten die Nähmaschinen so laut, daß der Vorleser sein Buch schloß, und die Mehrzahl der Damen wußten nach wie vor nicht viel mehr vom Befreiungskrieg, als daß man den Napoleon verjagt hatte, daß der alte Blücher ein biederer Degen war und Theodor Körner jung gefallen sei als Sänger und als Held: war auch genug!

Vom jetzigen Kriege wußten sie aber um so mehr. Ein leiser Jubel ging durch den Saal, so oft Herr Müller eine neue Siegesbotschaft brachte, und wenn die Männer in patriotischer Freude Abends eine unglaubliche Menge von Bier- und Weinflaschen leerten, so zeigte das weibliche, — bekanntlich stets das edlere, das minder materielle und das selbstlosere Geschlecht, — seine Theilnahme nur durch vermehrte Liebesthätigkeit, so daß ganze Berge von werthvollen und nützlichen Gegenständen für die Kämpfer draußen gefertigt wurden.

Unter die Fleißigsten der Fleißigen gehörte ein junges Mädchen, die noch sehr wenig im Orte bekannt war: Hermine Berg, ein liebliches, aber blasses Gesichtchen, die nie einstimmte in die Heiterkeit der andern und meist von ihnen abgesondert ihre emsige Nadel führte. Es war auch anfangs aufgefallen, daß sie ihre gefertigten Sachen nicht zum allgemeinen Vorrath legte, sondern sie Herrn Müller oder dem Kaufmann Marz, der die Verpackung besorgte, besonders übergab. Die Herrn wollten keine Sonderverpackung übernehmen; als ihnen aber das junge Mädchen erröthend zeigte, wie sie, nur zu etwaigem Troste wunder Krieger, in eine Ecke des Weißzeugs überall die Worte eingenäht hatte: „Am Ende Sieg!“ da ließen sie solch harmlose Liebhaberei ungehindert passiren.

Die Opferfreudigkeit der Frauen zu Sonderhausen konnte sich gehörig bewähren. Nicht zur Herbstzeit, wie man gehofft, konnten die siegreichen Truppen heimziehen. Es wurde kühler und man brauchte bald eine neue Kollekte, um den Arbeitssaal zu wärmen. Ganz allmählich verminderte sich auch die Zahl der fleißigen Arbeiterinnen. Gatten und Söhne hatten sich beklagt, daß während man die deutsche Reichsarmee mit Gaben überschütte, ihnen kein Rockknopf angenäht, kein Strumpf mehr geflickt werde; die Hauswaschen waren zu bedenklicher Höhe angewachsen, die Kinder ungebührlich verwahrlost worden, so lange man für Verwahrung der vaterländischen Krieger gesorgt: — kurz, ohne daß die Herzen erkaltet wären, traf sich's doch, daß sich eines kühlen Morgens nur drei von dem einst so gedrängten Arbeitsheer eingefunden hatten, „die letzten Zehn vom vierten Regiment“, wie Herr Müller bemerkte, der sehr stark, wenn auch nicht immer

glücklich in Citaten war. Sie rückten den Regententisch nahe zum Ofen, diese drei, die sich bis jetzt noch nie näher gekommen, und die auch in ihrer ganzen Erscheinung ziemlich verschieden waren. Die Treueste unter den Treuen, Fräulein Wilhelmine, die durfte natürlich nicht fehlen, obgleich ihr eigner Haushalt der Herrin fast am meisten bedurft hätte. Sie war, wie schon erwähnt, kein Stadtkind; sondern stammte aus einem entfernten Dorfe, und besaß in einer abgelegenen Gasse der Stadt einen kleinen Kaufladen, der unscheinbar und nicht einladend von außen, zu den verborgnen Goldgrüblein gehörte, die ihre Besitzer reich machen, ohne daß m`n's vor deren Tode ahnt. Sie betrieb das anscheinend kleine Geschäft so schwunghaft und dabei mit so strenger Rechtlichkeit und Loyalität, daß sogar Herr Müller, der sonst gar nicht für Frauenemanzipation war, freundschaftlich mit ihr verkehrte und, wie jedermann, den höchsten Respekt vor ihrer Einsicht hatte.

Diese Einsicht war vor dem Kriege schon von Stadt und Umgegend anerkannt; nicht leicht wurde ein Einkauf von Bedeutung gemacht, ohne daß Fräulein Wilhelmine befragt worden, und in ihrer etwas düstern Ladenstube wurden fast jeden Tag wichtige Verhandlungen gepflogen. Sei's, daß sie einen Wagen Brennholz besichtigen, ein Gespinnst beurtheilen, ein Dienstmädchen vorschlagen, oder einen neuen Wein kosten sollte, Wilhelminen's Ausspruch war unentbehrlich und wurde meist unbedingt befolgt; selbst zarte Angelegenheiten wurden flüsternd in der Ladenstube besprochen, und es war in der That ein so scharfer Feldherrnblick nöthig, wie sie ihn besaß, daneben doch den Laden, den Lehrling und die Magd zu regieren und in tadelloser Ordnung zu erhalten.

Erholungsstunden fehlten ihr daneben nicht; unter ihre vielen schätzbaren Eigenschaften gehörte auch die, daß sie nicht nur Rathgeberin, wie für jedermann, sondern auch Herbergmutter für alle benachbarten Pfarrfamilien war.

Am Montag, dem Tage des großen Pfarrkranzes, an welchem sich die geistlichen Herrn der Gegend im Ochsen zu Sonderhausen versammelten, um sich von der Anstrengung des Sonntags zu erholen und über Welt und Zeit, Gegenwart und Zukunft ihre Ansichten auszutauschen, da war in dem sonst sehr geschonten obern Staatszimmer der Fräulein Wilhelmine der große Tisch auseinander gezogen, der roth- und weißgewürfelte Teppich aufgelegt und ein riesiger Butterkuchen aufgestellt. Da kamen die Pfarrfrauen und Pfarrtöchterlein von Schneckenbach und Schnaith, von Reute und von Buzenberg: wer eben gerade Zeit hatte über Land zu gehen und wer in der Stadt einen Einkauf zu machen hatte. Die lieben Kleinen kamen auch mit, zu Fuß oder im Pfarrchaischen; die Knaben durften sich beim Lehrling und bei der Magd im Laden amüsiren; die Mägdlein hatten an einem kleinen Tischchen ihre Puppenwirthschaft und kleine Geschirre zum Kochen, die im Laden reichlich gefüllt wurden mit Zucker, Mandeln und Rosinen. — Es war längst ausgemacht, daß es nirgends so „brav" sei als bei Fräulein Wilhelmine. Dagegen standen auch ihr die Pfarrhäuser freundlich offen. Am Sonntag war der Laden nur früh Morgens und spät Abends ein Stündchen geöffnet für die geplagten Weiber, die an Wochentagen nicht Zeit fanden, ihre bescheidnen Bedürfnisse einzukaufen; für die abgeschafften Männer, die ihre Schnupftabaksdose neu füllen mußten: aber er wurde so geschlossen, daß Wilhelmine Zeit fand, im ehrbaren Fest-

gewand durch die schönen frühsonntagsstillen Fluren hinauszuwandeln in irgend ein benachbartes Pfarrhaus, zeitig genug, um mit dem Glockenläuten noch in die Kirche zu kommen, wo im Pfarrstuhl stets ein aufgeschlagenes Gesangbuch für sie bereit lag. Die Pfarrherrn respektirten sehr ihr gesundes Urtheil über eine Predigt, das sich durch viel innere und äußere Lebenserfahrung gebildet hatte und das sie immer sehr bescheiden aussprach; Pfarrfrauen und Kinder empfingen sie immer sehr freundlich beim Mahle und machten gar zu gern ein paar heitre Plauderstündchen mit ihr, bei schönem Wetter in der grünen Laube des Pfarrgartens.

Jetzt freilich war dieser freundliche Pfarrverkehr etwas in's Stocken gekommen; Wilhelmine hatte Sonntags zu thun, bis sie ihre eignen Angelegenheiten wieder in Ordnung brachte und die Pfarrfrauen mußten sie Werktags im Rathhaus aufsuchen, wenn sie guten Rath bedurften.

Fräulein Wilhelmine war stets einfach, in starke, dauerhafte Stoffe gekleidet; mit modernem Schnitt und Stoffen nahm sie's nicht zu genau. Mit dem Spezereihandel war auch ein Ellenwaarengeschäft für's Volk verbunden; da mußte hie und da ein Ladenhüter aufgebraucht werden, damit nichts umkomme, und zum Kleidermachen wurden bedürftige, einheimische Nätherinnen verwendet. Ihre allmählich ergrauenden Haare waren unter einem Häubchen geborgen und vorn in Locken aufgesteckt, ein Haarputz, der eigentlich nie in und aus der Mode war.

Da stach denn die zweite im Kreise der letzten Drei etwas von ihr ab. Blanka Peters, nicht eben jung mehr, doch viel jünger noch als Wilhelmine, die Nichte des alten Dekans von Sonderhausen, bei dem sie schon seit einigen

Jahren ein stilles, sehr unabhängiges Leben führte; auch sie wurde sehr respektirt, freilich in anderer Weise als Wilhelmine, nicht weil man sie so genau, sondern weil man sie noch wenig kannte.

Blanka war nicht schön, aber es lag viel Harmonie in ihrem Wesen; ihre Kleidung nie in auffallenden Farben und ohne allen modischen Firlefanz, ohne Tunikas, Peblums, Schärpen und Umhänge, war stets von feinen Stoffen und tadelloser Eleganz; sie trug die Haare glattgescheitelt und es stand ihr gut, selbst neben den hoch aufgethürmten Lockengebänden junger Damen, die darauf ein unternehmendes Federhütchen wie einen krummen Säbel gesetzt hatten.

Blanka galt für eine Gelehrte, obwohl man wenig andre Beweise für diese Beschuldigung hatte, als daß sie sich in ihres Onkels Garten ein hübsches Plätzchen eingerichtet, unter der Veranda am Gartenhaus, mit herrlichen Blumen geschmückt, wo sie mit Büchern, Malgeräthe und Schreibzeug jeden schönen Morgen zubrachte.

Doch lebte Blanka nicht für diese stille Welt allein; sie war ihres Onkels treue Gehilfin bei der Armen- und Krankenpflege, wohl gekannt von allen armen Weiblein und Kindern der Stadt. Ihre feine, aristokratische Gestalt war in Hütten und war an Krankenbetten zu sehen, wohin die robusten Honoratiorenfrauen der Stadt sich wohl kaum getraut hätten. Sie scheute da vor nichts zurück und war nicht unpraktisch, wie man hätte glauben sollen: sie schüttelte die verdumpften Kopfkissen; sie bereitete kühlenden Trunk; sie flickte selbst daheim mit ihren feinen Fingern Kindergewänder, welche Frau Kameralverwalter, wie sie sagte, nicht nur mit keinem Stecken, nein, nicht mit einer Meßstange hätte anrühren mögen.

Man wußte von Blanka, daß ihre Mutter, die Schwester des Dekans, bald nach der Trennung einer unglücklichen Ehe, in Norddeutschland gestorben war; daß der Vater, dem sie sich nicht anvertrauen konnte, in Amerika lebe und somit das Haus des verwittweten, kinderlosen Onkels ihre einzige Heimat war. Aber, obwohl man demnach klar darüber war, was ihre Mutter für eine Geborne sei, — für Frauen, zumal in kleinen Städten, ein wichtiger Hauptpunkt, — so hatte sie doch den Sonderhausern stets etwas Fremdes, Unnahbares, vielleicht schon durch ihr reines Deutsch, das unwillkürlich die Leute nöthigte, im Verkehr mit ihr, ihre gut schwäbischen Gedanken und Ansichten in die Schriftsprache zu übersetzen, was doch nicht immer bequem geht. Auch daß man wußte, daß sie schon mehrere sehr gute Partieen ausgeschlagen habe, und überhaupt gar nicht heiraten wolle, trug dazu bei, sie als vornehm und pretentiös erscheinen zu lassen, obgleich ihr niemand eigentlich feind sein konnte.

Die bleiche Hermine, die als die dritte im Bunde getreu geblieben war und immer in alles Linnen, das sie gefertigt, heimlich ihr Sprüchlein einstickte, die war noch zu jung, zu kurz in der Gegend, als daß ein bestimmtes Urtheil über sie hätte fertig sein können. Der Landsitz ihres Vaters, des reichen Fabrikanten Berg, der daselbst noch eine kleine Oekonomie betrieb, im übrigen seine Coupons abschnitt und in Staatspapieren speculirte, war außerhalb der Stadt gelegen. Sie hatte noch mit keinem der jungen Mädchen nähern Umgang angeknüpft; sie war so traurig und so unglücklich! Auch den Grund dieses Unglücks hatte man durch die Dienstboten, die sie aus ihrem frühern Wohnsitz, einer Stadt am Rhein, mitgebracht, bereits erfahren; eine alte Geschichte, wie

sie leider zu Zeiten immer wieder neu wird: die Geschichte von einem jungen, blutarmen Hofmeister, der, bei den Söhnen des reichen Fabrikanten angestellt, sich in das schöne, junge Haustöchterlein verliebt hatte und eines Tags von dem Vater bei zärtlichem tête à tête mit ihr überrascht worden war. Einige flüsterten, der Alte habe ihn todtschießen wollen und beinah auch todt geschossen; andre behaupteten, er habe ihn nur weniger sanft die Treppe hinunter befördert: — so viel war gewiß, daß alle und jede Hoffnung für das junge Paar verloren sei. Der Vater hatte seine Fabriken verkauft, seine Knaben in Pension geschickt und war in das ihm ganz fremde Städtchen gezogen, nur um der Tochter jedwede Gelegenheit zum Verkehr mit dem Geliebten zu benehmen; wie man auch wußte, daß kein Brief weder in das Haus hinein, noch herausgehen durfte, der nicht zuvor durch seine Hand liefe.

Es ging ferner die Sage, daß der arme Jüngling jetzt mit einer russischen Familie nach Sibirien oder Kamtschatka weit weit fortgezogen und somit den jungen Leuten jede Aussicht auf Wiedersehen abgeschnitten sei.

Die Frauen der Stadt waren auch alsbald fertig mit ihrem Urtheil über den grausamen Vater: er war ein „Unthier,“ ein „abscheulicher, garstiger Dings“ und die Männer durften gar nicht mehr den Mund aufthun, wenn sie ihn je und je im Wirthshause getroffen und doch nicht so ganz übel gefunden hatten. Hermine wurde von Herzen bemitleidet, und wäre es noch mehr worden, wenn sie nicht ihr Leid so gar allein für sich getragen hätte.

Bis jetzt war gerade sie dem Obergeneral Wilhelmine am meisten fern geblieben, weil deren resolutes, zuweilen vielleicht auch etwas derbes Wesen nicht besonders ihre Sym-

pathie weckte. Mehr angezogen fühlte sie sich von Blanka, in deren stillen, dunkelblauen Augen sie eine Welt versunknen Glückes zu ahnen glaubte.

Nun, wohl oder übel, wenn drei allein sind in einem großen Saal, so müssen sie zusammenrücken, falls es nicht ungemüthlich werden soll, und Wilhelminens Feldherrnworte, wenn sie Andern die Arbeit zurechtmachte, waren so gutmüthig und taktvoll gesprochen, daß auch das zartest besaitete Wesen sich nicht abgestoßen fühlen konnte.

So bildete sich, auch noch ohne vertraulichen Austausch, doch bald eine stille Freundschaft zwischen den Dreien in den wenigen Tagen, wo sie allein zusammen arbeiteten und Herr Müller brachte seine Neuigkeiten den letzten Dreien so gewissenhaft, wie früher dem vollen Saale.

„Eine immense Verlustliste!" sagte er seufzend eines Morgens beim Abgehen, nachdem er die Siegespost von der Schlacht bei Champigny gelesen; „das gibt einen Riß durch die Männerwelt, das Heiraten wird noch ganz aus der Mode kommen."

„Schön," sagte Wilhelmine, als er fort war, „dann bekommen wir Jungfrauen noch recht viel Kolleginnen."

„Das thäte mir leid," sagte Blanka lächelnd, „wenn das Nichtheiraten nur Sache der Nothwendigkeit würde; es soll freier Wille sein."

„Ist's, glaub' ich, in den wenigsten Fällen," sagte Wilhelmine trocken. „Ist entweder der Rechte nicht gekommen oder gar keiner; ist noch gut, wenn nicht zuletzt der Unrechte genommen wird."

„Das sollte nicht sein!" rief Blanka, lebhafter als sie sonst sprach, „und es ist auch nicht so, ich hoffe. Unser Ge-

schlecht wird, besser noch als es bis jetzt gethan, begreifen lernen, daß der jungfräuliche Stand nicht nur keine traurige Nothwendigkeit, sondern, natürlich nicht für alle, aber für einzelne, ein von Gott geordneter Stand ist, der seine eignen Pflichten und seine eigne Schönheit hat, wohl werth, ihm sein Leben hinzugeben."

„Ist recht und schön, aber ich glaube noch rar diese Anschauung," sagte Wilhelmine wieder. „Mir zwar ist's ganz wohl zu Muth, so wie ich bin, glaube auch, nicht umsonst auf der Welt zu sein; hat aber doch eine Zeit gegeben, wo ich nicht ganz so gedacht."

„Haben Sie auch einmal geliebt und gelitten?" fragte Hermine, sie mit unverholenem Erstaunen ansehend.

„Warum nicht?" fragte Wilhelmine mit Humor, ergötzt durch diese Verwunderung; „kommt Ihnen das so gar unerhört vor?"

„Und auch Sie sind bitter getäuscht oder gewaltsam getrennt worden?"

„Eigentlich keines von beiden," sagte Wilhelmine ruhig; „'s ist so zu sagen, mein eigner freier Wille, daß ich so allein bin, obgleich ich auch einmal geglaubt habe, den Rechten zu wissen."

„Es ist lange vorüber und ich kann ja nun schon davon reden," fuhr sie fort, „da wir hier so unter uns beisammen sind. Ihnen, liebes Fräulein Hermine, thut's vielleicht gut, wenn Sie sehen, daß es allerlei Herzeleid gibt auf der Welt und — daß alles vorüber geht. Meines war freilich wieder eigentlich ein selbstgemachtes. — So, hier dürfen Sie nur mit Vorstichen nähen, ziehen Sie aber den Faden nicht zu stark an. Hier, Fräulein Blanka, ist die leichtere

Leinwand zu Kompressen; die da ist zu Hemden. — Und nun sollen Sie in der Kürze meinen einfachen Lebenslauf hören."

„Weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß sogar der bescheidne Spezereiladen, den ich hier betreibe, für mich eine Standeserhöhung ist. Ich bin ein Bauernkind aus einem Dorf auf dem Schwarzwald, habe meine Eltern früh verloren und wurde bei meinem Vormund, dem Schultheißen dort, erzogen. Nun war ich nicht gerad, was man ein „Gottswillenkind" nennt, da der Pfleger doch ein kleines Kostgeld von mir bezog; ich bin aber demungeachtet gehörig in der Demuth erhalten worden und der Frau Schultheiß habe ich's zu danken, wenn ich mich seither in alles auf der Welt habe schicken können. Man verlegt sonst die Aristokratie nur in hohe und vornehme Kreise, ist aber ein Irrthum. Standesunterschied gibt's bis in's Armenspital hinunter und keine Prinzessin wird höher herabschauen auf ein Zimmermädchen, als meine Frau Schultheißin auf mich, das Taglöhnerkind, deren Eltern nicht einmal ein eigen Häuschen besessen hatten."

„Hat alles sein Gutes. Ich hab' nicht viel Freuden genossen in meinem jungen Leben, so hab' ich gelernt Freude zu finden an der Arbeit, an den Hühnern, wie sie alle Morgen so lustig gakerten und pfluderten, wenn ich mit dem Futterkörbchen kam; an den Rosen und Nelken, die ich in unserem Gemüsegarten noch pflanzen durfte; an meinen Schweinchen selbst, wenn ich's sagen darf, wie sie unter meiner Pflege und Fütterung so wohl gediehen, daß der Schultheiß allemal am Metzeltag sagte: „Na, das muß man der Mine lassen, mit den Sauen kann's keine so wie sie."

„Auch am Lernen hätte ich Freude gehabt, wenn ich dazu gekommen wäre. Ich war recht wohl dran bei unsrem alten Schulmeister und er sagte manchmal: „Der Kopf ist gar nicht 's dümmst bei der Mine, nur lernt sie nichts." Ja, ich lernte freilich nichts, weil ich immer und immer die Schule versäumen mußte und weil Pfarrer und Schulmeister sich nicht streiten wollten mit dem gewaltthätigen Schulzen und so die Versäumnisse passiren ließen.

„Eine Freude habe ich aber doch auch noch gehabt!" Selbst die resolute Wilhelmine redete etwas leiser und sah auf ihre Arbeit, als sie an diesen Theil ihrer Vergangenheit kam. „Der Schultheiß hatte ein paar Buben; der älteste, Johann, der war zwei Jahr älter als ich, und wenn die andern zwei mich fortwährend geplagt, geneckt, mitunter sogar geschlagen haben, so ist der Johann mir immer beigestanden und hat sich meiner angenommen. Er hat mir manchmal heimlich einen schönen Apfel zugesteckt, hat mir oft unbemerkt geholfen Kartoffeln heimtragen oder Wasser holen, wenn's mir jungem Ding zu schwer wurde; ein arg braver Bub war der Johann! So recht herzhaft war er freilich nicht: er schämte sich, wenn's die andern merkten, daß er sich meiner annahm, und ihm „Mädlesgucker Spindelesdroht" nachschrieeen; aber er hatte ein treues Gemüth und wir zwei haben immer zusammen gehalten. Ich glaube, der Schultheiß hätte gern viel an ihn gewendet, um ihn zum Herrn zu machen; er wollte aber nicht hoch hinaus. Er hatte Freude an der Landwirthschaft, lernte gut rechnen und schreiben und so dachte man, er könne einmal dem Vater im Schultheißenamt folgen und das Gütertheil, das er erhalten würde, mit der Zeit noch erweitern.

„Wie wir zwei größer wurden und älter, da war er

noch weniger so keck, es merken zu lassen, wie gut er's mit mir meinte, und doch hat mir's da erst recht wohl gethan. Seine Mutter aber, die ein böser Drach war, merkte es gar wohl, und ob ich gleich erst sechszehn war und er achtzehn, so kam es ihr doch gefährlich vor, und sie wurde immer zorniger gegen mich und suchte mich immer mehr hinunterzudrücken.

„Einmal war Kirchweihtanz. Daß ich dazu kommen könnte, davon war gar nicht die Rede; ich mußte gerad an diesem Tag die härteste Arbeit thun, und wenn ich es gleich gewohnt war zurückzustehen, habe ich doch kein kleines Herzweh gehabt, als ich so die geputzten Mädchen und Bursche hinüberziehen sah in die Krone. Vielleicht wäre Johann auch daheim geblieben; aber seine Mutter, die wohl merkte, warum er keine Lust zeigte, die nöthigte ihn dazu, und ich hab's ihm doch ein wenig übel genommen, daß er gegangen ist. Am andern Morgen aber, als ich eben vor dem Stall stand mit Futter, da kam er und schob mir einen Strauß zu und ein Stück gar schönen Kuchen, wie ihn nur die Kronenwirthin backen konnte, und sagte: „Minele, da nimm's, daß Du doch auch etwas Gutes hast." Die Alte aber war hinter der Stallthür gestanden; sie hatte es gehört und stürzte wüthend hervor.

„Wie es da hergegangen," sagte Wilhelmine nach einer Pause und schöpfte tief Athem, „das will ich Ihnen nicht erzählen, Sie würden's kaum glauben. In feiner gebildeten Familien sind die Leidenschaften wohl dieselben, aber sie äußern sich doch nicht so roh." Hermine schüttelte leise den Kopf.

„Johann hat nicht das Herz gehabt, seiner Mutter ent-

gegenzutreten; er hatte noch weniger den Muth es zu hindern, als auch der Vater dazu kam, daß ich aus dem Haus geschickt wurde Knall und Fall, als hätte ich das Schlimmste gethan und doch durfte unser Herrgott in mein Herz schauen bis auf den Grund, daß da kein unreiner und kein eigennütziger Gedanke darin war. Aber daheim ist Johann auch nicht lang mehr geblieben; er ging fort in eine landwirthschaftliche Lehranstalt, wohin er früher gar nicht hatte gehen wollen, und ich habe ihn nicht mehr gesehen.

„Ja, ein klein wenig sah ich ihn," gab sie wieder erröthend zu. „Er ging vorüber am rothen Hof, wohin ich mich verdingt hatte, als mich des Schultheißen so schmählich verjagt hatten; da hatte man mich gern genommen. Am Morgen, als er von daheim fortging, kam er am Hof vorüber und lugte an allen Fenstern hinauf. Ich aber hatte das Fensterlädlein zugezogen; er sollte es nicht sehen, wie ich ihm nachschaute, so lang ich konnte und — wie ich vielleicht auch bitterlich geweint habe. Ich war gekränkt bis in's innerste Herz hinein!

„Auf dem Hof wäre mir's gut gegangen. Die Bäurin war ein braves Weib und ließ mich etwas gelten; aber ich wäre gern fortgewesen, weiter, viel weiter. — Nun, das sollte auch noch erfüllt werden.

„Was glauben Sie, wie ich aufgeschaut habe," fuhr Wilhelmine fort, die fast vergessen hatte, mit wem sie sprach, nun sie nach langer Zeit einmal wieder einkehrte in der Vergangenheit, „wie ich aufgeschaut habe, als man mich eines Morgens vor das Schultheißenamt beschied? Ich wollte zuerst gar nicht gehen; ich glaubte nicht anders, als es sei wegen des Johanns, wenn ich mir auch nicht denken konnte,

was da das Schultheißenamt noch zu sagen hätte. Als meine Bäurin mir sagte: „Du mußt!“ da ging ich in meinem besten Anzug und recht trotzig; ich glaube, damals hätte ich der ganzen Welt tüchtig die Meinung sagen können, nicht nur dem Schultheißen.

„Es war jedoch etwas andres, was dieser, der mich ganz höflich grüßte, mich aber sonst nicht anschaute, zu eröffnen hatte. Ein leibliches Geschwisterkind meiner seligen Mutter, das sich all sein Lebtag nichts um mich gekümmert hatte, war verstorben, und mir als seiner einzigen Verwandten war ein Wohnhaus, hier in Sonderhausen, nebst Spezereigeschäft und seinem übrigen Vermögen, das für mich armes Mädchen ein staunenswerther Reichthum war, ganz und ungetheilt zugefallen.

„Und waren Sie dann glücklich?“ fragte Blanka. „Könnt's nicht sagen,“ gestand Wilhelmine; „aber recht als dankenswerthe Gottesgabe ist mir's doch gekommen und ich habe gefühlt, daß der unerwartete Besitz mein Leben zu einem andern mache und mir neue Pflichten auflege, so gut wie das ein junger König empfinden mag am Tag seiner Krönung.

„Die Bäurin auf dem rothen Hof freute sich mit mir von Herzen, wenn's ihr auch leid that, daß ich ging; denn ich reiste bald ab, um mein neues Besitzthum in Empfang zu nehmen.

„Vorher aber,“ sie sprach hier langsamer, „hatte ich noch einen Besuch vom Schultheiß, der in seinem Sonntagsrock und neuen schwarzen Hut zu mir kam, zu mir, dem armen verwaisten Mädchen, das er und sein Weib mit Schimpf aus ihrem Hause getrieben hatten, und er stand

jetzt vor mir, verlegen, unbeholfen: — nun, er hatte Grund sich zu schämen.

„Sein Weib lasse mich grüßen," berichtete er, „und es habe sie auch gefreut, daß mir's so gut gehe; ich werde ihnen doch den kleinen Verdruß nicht nachtragen', den es da gegeben habe mit ihrem Johann. Gegen mich hätten sie eigentlich nie nichts gehabt, sei ihnen nur wegen der Jugend gewesen, — und — wenn ich und der Johann einander gern haben, so wollen sie gar nicht dawider sein, daß wir zusammen kommen. Die Handlung werde Johann auch noch lernen können, so jung wie er sei, ... und" — nun, er schämte sich doch selbst ganz zu Ende zu kommen, — „ich wisse ja, was er wolle . . . ."

„Ja, das wußt ich, und in aller Kürze sagte ich ihm, daß ich danke für die Ehre. Seinem Sohn lasse ich von Herzen alles Gute und Liebe wünschen und werde ihm gern helfen, wenn er je einmal in Noth kommen solle; sein Haus werde ich aber in meinem Leben nicht mehr betreten, als Schwiegertochter am allerwenigsten.

„Ich war nur ein sechzehnjähriges, unerfahrenes Bauernmädchen," schloß Wilhelmine nach langer Pause, in der ihre Zuhörerinnen schwiegen, „aber ich glaube, daß ich heute nicht anders handeln könnte und daß ich recht gethan habe." Ein leiser Zweifel, wie er ihrem sichern Wesen kaum ähnlich sah, schien doch durchzuklingen.

„Nein, Sie haben nicht recht gethan," rief lebhaft wie sonst nie, Hermine mit glühenden Wangen; „wenn Sie den Schulzensohn wirklich geliebt haben und er Sie, so hatten Sie in dem neuen Glück nichts zu sehen, als eine höhere Fügung, um Ihre Liebe zum Ziele zu bringen. Ob Sie reich

waren oder arm, ob Sie seine Eltern lieben und ehren konnten oder nicht, das mußte für ein liebendes Herz das Gleiche sein, da gibt es kein Geben und Nehmen, der Liebe ist alles eigen; und war er so unglücklich, unedle Eltern zu haben, so that ihm Ihre Liebe nur um so mehr noth. — Doch, verzeihen Sie, ich bin unbescheiden," fügte sie schüchtern hinzu.

„Nehm es nicht übel," sagte Wilhelmine und bot ihr die Hand, „vielleicht trifft Ihr junges, warmes Herz das Rechte; glaube aber kaum, daß Sie sich so ganz in meine Lage versetzen können. Mich, ein schutzloses, unschuldiges Mädchen, hatten die Leute verjagt und Johann hatte dazu geschwiegen; nun, wo sie mich wollten um des Geldes willen, hätt' ich da dankbar zugreifen sollen?

„Aber, geschehen ist geschehen," schloß sie nach langer Pause wieder mit ihrem alten, frischen Ton; „ich habe mir nicht viel Zeit genommen zum Bereuen und zum Besinnen. Ich kam hieher, man stand mir freundlich bei von allen Seiten; die Vormundschaft wurde einem braven Lehrer hier übertragen; mit seiner Hilfe konnte ich bei tüchtigem Fleiß alles einholen, was ich im Lernen versäumt, so daß ich, als ich mündig geworden, mein Lädlein gut übernehmen und verwalten konnte. Ich habe seither Gelegenheit gefunden, vielen zu nützen, und mein Plätzchen in der Welt auszufüllen. Mir selbst ist es von Herzen wohl geworden dabei; was Schönes und Gutes mir zugänglich geworden im geistigen Leben, das war mir eine neue Welt, die mir vielleicht noch mehr Glück gewährte, als solchen, denen sie immer offen stand. Heiraten hatte ich nicht wollen, nachdem ich den Johann abgewiesen; aber ich befinde mich gut in meinem kleinen Reich

und ich denke, es ist für mich und für andre kein Schaden, daß ich allein geblieben bin."

„Gewiß nicht," sagte Blanka, wärmer als sonst. „Auch Sie haben erfahren dürfen, daß es Frauennaturen gibt, die, ohne unnöthigen Eingriff in Männerrechte, doch berufen und begabt sind zu wohlthätigem Wirken, und keiner männlichen Stütze dazu bedürfen."

„Im Gegentheil," fiel Wilhelmine ein, „die männliche Stütze ist oft ein rechtes Hinderniß für das Wirken der Frau. Ich wollte, daß jede so, wie ich's bin, mit sich im Klaren wäre, was sie will und was sie soll."

„Darin sind wir einig," sagte Blanka und reichte ihr die Hand.

„Und von Ihrem Jugendfreund haben Sie nichts mehr vernommen?" fragte Hermine.

„Wenig, ich habe nicht gefragt. Ein bischen ist mir's doch ein wunder Fleck geblieben," gestand Wilhelmine.

„Sie sagten, er sei Soldat geworden, als er ausgehoben wurde, obgleich der alte Schulz ihn gern mit viel Geld loskaufen wollte; ich hab's dem Alten gegönnt. Seine Dienstzeit wäre aber längst vorbei und so habe ich ihn bei'm Heere nicht mehr zu suchen. Das ist bei Ihnen wohl nicht so?" fragte sie halb neckend Herminen. „Sie würden nicht so schöne Sprüchlein in's Weißzeug nähen, wenn Sie nicht etwas Liebes wüßten in der Armee?"

„O nein," sagte leise und traurig Hermine; „der, den ich geliebt und verloren habe, der ist weiter, viel weiter fortgezogen als unsre Heere, und ein tödtliches Klima mordet wohl schneller und sicherer als der grausamste Krieg. Einen einzigen Brief habe ich von Albert, — von Herrn Selten, er-

halten, eh' er mit einer russischen Familie, die ihn als Hofmeister für ihre Söhne gewonnen, fortzog in ferne, ferne unwirthliche Gegenden, — den Abschiedsbrief. Er war hoffnungsreicher als ich; er tröstete mich zum Schluß mit den Worten: „Am Ende Sieg." Das ist mir nun immer durch den Sinn geklungen und so kam ich dazu, es einzunähen für die Krieger draußen, denen es vielleicht Trost geben könnte. *Unser* Sieg wird wohl nicht mehr hienieden errungen!"

„Nun, so ganz gewiß wissen wir das nicht," sagte beruhigend Wilhelmine, die nicht mehr an die Ewigkeit des Liebesleids glaubte; „zum Korps der *freiwilligen* Unvermählten dürfen wir Sie aber, scheint's, nicht rechnen?"

„Ja, in so weit doch," sagte Hermine feurig, „als keine Macht und Ueberredung der Erde mich bewegen soll, einem andern die Hand zu geben, die ich nicht in die einzige treue, geliebte legen durfte. *Wie* ich die vielleicht so langen, langen Jahre hinbringen werde, bis das Grab uns wieder eint, — darüber will ich erst einen Wink abwarten."

„Da thun Sie wohl dran," sagte Wilhelmine; „Umstände sind Gottes Boten. Das habe ich immer mehr als ein goldnes Sprüchlein gefunden, werden auch bei Ihnen die rechten kommen zur rechten Zeit. Nun aber wird's bald Zeit sein, Feierabend zu machen. Fräulein Blanka" — Wilhelmine redete immer etwas leiser und mit gewisser Ehrfurcht, wenn sie zu ihr sprach, — „die erzählt uns wohl das nächste Mal, warum sie so allein bleibt, da wir nun doch einmal so unter uns auf diese zarten Herzensangelegenheiten gekommen sind."

„Zu meiner Geschichte braucht's keinen besondern Tag,"

sagte ruhig Blanka; „ich habe wenig erlebt, wenig mitzutheilen und nichts zu verschweigen. — Ich war nicht so glücklich, meine Kindheit und erste Jugend in einem Hause des Friedens verleben zu dürfen,“ fuhr sie traurig fort. „Meine Mutter hatte, schon nicht mehr jung, nur weil sie als Waise das Alleinstehen oder ein abhängiges Loos unter Fremden fürchtete, eine unglückliche Wahl getroffen. — Niemand wird einem Kinde zumuthen über den Jammer des Unfriedens im Vaterhause zu sprechen. Es war ja natürlich, daß da in mir keine Vorliebe für den Ehestand erwachsen konnte. Doch dies war's nicht allein. Ein junges Herz, das in so traurigen Konflikten aufwächst, verliert frühe den harmlosen Blick in's Leben und lernt bald seine Tiefen verstehen. Ich habe nicht nur erkannt, daß meine arme Mutter einst ohne Neigung, ohne Herzensfreudigkeit eine Wahl getroffen, die ihrer nicht würdig war, nur „um ihre Bestimmung zu erfüllen“, um „nicht allein zu stehen“; ich sah auch in andern Kreisen, wieviel Schönes und Gutes durch Frauensinn und Frauenhand gewirkt werden kann, wenn sie nicht gebunden ist durch die manchmal recht egoistischen Forderungen des Mannes, durch die schweren, oft sehr äußerlichen Pflichten des häuslichen Lebens. Ich fand, wie schon nach dem einfachen Zahlenverhältniß, nach der Gestaltung der ökonomischen Dinge, nicht alle Frauen zur Ehe berufen sein können; ich sah aber auch, wie unser Geschlecht leicht geachtet, verspottet, herabgewürdigt wird, wie man Frauen in den Zeitungen sucht, ja ausbietet, nur darum, weil das Vorurtheil herrscht, daß eine alleinstehende Frau ihre Bestimmung verfehlt habe; daß der erste Wunsch und Lebenszweck eines Mädchens nur der sein müsse, einen Mann zu bekommen. Und ich dachte,“

sie richtete sich hoch auf, „daß der jungfräuliche Stand, den das Schriftwort schon besonders heiligt, ein Beruf an sich sein könne, wohl werth, als solcher erwählt, nicht nur ertragen zu werden als traurige Nothwendigkeit. Wie sie diesen Beruf erfüllt, das muß die Jungfrau suchen und finden lernen, wie es der Mann bei dem seinigen auch muß, nur daß bei uns noch ganz besonders Ihr Sprüchlein gilt, Fräulein Wilhelmine: „Umstände sind Gottes Boten."

„Und so seh'n Sie," schloß Blanka, freundlich gegen Wilhelmine gewendet, „daß Sie mich ganz gewiß zum Korps der Freiwilligen rechnen dürfen."

„Ja, ja," sagte diese anerkennend; „aber, — halten Sie's nicht für unbescheiden, ... Ihr Entschluß hat natürlich auch schon die Probe bestanden?"

„Gewiß," lächelte Blanka, „sonst dürfte ich ihn keinen freiwilligen nennen."

„Aber, ... der Rechte scheint's, ist doch nicht gekommen?"

„Mag sein. Es hat mir vielleicht schon leid gethan, meinem Entschlusse treu bleiben zu müssen; bereut habe ich es nachher nie."

„So scheiden wir denn heut als treue Verbündete," sagte Wilhelmine, indem sie die Arbeiten geordnet zurücklegte. „Das Beste zum Schluß bleibt auch für uns Fräulein Herminen's Wahlspruch: Am Ende Sieg."

„Vielleicht auch noch vor dem Ende, der Sieg über unser Herz," sagte Hermine mit einem Zug stiller Ergebung, und die drei so Verschiednen schieden als Vereinte mit herzlichem Abschiedsgruß.

* * *

Auch die letzten Drei haben sich nicht oft mehr im Arbeitssaale vereinigt, der bald eine andere Bestimmung erhielt. Die Vorräthe wurden geborgen unter Wilhelminen's Obhut, der Saal gelüftet und bereit gemacht für andre Gäste. Es muß alles auf Erden bezahlt werden, der Sieg am theuersten, mit Herzblut, mit Menschenleben und mit Menschenkraft. Sonderhausen lag nicht weit ab von der Verkehrsstraße und hatte sich bereit gezeigt, Verwundete zur Pflege aufzunehmen. Und es war ein großer Tag für die kleine Stadt, als der erste Wagen mit den kranken Gästen leise, sorgsam durch die alten Thore fuhr, als sie so nacheinander auf der Tragbahre, die sich im Armenspital noch vorgefunden, hereingebracht wurden in den Rathhaussaal, wo unter Leitung des Obergenerals Wilhelmine bereits die Betten, zu denen fast aus jedem Haus ein Stück gespendet worden war, sorgsam und reinlich geordnet dastanden.

Es ist vielleicht ein trauriger Zug im Menschen, vielleicht auch ein Stückchen der wunderbaren Ausgleichung, der wir oft im Leben begegnen, daß für die Schaulust alles, selbst das Traurigste und Furchtbarste zum Genuß wird. „Was für 'ne schöne Wohnung, wo alle Leichen vorüber müssen!" sagte eine Waschfrau bewundernd beim Ausblick aus einem Fenster, das dem Kirchhof zugeht. Mit einer Geduld, die man zu einem nützlichen oder menschenfreundlichen Zweck vielleicht vergeblich fordern würde, harrt die schaulustige Menge stundenlang an den Straßenecken, nicht nur wo ein heitrer Taufzug erwartet wird, wo eine geschmückte Braut mit festlichem Geleite einherzieht, — ach nein, sondern auch, wo's ein trauriges, ein grausiges Schaustück gilt. — Als man, um nicht das Entsetzlichste zur Komödie zu machen, die öffentlichen Hin-

richtungen aufhob und die unglücklichen Verbrecher früh vor Tagesgrauen im geschlossenen Wagen hinausführte, da standen schon an allen Ecken, an allen Fenstern benachbarter Häuser verschlafne Gesichter, die sich den Schlummer gebrochen, nur um wenigstens dem Wagen nachstieren zu können, in dem die dem Tode Verfallenen saßen. So waren auch die Straßen und war der Rathhausplatz in Sonderhausen belagert, um den nie gesehenen Einzug anzustaunen; doch konnten die Leidenden auf allen Gesichtern herzliche Theilnahme, selbst eine gewisse Bewunderung lesen, und das war auch Ausgleichung.

Von den Frauen aber, da war ein großer Theil nicht müßig beim Zuschauen, und bald durften die Kranken wohlthätig empfinden, was es sei um heimatliche Pflege. Der oberste Leiter war der alte Oberamtsarzt; aber er hatte sich bald wieder als ersten Adjutanten Wilhelminen gewählt, die er als das „gescheideste Weibsbild" bezeichnete, und unter ihrer ordnenden Hand fand wieder jede helfende Kraft ihre Verwendung, jeder Kranke seine rechte Pflege. Sie selbst widmete sich nur selten der persönlichen Verpflegung; ihr Departement war die Küche, oft ein schwieriges, da sie sich den Anordnungen des Arztes und den Wünschen der Kranken anpassen sollte. Wo der Schwabe stöhnte nach Spätzlen und Sauerkraut, da seufzte der Norddeutsche nach wunderschöner Fliedersuppe, und der Baier wollte rechte Knödel. — Wilhelmine aber verlegte sich nicht auf's Studium der Nationalküchen; was sie heraufsandte, das war so gut bereitet, so appetitlich angerichtet, daß es allen schmeckte und auch hier ein Stückchen deutscher Einheit vorgebahnt wurde.

„Zum Verbinden," meinte sie, „sei ihre Hand zu schwer;"

aber das Verbandlinnen war mit ihrer Hilfe und unter ihrer Aufsicht so rein gewaschen, so geschickt zugerichtet, daß sie auch hier doch all' den Kranken wohl that.

Die leichte Hand um einen Verband zu lösen, einen kühlenden Umschlag aufzulegen, einen Trank zu bieten, die hatte Hermine, und ihre liebliche Erscheinung, vielleicht gerade weil sie etwas bleich und wehmüthig war, that all' den Kranken besonders wohl. War auch wunderbar, wie sie die natürliche Scheu der Jugend vor Wunden und Krankenluft überwinden konnte und sich willig zeigte zu jedem Dienst. Es war einmal, weil unsre Hermine schon so fertig war mit dem Leben, so gleichgiltig gegen Gefahr und dann, — sie durfte sich den Geliebten ja nicht verwundet denken von Feindeshand, aber sie dachte sich ihn ferne, einem rauhen Klima erliegend, einsam, heimwehkrank, und so that sie alles, was sie den Fremden hier thun konnte, als hätte sie es ihm gethan.

Uebrigens fehlte es keineswegs an Pflegerinnen, und Wilhelmine hatte wieder vollauf zu thun, bis sie jeder das rechte Stück Arbeit gab und daneben den alten Doktor zufrieden stellte, dem die „unnöthigen Weibsleute" meist alle zu viel sein wollten. Hie und da sah sie auch mit leisem Seufzen, wie man die wunden Krieger, meist einfache Landeskinder, mit Erquickungen überfluthete; wie ihnen Bedürfnisse aufgedrungen wurden, von denen sie bis dahin keine Ahnung gehabt, und wurde ihr bange, wie es werden sollte, wenn der Sturm der begeisterten Theilnahme verrauscht und die armen Leute daheim an ihrem oft so dürftigen Herd in Stille weilen müßten.

„Aber," getröstete sie sich wieder, „wenn's einem auch

nur Einmal in seinem Leben recht gut gegangen ist, so kann er lang dran zehren, und wenn sie mit Gottes Hilfe wieder gesund sind und daheim, so schmecken ihnen Schwarzbrod und Leberspatzen wie jetzt Punschtorte und Wein-Creme." Das große Hilfskorps drückte sie auch oft; es war so schwer, die hilfebereiten Frauen und Fräulein alle zu beschäftigen, ohne daß nicht zuletzt die Kranken selbst belästigt wurden, und sie dachte manchmal im Stillen: „Wären's lieber wieder wir drei allein! Mit ein paar braven Dienstmädchen würden wir auch fertig."

Fräulein Blanka erschwerte Wilhelminen das Feldherrnamt nicht. Sie zog sich gerne zurück, wo sie entbehrlich war, wirkte aber bei den Kranken zumeist als Gehilfin ihres Bruders, der durch Kränklichkeit und ein unruhiges Amt viel vom Lazarethdienst abgehalten wurde. Sie hatte eine so sanfte, klare Stimme zum Vorlesen, wußte so passend zu wählen, was jedem wohl that, daß sie bald die allbeliebte und unermüdete Vorleserin war. Auch ihr milder, freundlicher Zuspruch wurde von manchem, der sich vor „den Pfarrern" noch etwas fürchtete, dankbar aufgenommen und hatte da und dort ein verschlossenes Herz aufgeriegelt, das freilich schon erschüttert worden war vom gewaltigen Donner der Schlacht. Auch war sie allezeit freundlich bereit, für die Kranken Briefe zu schreiben an Vater und Mutter oder Geschwister daheim, wohl gar, — im engsten Vertrauen, — auch an ein Schätzchen, und die Leute waren oft hoch verwundert, wenn sie ihnen die Briefe vorlas, wie die „Jungfer Pfarrerin" doch alles so gar schön habe hinbringen können, gerade wie sie's gemeint, nur viel schöner.

Durch dies Amt wurde sie natürlich auch die Vertraute

an den Krankenbetten und sie lebte sich gerne mit ihnen ein in all' ihr Lieb und Leid, das so vielgestaltig und doch wieder so gleich ist auf der weiten Erde.

Einen Pflegling bekam sie, einen schwachen, hoffnungslos kranken, den keine feindliche Kugel, nicht französische Bajonette, den nur die Strapazen des Krieges bis zum Tode erschöpft hatten. Es war ein Feldprediger, etwas älter schon als die Vielen, die auch auf diesem Gebiet ihrer Kraft mehr zugemuthet als sie tragen konnten, von dessen selbstvergessener Aufopferung in Typhusspitälern, bei einzelnen Sterbenden auf dem Schlachtfeld, die Soldaten gar viel zu sagen wußten.

Jetzt war's vorüber mit seiner Kraft. Er hatte noch in seine Heimat am Rhein zurückkehren wollen; es hatte sich aber gefügt, daß er mit einem Transport Verwundeter nach Sonderhausen verschlagen worden war, und auch hier that ihm die Ruhe unbeschreiblich wohl, und er freute sich, seine letzten Tage in so guter Pflege, in dem wohlthuenden Verkehr mit dem Dekan und seiner Schwester zuzubringen.

Wo man den Fittich des Todesengels rauschen hört, da treten Formen und Gesetze des gewöhnlichen geselligen Verkehrs zurück; auch wenn der alte Wärter nicht zugegen sein konnte, scheute sich die stille Jungfrau nicht, in dem besonderen Stübchen, das man ihm eingeräumt, mit ihrem Buch am Bette des todkranken Mannes zu sitzen, ihm zu lesen, oder ihn halblaut mit einer frommen, lieblichen Weise in Schlummer zu singen. Es war ja nicht für lange mehr und in den Mittheilungen, die Pastor Wild seiner treuen Pflegerin machte, ergab sich eine wunderbare Aehnlichkeit ihrer Grundsätze.

*
* *

Theodor Wild war zum Geistlichen erzogen worden, aber zum katholischen. Nach langen, schweren innern Kämpfen war er den Pfad gegangen, auf den ihn innere Erfahrung und Ueberzeugung führte: er war Protestant geworden, und nur mühsam hatte sich der schwere Bruch geheilt, zu dem ihn dieser Schritt mit seiner Familie gebracht.

„Gott helfe mir, ich kann nicht anders!“ war auch sein tief empfundner Ausspruch. „Aber sie sollen sehen,“ hatte er hinzugefügt, „daß es nicht die Scheu vor Hingebung und Entsagung ist, nicht die Lust nach behaglichem, gemächlichem Leben mit Weib und Kind, was mich abgeführt vom Glauben meiner Väter; ich will ihnen zeigen, daß auch ein evangelischer Priester ganz und allein kann „sorgen, wie er dem Herrn angehöre.“ Und so war er allein geblieben, wenn ihm auch da und dort ein Wesen begegnet war, das vielleicht eine anmuthige Pfarrfrau gegeben hätte, und hatte er seinen Beruf als Prediger und Seelsorger erfaßt und erfüllt mit einem Selbstvergessen, das ihn nun an den Rand des Grabes geführt. Ob es nur Patriotismus und heiliger Berufseifer gewesen, was ihn zum Kriegsheer getrieben, ob nicht auch das Gefühl einer gewissen Leere in seinem Herzen und in seinem einsamen Pfarrhaus: — darüber hat ihn Blanka nicht befragt, der er seine innerste Seele erschloß in den Stunden, die sie bei Tag und Nacht an seinem Schmerzensbett verweilte.

„Giebt's noch Platz, Fräulein Wilhelmine?“ fragte der Doktor eines Morgens bei seinem gewöhnlichen Besuch im Rathhaus. „Da soll heute ein Neuer kommen, ganz allein. Ist eigentlich nicht in der Ordnung; er habe aber durchaus verlangt, daß man ihn hieher führe, und weil's ein Lieutenant

ist, und er sei einer von den Tüchtigsten, so bringen sie ihn jetzt ohne Weiteres. Aber haben wir Raum?"

„Warum nicht?" meinte Wilhelmine. „Der Pliezhäuser ist auf schon seit ein paar Tagen; Frau Kameralverwalter hat sich angeboten, ihn in's Haus zu nehmen, und dort geht ihm nichts ab. Aber, — wenn das ein Lieutenant ist, wird der ein eigen Zimmer wollen und das werden wir ihm nicht geben können?"

„Nun, dann jagen wir den alten Rathschreiber, den Hummeler, aus seiner Stube," entschied der Doktor; „er soll daheim schreiben! So ein ledig's Menschenkind hat noch nicht viel Opfer für's Vaterland gebracht; darf wohl auch anfangen."

„Ist der Lieutenant schwer verwundet?"

„Scheint nicht mehr so arg, nach dem Bericht vom Regimentsarzt. Dann kann ihm Fräulein Blanka schöne Geschichten vorlesen. Die kleine Hermine dürfen wir nicht zu ihm 'neinschicken, könnte gefährlich werden. Ihr Alter sei ganz dahin und außer sich vor Siegesjubel und Preußenbegeisterung; hat neulich im Bierhaus ausgesprochen, freilich erst beim letzten Schoppen: einem deutschen Krieger und Sieger könnte er selbst sein einzig Kind nicht versagen. Da müßte man ja am Ende noch ihr arm getreues Herzlein brechen, wenn der kranke Lieutenant sich in sie verliebte."

„Ja, wenn man alles wüßte," seufzte Wilhelmine, die immer ein mitleidig Herz für getrennte Liebe hatte, „dann hätte der arme junge Mensch, der Hofmeister, nicht nöthig gehabt, sich nach Kamtschatka zu verdingen!" . . . . . Und sie ging eilig ab, um Anstalten zur Aufnahme des Lieutenants zu treffen.

Herr Hummeler war noch nicht lange mit gelindem Brummen aus seiner Schreibstube abgezogen und hatte seine Aktenstöße in der Ecke einer Dachkammer aufgebaut, Unglück und entsetzliche Verwirrungen prophezeihend, als der angekündigte Lieutenant ankam. Er war der erste Offizier, der zu Sonderhausen erschaut wurde. Außer seiner etwas strapazirten Uniform und dem eisernen Kreuz war aber nicht viel für die neugierige Menge zu sehen, auch die Tragbahre stand vergebens bereit. Er hatte den Arm in der Schlinge, stieg jedoch auf eigenen Füßen aus dem Wagen und die Treppe hinauf, wo der Doktor ihm sein eilig bereitetes Stübchen anwies und Fräulein Wilhelmine alsbald mit einer Erfrischung erschien.

Die Wunde zeigte sich als nicht gefährlich: ein Streifschuß, der schon in der Heilung begriffen war; nur eine gewisse Unruhe und Rastlosigkeit bei dem jungen Offizier ließ noch auf einen fieberhaften Zustand schließen. Der Doktor und Wilhelmine thaten ihr Möglichstes ihn zu beruhigen; die jungen Damen, auch Hermine, die alle sehr geneigt gewesen wären zu zarter Pflege des Offiziers, blieben zunächst ausgeschlossen. „Halt's einstweilen für unnöthig," meinte Wilhelmine. „Das gibt nur Verliebnisse bei so jungen Mädchen und jungen Offizieren; die Leute sollen vorher gesund werden."

Ihr entschiedenes ruhiges Wesen schien auch beruhigend auf den Verwundeten einzuwirken und sie fand ihn ganz aufgelegt zu vertraulicher Mittheilung, als sie ihn gehörig versorgt und auf Herrn Hummeler's altem Kanapee gebettet hatte, das er dem Lager vorzog.

„Können wir irgendwie Botschaft an die Ihrigen

senden," fragte sie ihn, „da Ihr Arm Sie doch noch am Schreiben hindert? Es ist eine Dame hier, die vielen Verwundeten schon als Sekretär gedient."

„Danke! Ich habe niemand, der sich für mein Geschick interessirt," sagte traurig der junge Lieutenant. „Ich hatte zwar früher schon die militärischen Uebungen mitgemacht, bin aber nicht zum Soldaten erzogen und als Freiwilliger in's Heer getreten. Ich werde jedoch nun beim Regiment bleiben, wenn meine Wunde mir nicht den Tod bringt."

„Nun damit hat's keine Gefahr," sagte lächelnd Wilhelmine; „der Arm wird bald heil sein. Erlauben Sie, daß ich eine bequemere Schlinge um mache?" Sie nahm ein reines Tuch aus dem Weißzeugvorrath und legte es geschickt zusammen zur Schlinge für den Arm. Erstaunt sah sie auf, als der Kranke plötzlich ihre Hand mit Heftigkeit faßte. „Woher ist das Tuch?" fragte er hastig. „Von den Vorräthen, die wir hier noch haben," entgegnete sie ruhig.

„Und diese Inschrift?" er deutete auf ein paar in der Ecke eingenähte Worte.

„Ach," sagte lächelnd Wilhelmine, „das ist eine Liebhaberei von einem jungen Fräulein hier, welche in die meisten Sachen, die sie ausgeliefert, diesen tröstlichen Spruch eingenäht hat, der nun ja auch zur Wahrheit geworden."

„Sollte es Zufall sein?" murmelte nachdenklich der junge Lieutenant, indem er noch immer das Tuch festhielt. „Ich habe dieselben Worte an einem Stück Linnen gefunden, das sie mir im Felde schon umbanden, und brachte damals in Erfahrung, daß die Sendung, von der es genommen, aus diesem schwäbischen Städtchen gekommen sei. Ich bat, mich hieher zu bringen; . . . . wissen Sie, wer diese

Worte eingenäht?" fragte er wieder rasch und heftig, Wilhelmine bei der Hand fassend.

„Gewiß. Ich glaube, sie wird kein Geheimniß daraus machen, wenn sie auch die Ecken, wo ihre Inschrift steht, immer sorgsam eingebogen hat. Es ist Fräulein Hermine Berg, die Tochter eines Fabrikanten von einer Stadt am Rhein, der sich hieher auf ein kleines Gütchen zur Ruhe gesetzt hat ...."

„Ist's möglich!" rief der Kranke mit einem Ton höchster Ueberraschung und tiefsten inneren Jubels, wie die nüchterne Wilhelmine ihn nie gehört, und sie vernahm mit herzlichem, fast mütterlichem Antheil all' die Mittheilungen, die er ihr nun aus überfließendem Herzen machte.

Ja, es war möglich. Der stattliche, sonn- und wettergebräunte Lieutenant hier, war der bleiche, schüchterne junge Philolog Albert Selten, der vor zwei Jahren bei Herrn Berg als Hofmeister für seine Söhne eingetreten war, verwaist, arm, so daß er nicht einmal seine Universitätsstudien hatte gehörig vollenden können.

Wie er und das junge Töchterlein vom Haus, dem er auch Unterricht gab, sich so allmählich innerlich nahe gekommen; wie er nie an die Reichthümer des Vaters, sondern nur an die Lieblichkeit und Vortrefflichkeit der Tochter gedacht und sich vorgenommen hatte, erst um sie zu werben, wenn er durch unerhörte Anstrengungen eine Stellung errungen, ihrer werth: — das glaubte Wilhelmine ihm und seinem ehrlichen Gesicht auf's Wort. Wie aber der harte Vater zu früh die keimende Liebe entdeckt, wie er in ihm nur den Niederträchtigen gesehen, der heimlich des Kindes Herz gestohlen, um zu des Vaters Besitz zu gelangen, wie er ihn mit bittrer,

tiefverletzender Härte aus dem Hause gewiesen, — davon hatte sie ja schon gewußt und sie suchte den aufregenden Bericht der erlittnen Kränkung möglichst zu kürzen.

„Nur Einen Brief, den Scheidebrief, konnte ich meiner Geliebten zusenden," erzählte er weiter. „Ich kannte das Leben noch wenig, aber ich hatte den festen Glauben, daß irgendwie durch unerhörte Anstrengung sich doch ein Loos erringen lasse, das mir möglich mache, noch einmal vor den harten Vater zu treten. So sprach ich denn am Schluß meines Briefs die Hoffnung aus: „Am Ende Sieg!" dieselben Worte, die ich auf dem Schlachtfeld, die ich nun hier in das Linnen eingenäht fand; sollten sie noch wahr werden?"

Wilhelmine hoch überrascht von diesem wunderbaren Zusammentreffen, erfuhr nun noch, was sie theilweise schon wußte, daß Selten, rathlos wohin er sich wenden und wie er sein Glück schmieden sollte, die hochbezahlte Stelle als Hofmeister bei einer russischen Familie angenommen habe, die im Begriff gewesen, in's südliche Sibirien abzureisen.

Noch eh' es aber zur Abreise kam, hatte der Krieg, der deutsche Krieg, begonnen, und ihm nur noch Einen Gedanken, noch Einen Wunsch gelassen hatte: den, sich den Kämpfern anzuschließen. So war er als Freiwilliger eingetreten; — der Geliebten konnte er keine Kunde davon zukommen lassen, da er ihres Vaters Aufenthalt nicht erfuhr. — Er hatte zunächst nur an den Tod für's Vaterland gedacht, da ihm das Leben selbst werthlos schien; Muth und Glück aber hatten ihm geholfen, sich auch lebend auszuzeichnen. Nun war er hier mit so viel militärischer Ehre und Auszeichnung, als in so kurzer Zeit nur hatte errungen werden können; hier, wo sein eigen wiedergefundnes Abschiedswort

ihm Hoffnung gab, die Geliebte, Verlorne doch noch einmal zu sehen.

„Und das sollen Sie auch!“ rief in lauterer Herzensfreude Wilhelmine, die nicht mehr zweifeln konnte, daß der „der Rechte“ sei für ihre junge Freundin. „Gleich rufe ich Herminen. Wegen des Verliebens brauche ich nicht mehr bange zu sein, der Schaden ist schon geschehen.“

Wenn das Geschick der guten Wilhelmine nicht viel Poesie in ihrer Jugendliebe gewährt hatte, so durfte sie sich entschädigen, nun sie sah, wie die zwei jungen Leute so in aller Seligkeit des Wiederfindens beisammen waren, wie Hermine mit strahlenden Augen neben dem Ruhebette saß, darauf sie den jungen Krieger gelegt; wie sie sich alles erzählten, was sie indeß erlebt und gelitten, ohne Furcht unzeitig überrascht zu werden. Es war Herminen, als habe die Feuertaufe des Kriegs alle Hindernisse weggeströmt; sie zagte nicht und fragte nicht. «Cest la guerre!» sagte mit komischem Achselzucken Herr Müller, als er zur Thür hereinschaute, um Wilhelmine zu einer wichtigen Berathung abzurufen und das junge Paar erblickte.

Herrn Müller's Obliegenheiten hatten immer zugenommen in dieser bewegten Zeit. Nun wurden die Feldsendungen sistirt, und er war blos noch Kassier und Finanzminister des Sanitätsvereins, Zeitungsvorleser und Botschafter jedes wichtigen Ereignisses.

Jetzt aber erzählte ihm Wilhelmine das wunderbare Ereigniß von der Wiederkehr des verstoßnen Hofmeisters als blessirter Lieutenant und sie verlangte von ihm, daß er all' seine Diplomatie aufbiete, um solches Herrn Berg beizubringen und dem Liebespaare zu endlicher Vereinigung zu helfen.

Wohlunterrichtet von Wilhelminen, an deren Einsicht und Urtheil er unbedingten Glauben hatte, begab er sich am folgenden Tag zu Herrn Berg, dem als dem feurigsten all der feurigen Patrioten kein Opfer zu groß war für die große Sache, bei dem vom Hauseingang bis zum Dachboden alle Wände bedeckt waren mit Kaisers- und Generalsbildern und Schlachtenstücken, und der selbst vor dem Kursblatt noch die Kriegstelegramme las.

„Etwas Neues vom Kriegsschauplatz?" rief er dem vielgeschäftigen Amtspfleger entgegen.

„Zunächst nicht," sagte Herr Müller in besonderer Erregung; „ich wollte nur um gütige Nachsicht bitten, wenn Ihre Fräulein Tochter nicht vor Abend kommen kann, geht heute ungewöhnlich unruhig her. Die neuen Verwundeten, — der junge Offizier hauptsächlich, der doch gebildeter Pflege bedarf ...." „Der erste Offizier, der hieher kommt, nicht?" frug Herr Berg mit großem Interesse. „Der erste, der erste Ritter des eisernen Kreuzes, der mit einer Schwadron, die man schon verloren geglaubt, noch Heldenthaten gethan und eine feindliche Standarte erbeutet hat; wird sich glorios ausnehmen, wenn wir einmal festlichen Einzug feiern!"

„Soll alles geschehen von meinem Hause, was möglicherweise dem jungen Helden Erfrischung geben kann," versicherte Herr Berg; „habe auch nichts dagegen, wenn meine Tochter noch Dienste leisten kann. Königin Luise selbst hat einst die Spitäler besucht."

„Könnte nur ... möchte nur ...," begann Herr Müller zögernd, „mit einiger Gefahr verknüpft sein. Königin Luise ging auf als ein Stern, den niemand erreichen und fassen kann; aber so eine junge Dame, begeistert, wie es natürlich ist, am Lager

eines jungen Helden, da möchten doch sich Verhältnisse anspinnen, Hoffnungen geschöpft werden."

„Nun, vergeben wird sich meine Tochter nichts. Zudem, fürchte ich, ist sie gegen jede Neigung geschützt durch eine einfältige Leidenschaft, sonst . . . sähe ich kein Unglück darin. Einem Ritter des eisernen Kreuzes würde ich mein Kind nicht versagen, und wenn er ein Bettler wäre," erklärte Berg mit fester Stimme. Herr Müller hielt noch zurück mit der vollen Erklärung; er zog ab, stolz auf seine diplomatische Vorarbeit, glücklich über das junge Glück, das er so fein angebahnt hatte.

Es sollte nun Alles auf's schönste ausgeführt werden. Von einem persönlichen Besuch bei dem Offizier mußte man den Fabrikanten unter allerlei Gründen noch abhalten. Rasch aber, wie's ja im Kriege zugeht, mußte man ihm dann mittheilen, daß der junge Held Liebe gefaßt zu seiner Tochter, und seine Einwilligung im voraus gewinnen, ehe er noch wußte, daß der siegreiche Ritter der einst von ihm ausgestoßne junge Hofmeister sei.

Recht schön war es so ausgedacht. Der junge Held selbst machte aber einen Strich durch den Plan, als er ihn erfuhr. Die Wunde war fast heil, der Arzt hatte das Ausgehen gestattet. — In voller Uniform, geschmückt mit dem eisernen Kreuz, ging er aus, ohne zu sagen wohin, zu einer Stunde, wo er die liebe Straßenjugend in der Schule festgehalten wußte; mit festem, klirrendem Schritt trat er in das Haus und in das Zimmer Herrn Bergs, der athemlos vor Freude und Respekt den Gast begrüßte. Er erkannte in dem sonn- und wettergebräunten Angesicht nicht den blassen Jüngling, dem er so schwer Unrecht gethan; er sah nur die preußische Uniform und das eiserne Kreuz.

Der schüchterne Jüngling aber, der sich wie ein Verbrecher hatte von der Thür jagen lassen, der hatte Haltung gewonnen und Muth. „Sie kennen mich nicht mehr, Herr Berg," begann er mit fester Stimme. „Ich bin Albert Selten, der ehmalige Hofmeister Ihrer Söhne, und wenn ich früher ein Unrecht gegen Sie begangen habe dadurch, daß ich unwillkürlich meine Liebe zu Ihrer Tochter eher gegen diese aussprach, als gegen den Vater, so haben Sie es gehörig gerächt. Ich habe hier über all mein Hoffen meine unvergessene Geliebte und ihr treues Herz wieder gefunden; wohlmeinende Freunde wollten durch Verheimlichung und Ueberraschung Ihre Einwilligung zu unserer Vereinigung gewinnen; ich will das nicht. Reichthümer habe ich auch im Kriege nicht gewonnen; man gibt mir Hoffnung, daß meine Kenntnisse selbst in Friedenszeiten mir bald zu noch besserer Stellung im Heer helfen könnten; — ich weiß das nicht, ich kann nicht darauf zählen. Wollen Sie mir, so wie ich bin, Ihr Kind zusagen, so haben Sie einen dankbaren Sohn gewonnen. Erschleichen will ich sie nicht; ich habe entsagen gelernt."

So schön und so entschieden konnte Herr Berg nun nicht sprechen; aber auch aus den minder klaren Sätzen seiner Antwort vernahm der junge Mann, daß es ihm von Herzen leid thue, ihn so gekränkt zu haben; daß er ihm jetzt, schon um der großen, deutschen Sache willen, sein Kind mit Freuden gebe und daß die Gestaltung seiner Zukunft ganz mit Ruhe erwogen werden könne, da er seine Tochter reichlich ausstatten werde. „Wären die Franzosen zu uns gekommen, dann wär's anders an mein Hab' und Gut gegangen, als wenn ich jetzt mein Kind einem braven Offizier gebe, auch wenn er nichts hat," getröstete sich Herr Berg im Stillen.

Und so kehrte der Verworfene zum Rathhaus zurück, holte dort sein Liebchen ab und trat mit ihr in's Vaterhaus als der Sohn des Hauses, mit stolzem und freudigem Schritte. Neben aller theilnehmenden Freude war Herr Müller doch ein wenig gekränkt, daß es seiner Diplomatie gar nicht mehr bedurft hatte.

Wie Herminen's junge Brüder nun ganz stolz und glücklich waren, von der Pension heimberufen, ihren vielgeliebten und vielbeklagten Hofmeister als Schwager und als Ritter des eisernen Kreuzes wiederzufinden; welch' freudigen Sturm die Neuigkeit im Städtchen Sonderhausen erregte und wie gar wohl es Herrn Berg that, daß er die Glückseligkeit seines Kindes und die Bewunderung der Welt für seine patriotische Uneigennützigkeit so mit einem Schlag gewinnen konnte: — das alles sind helle Blumen in die Siegeskränze, die sonst ja so viel Schmerz und Jammer zudecken müssen; die hellste davon war das Glück des jungen Paares. Keines von den beiden Liebenden besann sich, welches das Gebende und welches das Nehmende sei; sie wußten nur, daß sie sich eigen gehören durften bis zum Tode.

Während diese freudige Neuigkeit zwischen alle Siegesposten und Verlustlisten die Gemüther beschäftigte, setzte Blanka ihren stillen Dienst fort in der stillen Kammer, wo der bleiche Feldprediger lag. Es waren Stunden eines Genusses, wie sie sich keiner erinnerte, wenn er, oft mit schwacher Stimme, sich mit ihr über das Gelesene besprach oder wenn er, da er selbst zum Schreiben zu schwach war, ihr hie und da in die Feder sagte von seinen Gedanken über Offenbarung und Verheißung, über Schrift und Leben. Was sie in dem Verkehr mit dem Onkel, in seinen Predigten, so oft im

Stillen vermißt, das trat ihr hier lebendig entgegen: ein Geist, ein Gemüth, das als edelste Perle aus allen Tiefen des Lebens und Wissens den Glauben gefunden, und das diesen Bund hochhielt und bewahrte als eine wunderbare Gottesgabe, ein freies Geschenk, auch wenn die Arbeit eines Lebens daran hing.

Der Dekan, der auch manchmal den kranken Amtsbruder besuchte, war ein herzguter und redlicher Mann, der zu seiner Studienzeit auch in den Kampf der Geister, in das Ringen zwischen Glauben und Wissen, hineingezogen worden war.

Bei allem redlichen Fleiß war aber Ringen und Kämpfen gerade seine Sache nicht. „Das mache ich nicht aus; ich predige einmal, worauf ich verpflichtet bin. Was mehr ist, wird eines Tages schon klar werden.“ So hielt er dann erbauliche Predigten, umging aber in Reden und im Denken jede Tiefe, als ob er selbst dem Grund nicht traute, auf den er sich gestellt. Das hatte der tiefer fühlenden Nichte manchmal leid gethan. Hier, bei ihrem Kranken, fühlte sie erst, was rechte Ruhe ist, um so mehr, als die Worte einer tiefen und festen Ueberzeugung von einem kamen, der dem nahen Tod in's Auge sah.

Dem Onkel wurde der innige Verkehr seiner Nichte mit dem Kranken doch bedenklich. „Ich gönn's ihm ja von Herzen, und man weiß, daß es ein hinsiechender Mann ist,“ sagte er zu der Blanka. „Ich weiß auch, daß Du's gern thust; aber Du opferst Dich zuviel auf, und wenn er gleich sterbenskrank ist und Du nicht mehr ganz jung, — meinst Du nicht, die Leute könnten doch Anstoß nehmen? —“

„Ich glaube nicht,“ sagte Blanka ruhig, mit leiser Stimme; „ich bin seine Braut ....“

„Du, Blanka, Du noch Braut! und mit einem Todkranken!?“

„Das ist es,“ sagte sie fest; „ich habe nie daran gedacht, mit einem Gesunden und Lebensvollen mich zu verbinden. Er hat mich gebeten,“ fuhr sie mit leisem Erröthen fort, „ihm für die wenigen Tage, die er noch zu leben habe, den letzten, den einzigen Trost zu geben, daß er nur einmal auf Erden glücklich gewesen sei. Eine irdische Vereinigung ist uns nicht beschieden, ist auch nicht unser Wille; aber an der Pforte seines Grabes dürfen wir einen Bund schließen für die Ewigkeit, und für die kurzen Stunden, die ihm noch beschieden sind, darf ich ihm meine Liebe und Pflege, all' mein Denken und Sorgen weihen. Das Urtheil der Welt kümmert mich nicht mehr.“

„Na, die Welt wird am Ende auch so streng nicht sein,“ meinte gutmüthig der Onkel, „selbst wenn wir zunächst noch still sind über diese seltsame Brautschaft. Heiraten wolltest Du ja doch nicht, so ist ihm und Dir die kurze Freude des Brautstandes wohl zu gönnen.“

* * *

Kampf und Sieg, Noth und Hilfe, Jubel und Todtenklage gingen ihren Weg durch die Welt; der Sieg war errungen, endlich der Friede geschlossen, das deutsche Reich gegründet. Nach all' den Vorfeiern der einzelnen Schlachten und Siege sollte nun das schönste, das heimatlichste Fest, das Sieg und Frieden und die glückliche Heimkehr der Soldaten zugleich feierte, auch in Sonderhausen glänzend und freudig begangen werden. Vor den alten Stadtthoren waren grüne Bäume eingepflanzt; Blumenkränze und Eichenguir-

landen schlangen sich um jedes Haus; Fahnen flatterten aus allen Fenstern, schwarz-roth-weiße natürlich, nur hie und da noch dazwischen bescheidentlich das alte Schwarz-roth-gold, das vor Jahren unsere Jugend hoch begeistert und die neuen Siege vorbereitet und mit errungen hat. Herrn Berg's hübsche Villa war gar nicht mehr zu sehen vor lauter Reichsfahnen, Inschriften und Kränzen, zumal, da heute dort Doppelfeier war. Eine Festrede früh Morgens auf dem Rasen vor der Stadt, Schulferien, feierlicher Ein- und Umzug der glücklich Wiedergekehrten, ein großes gemeinsames Mahl, gastliche Aufnahme der Krieger, die hier nicht ihre Heimat hatten: — alles war auf's Schönste angeordnet und die ganze Stadt in feuriger, freudiger Aufregung und Bewegung. Die Mehrzahl der Verwundeten war hergestellt oder doch im Stande, an dem Zuge Theil zu nehmen; die Trauernden hielten sich stille daheim, — man sah und hörte nur Freude und Jubel.

Die Kirche war geöffnet und ihre Pforte bekränzt. Nicht die Festpredigt sollte da gehalten werden, die war ja draußen auf dem Rasen, wo eine eigene Kanzel war errichtet worden; nein, der Altar war geschmückt und durch das bekränzte Portal sollte heute noch ein Hochzeitpaar einziehen. Herr Berg hatte es so gewünscht und durchgesetzt, trotz der Einwürfe seiner Tochter, die den Tag, der sie zu solch nie gehofftem Glücke führte, doch viel lieber nicht so ganz mit dem allgemeinen Jubiläum gefeiert hätte. Herr Berg aber konnte sich nichts Schöneres denken als seine patriotische Opferwilligkeit, die selbst die einzige Tochter dem tapfern Krieger zum Lohne hingab, am Siegesfeste so recht vor aller Augen darzulegen. Drum mußte im Festzug vor dem ziemlich kleinen Häuflein der zurückgekehrten Soldaten der offene Wagen fahren, darin

der Bräutigam saß, noch etwas bleich und angegriffen, in voller Uniform mit dem eisernen Kreuz, zu Seiten der geschmückten Braut; er, der edle Vater, nahm den Rücksitz ein; die zwei stolzen und glücklichen jungen Schwäger aber hatten sich noch einen Einspänner herausgeschlagen, in dem sie dem Brautwagen folgten. Wie sehr es auch dem glücklichen Paare widerstrebte, so als Festhämmel zu figuriren, sie waren zu glücklich, als daß sie dem Vater hätten widerstreben können. Der Jubel und das Glück des Volkes wurde allerdings noch erhöht durch den seltnen Anblick einer so lieblichen bekränzten Braut.

Ehe aber noch der festliche Umzug durch alle Straßen beendet war, gerade während die zweite, die bürgerliche Festrede durch den Stadtschultheiß vom Rathhausbalkone herab gehalten wurde, war durch die bekränzte Kirchenpforte leise ein Brautpaar getreten, das gerade im allgemeinen Freudensturm hoffte ganz stille und unbemerkt die heilige Feier begehen zu können.

Ein stattliches Paar war es, wenn auch nicht so jung und so schön, wie das erstere, das draußen im Siegeswagen dahin fuhr; der Bräutigam schritt noch etwas langsam und müde einher und die schönen Augen der Braut waren mit stiller Sorge auf ihn gerichtet.

Es war Blanka, die Todtenbraut, die nur als Verlobte ihren Pflegling, der ja auch nie ein Weib heimführen wollte, hatte angehören wollen, bis sie ihm die Augen zudrücken dürfe.

Sie hatten viel schöne Stunden zusammen verlebt in dem einsamen Rathhausstübchen, in stiller, geduldiger Erwartung des nahen Scheidens, das Scheiden aber war nicht gekommen. „Es ist Schwäche, Erschöpfung; Auszehrung ist's nicht," hatte

der Doktor von Anfang gesagt, als der Prediger so gewiß das Vorgefühl des nahen Todes zu haben glaubte. Leise, langsam, ganz allmählich hatten sich auch die Kräfte gehoben und zuletzt hielt es Wild selbst für Pflicht heimzukehren, um dies letzte Aufflammen seiner Kraft, wie er noch immer glaubte, seinem Berufe daheim zu weihen.

Der Doktor wurde befragt. „Sie können gehen in Gottes Namen,“ entschied dieser; „in Tirol, wo Sie daheim sind, ist die Luft noch gesünder für Sie, als hier. Nur in's Amt dürfen Sie nicht gleich wieder und“, fügte der Doktor mit einem pfiffigen Seitenblick hinzu, „besser wär's auch, wenn Sie nicht allein gingen. So einsam in der Trübsal, da könnte es erst noch Ernst werden mit dem nahen Ende, das Sie durchaus haben wollen; unter der Pflege einer vernünftigen Frau aber, — da kann's noch ganz anders kommen.“

Lebensmuth und Freudigkeit hatten dem Kranken noch immer nicht wiederkehren wollen; doch hatte er sich aufgerafft zu der Frage an Blanka, in der er so ganz die gleichgestimmte Seele erkannt, ob sie, die als Braut sich ihm geweiht für seine letzten Lebenstage, sich nicht auch entschließen könnte, als Gattin ihm anzugehören, auch wenn es dieser letzten Lebenstage noch einige mehr werden sollten? — Er hatte doch selbst beim Schluß seiner Anrede ein wenig lächeln müssen. —

Und nun, — was hatte Blanka thun wollen? Ein Herz nimmt sich nicht mehr zurück. An die einst so feurig ausgesprochenen Grundsätze hatte das Paar sich gegenseitig nicht mehr erinnert und der zuerst etwas besorgte Onkel, durch den Arzt beruhigt, segnete heute den Bund mit einer Wärme und Innigkeit, die man oft in seinen Predigten vermißte.

Das neu eingesegnete Paar hatte sich stille in einen Seitenstuhl zurückgezogen, da Blanka gern noch bei Herminen's Trauung zugegen sein wollte, der Zweiten im Bunde der Freiwilligen. Auch Wilhelmine, die Dritte, fehlte nicht. Hermine hatte nicht vergessen, sie zu ihrer Hochzeit zu laden und der patriotische Papa Berg beabsichtigte sogar, ihr bei der Tafel einen Eichenkranz zum Lohn ihrer Verdienste aufzusetzen.

Ein junges Brautfräulein konnte die ehrsame Jungfrau freilich nicht mehr vorstellen, obwohl sie, wie immer, gar anständig und ansprechend aussah im schwarzseidnen Kleide, der Hochzeit zu Ehren noch ein Zweiglein Immergrün in die ergrauenden Haare geheftet.

Auch hatte diese ehrbare Brautjungfer keinen jugendlichen Kavalier als Begleiter in Anspruch genommen. Der ältere Mann an ihrer Seite war auch Soldat, Unteroffizier; zwar ohne das eiserne Kreuz, — denn nicht alle Tapfern finden entsprechenden Lohn, — doch aber mit einer Ehrenmedaille geschmückt; ein braunes, vernarbtes, ehrenfestes Gesicht, so recht, wie man sich einen Invaliden denkt. Daß er etwas mühsam an der Krücke, mit Einem hölzernen Bein an der Seite seiner rüstigen Gefährtin einherschritt, das galt heute mehr als Schmuck und Ehre, denn als Mangel und Verunstaltung.

So hatte auch Jungfrau Wilhelmine gedacht, als vor wenigen Wochen der Freund ihrer Jugend, des Schulzen Johann, nach so langjähriger Trennung mit einem Mal im Ladenstübchen erschienen war und sich ihr vorgestellt hatte, ein schlachtenmüder, lahmgeschossener Kämpfer, dienstuntüchtiger, verabschiedeter Unteroffizier.

Er hatte nicht den Muth gehabt, als junger Bursche das Mädchen seiner Wahl von seinen Eltern zu ertrotzen, und daß sie ihn verschmäht, als sie reich geworden, als seine Eltern mit Freuden eingewilligt hätten, das hatte ihm in's Herz geschnitten; er war Soldat geworden, gegen des Vaters Willen. Sein Jugendlieb hatte er nicht mehr gesehen, aber auch nicht vergessen.

„Kennst mich noch Minele?“ hatte er gefragt, als er in ihre Ladenstube getreten war; „ich habe viel durchgemacht und meine oft, ich sei schon ein paar Mal gestorben. Als ich doch davon kam, da habe ich auch nach Haus gehen wollen wie die andern, die mir oft erzählt haben, wie Vater und Mutter, oder Weib und Kind daheim sich auf sie freuen; — für mich ist aber niemand mehr daheim gewesen. Vater und Mutter sind todt, die paar Geschwister weit fort; der Eltern Gut schon lang verkauft in fremder Hand. Da ist mir's gekommen, Du seiest der einzige Mensch auf der Welt, der sich vielleicht noch ein bischen um mich kümmere; schickst mich fort?“

Nein, sie schickte ihn nicht fort. Sie setzte ihn bequem auf ihren Sopha; sie kochte ihm guten Kaffee und bewirthete ihn mit lang gespartem Ehrenwein und ließ sich erzählen, was er alles erlebt und gelitten von 66 bis auf heute; sie — hörte es gar nicht mehr, wenn die Ladenglocke schellte.

Es war spät geworden und Zeit zum Aufbruch. Der alte Invalide hatte sich im Gasthof in der Nähe einquartirt; aber das Fortgehen schien ihm schwer zu werden. Er stand so lange unter der Thür, daß die allezeit fertige und handelnde Wilhelmine am Ende fast ungeduldig wurde.

„Hör', Minele,“ sagte er da plötzlich, „gewartet habe

ich lang genug, ich sag's lieber jetzt gleich heraus. Siehst, ich habe niemand Eignes auf der Welt, und wenn ich auch nicht arm bin, so bin ich doch mutterseelenallein. Minele, wie ich noch jung gewesen bin und gesund und sauber, da hast mich nicht wollen; jetzt bin ich krumm und lahm und weiß nicht, was ich anfangen soll in der Welt? Willst mich jetzt?"

Ja, sie hat ihn gewollt. Jetzt erst freute sie sich recht von Herzen der Unabhängigkeit, die ihr nun volle Freiheit gab, ihrem Jugendfreund alles zu sein, was nur ein treues und sorgsames Weib einem hilfebedürftigen Manne sein kann. Auch der Laden bot dem Invaliden Gelegenheit genug zu angenehmer und nützlicher Beschäftigung; nur Schade war's, daß die Papiere nicht alle schon so im Reinen waren, daß auch das dritte Paar sich noch hätte am Siegesfest können einsegnen lassen; es kam ihnen beiden so recht die Lust dazu.

Die zweite Trauung war vorüber; kaum konnte Raum gemacht werden durch die schaulustige Menge bis zum offnen Wagen, wo die Hermine einstieg, deren liebliche Erscheinung im weißen Atlaskleide und silberdurchwirkten Schleier ein bewunderndes „Ah" hervorrief. Das geschloss'ne Gefährt, in dem das zweite Paar zur Wohnung des Dekans fahren wollte, stand daneben; Blanka, die mit dem Bräutigam den geöffneten Weg benützt, kam so einen Augenblick neben Herminen zu stehen und der Zufall oder die drängende Menge trieb fast zugleich Wilhelmine, die sich mit ihrem invaliden Begleiter hatte zur Seite flüchten wollen, auch an die Wagenpforte. So standen denn die letzten Drei, die sich so ernstlich verbündet hatten zum Entschlusse allein zu bleiben, einmal noch beisammen. Sie schauten sich lächelnd in die Augen

und dann jede in das Auge, das ihr nun zum Leitstern der Zukunft geworden. Blanka bot Herminen die Hand und nickte Wilhelminen freundlich zu. So schieden sie, ohne Entschuldigung und ohne Erklärung mit herzlichem Abschiedsgruß.

„C'est la guerre!“ sagte Herr Müller, der hilfreich einen Wagen auch für das Invaliden-Brautpaar besorgt hatte.

Sie haben verabredet, die Drei, sich jedesmal zu treffen, so oft der Jahrestag der Siegesfeier wiederkehrt. Wir wollen hoffen, es werde keine je bereuen, daß sie in solch besonderem Fall von ihrem Grundsatze abgewichen ist; hoffen, daß des deutschen Reiches Heil und Frieden, wie das Glück dieser drei Paare, immer mehr befestigt, gesichert und verklärt sein werde, bei jeder Wiederkehr des festlichen Tages.







Hedwig





